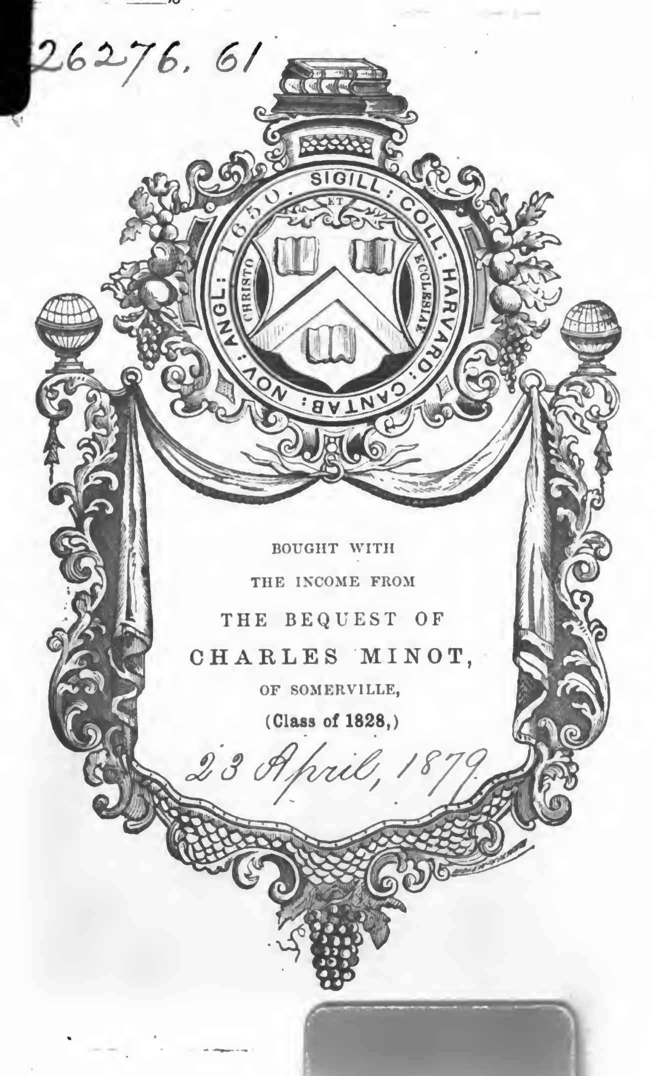


Deutscher sagenschatz

Julius Wilhelm Otto Richter


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
23 April, 1879


BARBAROSSA

Deutscher Sagenschatz.

Herausgegeben

von

Dr. J. W. Otto Richter.

I. Abtheilung.

Sagen des Thüringer Landes.

1. Heft

Eisleben, 1877.
Verlag von Otto Mähnert.

Sagen

des

des Kyffhäusergebirges und des nördlichen Thüringens.

Unter der Presse sind:

Heft 2.

Sagen von Eisenach, dessen Umgegend, sowie des nördlichen Teiles des Thüringer Waldes.

Heft 3.

Sagen des südlichen Teiles des Thüringer Waldes, des Werra-, Gera- und Ilm-Thales.

Heft 4.

Sagen des Unstrut- Schwarza- und Saal-Thales.

Vorwort.

Die Sagen dieses ersten Heftes meiner Sammlung sind aus einer Anzahl älterer Werke ausgewählt und in einer Form, welche dem vorliegenden Zwecke entsprach, wieder gegeben worden. Wer mit unbefangenen Augen prüfen will, wird finden, daß die hier gebotene Fassung einem Volksbuche nicht so ganz unangemessen ist. Benutzt wurden, wie bei den einzelnen Sagen ersichtlich ist, namentlich folgende Werke: Otmar, Volkssagen, Bremen 1800; Grimm, deutsche Sagen; J. G. Büsching, Volkssagen; L. Bechstein, der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringer Landes; Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen; Volkssagen, (Eisenach 1795—1800); Ludloff, Thüringer Sagen und Volksmärchen; K. Meyer, Questenberg (ein Aufsatz); Wolff, Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde; Thuringia (1842. 43); C. F. U. Giebelhausen, Mansfeld'sche Sagen und Erzählungen. (In Mansfeld'scher Mundart); Cyr. Spangenberg, Mansfeld'sche Chronik; derselbe, Querfurtische Chronik. Außerdem wurden einzelne Nummern mündlichen Mitteilungen entnommen. — Die drei letzten Hefte der Thüringer Sagen sollen, wenn irgend möglich, schnell auf einander folgen. Möge durch die Sammlung, welche dieses Heft beginnt, dazu beigetragen werden, daß ein Teil der besten geistigen Güter unseres Volkes, dessen Liebe wieder gewinnt!

Eisleben, Ende Januar 1877.

Der Herausgeber.

Einleitung.

Die deutsche Kaisersage und die falschen Friedriche.

Das Thüringer Land, dessen Sagendichtungen unsere Sammlung eröffnen sollen, dehnt sich zwischen Harz und Thüringer Wald, zwischen Werra und Saale aus und bildet ein Gebiet von etwa 400 □Ml. in der Mitte des deutschen Vaterlandes.

Schön und anmutig sind seine Berge und Thäler, reich seine Fluren und Triften, volksbelebt seine Städte; frisch und froh, innig und bieder die Menschen, die es bewohnen. Große Erinnerungen aus der früheren wie aus der späteren Zeit der vaterländischen Geschichte knüpfen sich an dieses Gebiet und machen es dem Patrioten noch teurer. Hart an der nördlichen Grenze, welche durch das Harzgebirge gebildet wird, dehnt sich in der Richtung des letzteren von NW. nach SO. die „Güldene Aue," das gesegnete Helmethal, aus, in dessen Süden das kleine liebliche Kyffhäusergebirge liegt. Letzteres wird durch eine Thalsenkung, die von Sondershausen (an dem Unstrutzufluße Wipper) über Frankenhausen nach Artern (am Unstrutwinkel) zieht, gegen Süden von der Hainleite geschieden; es erstreckt sich zwischen dem Dorfe Badra (an der Chaussee von Kelbra nach Sondershausen) und dem Dorfe Ichstädt (an dem Fahrwege von Kelbra nach Artern) 4 Stunden weit in der Richtung von WNW. nach OSO. und zwischen den Städten Kelbra und Frankenhausen 2 Stunden weit von NNW. nach SSO. — Herrlich sind die Laubwälder, die dieses kleine, isolirte Gebirge bedecken, überaus lieblich von ihnen herab die Thalblicke auf die „Güldene

Aue," nicht minder die Fernsichten, z. B. auf den waldigen Südharz. Die Ueberreste von vier stattlichen Burgen, Zeugen einer großen Vergangenheit, blicken von den ragenden Höhen hernieder und frisch und fröhlich noch immer blüht ringsum das Volksleben, das anderwärts unter dem Einfluße der Neuzeit bereits sein ursprüngliches Gepräge verloren hat. Von den erwähnten Burgen sind diejenigen beiden die interessantesten, welche in's Helmethal hinabschauen — die Rothenburg und die Kyffhäuserburg; von einer dritten Burg ragt im S. des Gebirges über Frankenhausen der „Hausmannsturm" stolz in die Gegenwart hinein, während etwa westlich von der letzterwähnten Stadt die Ueberreste der Falkenburg, das Haupt jenes Gypsberges krönen, der im Innern die Wunder der „Kaiser-Friedrichs-" oder „Barbarossa-Höhle" birgt.

Auf diesem Gebirge und in seiner nächsten Umgebung hat der sagenbildende Volksgeist emsig gewirkt, so daß sich ein Büchlein mit seinen Schöpfungen füllen läßt. Allen Sagen aber, die vom Kyffhäuser erzählt werden, steht die Kaisersage an Bedeutung voran, die hier zwar nicht ihren Ursprung gefunden hat, jedoch nach ihrer Ausgestaltung an diesem Gebirge localisirt worden ist.

Ursprünglich erzählte sich das deutsche Volk diese Kaisersage unabhängig von einer bestimmten Stätte. Der von der Wut des Papsttums und des Klerus verfolgte Kaiser Friedrich habe sich, so ging die Sage, mit seinen Getreuen heimlich aus Europa über das Meer gerettet, weil schweres Unheil ihm geweissagt worden; anderwärts erzählte man sich, daß der durch die Kirche mit dem Banne und Interdicte belastete Kaiser kurz vor dem Osterfeste in den Wald auf die Jagd geritten sei, und dort ein Ringlein an den Finger gesteckt habe, durch das er plötzlich verschwand; man wisse nicht, ob er todt oder noch lebendig sei. Allmählich traten besondere Beziehungen ergänzend hinzu. Bald wollte man den Kaiser wiedergesehen haben und tröstlich hatte er dann gesagt, daß er zurückkehren werde, um im Kampfe mit den Pfaffen auf römischer Erde gewaltig zu werden, sowie das heilige Grab zu befreien; wenn er dann seinen Schild an einen dürren Baum hänge, werde derselbe wieder grünen. Noch etwas später wird die Sage localisirt. Namentlich findet sich in der Thüringer Chronik des Johannes Rothe von

Eisenach (um 1440) die Mitteilung von einer „unter den Christen heimlich umgehenden Ketzerei," der gemäß man glaube, daß der „ketzerische" Kaiser Friedrich noch lebe, auf dem wüsten Schlosse Kyffhausen in Thüringen und anderen Reichsburgen herumwandere, sich zuweilen sehen lasse und mit den Leuten rede; ein mächtiger Kaiser Friedrich solle vor dem jüngsten Tage kommen, um unter den Fürsten Frieden aufzurichten. Dann wird der Kaiser weiterhin in den Berg versetzt, wie es die Sage sonst auch mit den Göttern und Helden, namentlich mit Karl dem Großen, gethan hat. Zunächst läßt unsere Sage den Kaiser Friedrich in mehreren Bergen wohnen, so unter dem Kegel des Trifels in der Felsenhöhle von Kaiserslautern, in dem Untersberg bei Salzburg, und derselbe erscheint dann im Schmucke der Krone und des Scepters, von seinen Helden umgeben; sein grauer Bart ist schon zweimal um den Tisch herumgewachsen, wenn dies zum dritten Mal geschehen ist, so kommt, wird erzählt, der jüngste Tag und am Fuße des Berges wird eine furchtbare Schlacht geschlagen. Zuletzt fesselt sich die Sage besonders an den Kyffhäuserberg in der allbekannten Fassung: Kaiser Friedrich sitzt in diesem Berge, in welchem er sich verzaubert hat, an einem steinernen Tische, das Haupt stützt er mit der Hand und nickt wie im Traume. Vor dem jüngsten Tage wird er erwachen, das Kaisertum antreten und Konstantinopel, Jerusalem und das heilige Grab gewinnen. Jubelnd werden ihn die Christen gesammt begrüßen, an den dürren Baum in Griechenland, der wieder ergrünt, wird er seinen Schild hängen und ein allgemeiner Friede und das goldene Zeitalter beginnt. Dazu kommt dann noch, augenscheinlich in späterer Zeit, der Zusatz, daß ihn ein Schäfer, der ihn durch ein Liedchen erfreut, gesehen habe; der Kaiser habe gefragt, ob die Raben noch um den Berg flögen, und auf Bejahung dieser Frage gesprochen: So muß ich hier noch hundert Jahre lang schlafen!

Daß diese Kaisersage die Verkörperung der reichstreuen Gesinnung unseres Volkes, des unerschütterlichen Glaubens unserer Vorfahren an eine Erneuerung der alten Kaiserherrlichkeit darstellt, liegt auf der Hand. Dieser Glaube erfüllte grade in den Tagen der größten Zersplitterung und tiefsten Erniedrigung alle vaterlandsliebenden Herzen und half ihnen über die Zeiten der Trübsal hinweg. — Was die Sage im

Einzelnen anlangt, so spiegelt sie zunächst den gewaltigen Gegensatz wieder, welcher namentlich die Zeit der fränkischen und hohenstaufischen Kaiser bewegte. Die Feindschaft des Papstes, dessen Bann, die Ausschließung aus der kirchlichen Gemeinschaft und die dadurch hervorgerufene Untreue der Fürsten führen nach einer der ältesten deutschen Gestaltungen der Sage die Verzauberung des Kaisers herbei. Zunächst noch ein „Waller", erscheint er „Bauern", d. h. Männern aus dem Volke, die die reichstreue Gesinnung bewahren, und verkündet seinen künftigen Sieg über Rom und die römischen Pfaffen. Hier ergibt sich so deutlich der tiefe Sinn unserer Sage! Das dem Kaisertum treu ergebene Volk kann nicht daran glauben, daß dasselbe dem Papsttum dauernd erlegen ist, es erwartet von der Zukunft eine Sühne, und darum gilt ihm der Kaiser nicht als gestorben, sondern nur als verzaubert; dessen Wiederkunft zur gerechten Vergeltung als sicher bevorstehend. An verschiedenen Stätten, welche besonders mit Erinnerungen aus der Kaiserzeit der Franken und Hohenstaufen verknüpft waren, ging die tröstliche Sage besonders um; namentlich da, wo Kaiserpfalzen und Burgen standen oder gestanden hatten, wollte man den „Kaiser" gesehen und sein tröstliches und verheißungsvolles Wort vernommen haben. Daß diese Sage namentlich auch in Thüringen allgemein wurde, ist aus vielen Gründen erklärlich. Das freie Bauerntum hatte sich gerade hier im Anschlusse von Kaiser und Reich lange erhalten und noch zur Zeit der letzten Hohenstaufen den Landgrafen zum Trotz seine Rechte zu verteidigen gesucht; mit dem Sinken der Hohenstaufen war jedoch sein Geschick entschieden. Kein Wunder also, daß der „Verlust" des Kaisers von dem gebeugten Volke dieser Landschaft schmerzlich empfunden wurde; daß man hier allen denjenigen heftig zürnte, die denselben verschuldet hatten. Bekannt auch ist, daß gerade Thüringen seiner Zeit in den erschütternden Streit zwischen Kaisertum und Papsttum hineingezogen worden war, als Heinrich Raspe „von Papstes Gnaden" als Gegenkönig Friedrichs II. auftrat. Vielleicht fehlt daher unserer Sage nicht so ganz der bestimmte Sinn, gegen die Anmaßungen dessen zu protestiren, den das reichstreue Volk höhnisch den „Pfaffenkönig" zu nennen pflegte. Daß die Thüringer und ihre Nachbarn in Hessen sich nicht so ohne weiteres dem verfolgungssüchtigen Klerus beugten, sondern diesem Todt-

feinde des Kaisertums recht herzlich abgeneigt waren, beweist wohl recht deutlich die kräftige Abwehr der Inquisition und das Ende Konrad's von Marburg unter den Schlägen der zornigen Bauern (1234). Bezeichnend ist es unter anderm auch, daß ein Kleriker, wie Johannes Rothe, unsere Kaisersage als „Ketzerei" bezeichnet und in dem Kaiser selbst einen „Ketzer" erblickt. — Warum knüpfte nun aber das Thüringer Volk unsere Kaisersage an den Kyffhäuser, gestaltete das Innere desselben zu einem wunderbaren Palast, in welchem der „verlorene" Held verzaubert bis zur Wiederkunft wohnen sollte? Unschwer ist diese Frage zu beantworten. Wissen wir doch, daß gerade die Gegend, in welcher der Kyffhäuser emporragt, besonders reich an Kaisergütern und Pfalzen gewesen ist, daß dieselbe oft von großen Kaisern zum Aufenthalte gewählt worden ist. Sieht man ab von den großen Erinnerungen an die gewaltigsten Kaiser des sächsischen Hauses, welche sich an fernere Orte, wie Memleben, knüpfen, so wird man doch die Bedeutung in Betracht ziehen müssen, durch welche die nahen kaiserlichen Pfalzen in Allstedt, Wallhausen und namentlich auch in Tilleda hervorragten. Auf dem sogenannten Pfingstberge, welcher sich mit jäher Wand über dem heutigen Dorfe Tilleda erhebt, stand die letzterwähnte Pfalz, in welcher die Kaiser Otto II., Otto III., Konrad II., Heinrich III., Friedrich I., und Heinrich VI. nachweislich residirt und wichtige Regierungsgeschäfte besorgt haben; der letzte große Akt, den diese Pfalz gesehen hat, war die Versöhnung des letzterwähnten Kaisers mit dem greisen Heinrich dem Löwen im Jahre 1194. Unmittelbar über der Pfalz hatte sich dann auf ragendem Berge in drei Etagen die großartige Reichsburg Kyffhausen erhoben; unterhalb die Kapelle „zum heiligen Kreuz," lange Zeit ein berühmter Wallfahrtsort, in der Mitte die Herrenburg und auf dem Gipfel die von den Burgleuten bewohnte und verteidigte, durch gewaltige Warttürme überragte Oberburg. Zwar verfielen die Pfalz, die Kapelle und die Wohnungen der Reichsburg allmählich, doch stolz ragte fort und fort als versteinerter Zeuge der alten Herrlichkeit der hohe Wartturm (gewöhnlich „Barbarossaturm" genannt) in die spätern Zeiten hinüber und mit ehrfurchtsvoller Scheu mußte das umwohnende Volk auf die gewaltigen Trümmer blicken, zu denen nach dem Sinken der großen Kaiser diese Wohnstätten derselben verfallen waren. Kein Wunder also,

wenn das Thüringer Volk, und, seinem Beispiele folgend, bald die ganze Nation diese Stätte zum Wohnsitze des „verlorenen" Kaisers machte; die schon ältere Kaisersage grade hier localisirte.

Doch es fragt sich nun auch, welchen Kaiser das deutsche Volk in die Zauberwelt der Sage versetzt hat. Zunächst ist's wohl „der" Kaiser gewesen, d. h. ein großer erhabener Herrscher, der mit gewaltigem Scepter das deutsche Reich regiert hat. Als solche Herrscher ragen Karl der Große und Otto der Große hervor; und in der That taucht der erstere, wie bereits erwähnt, mehrfach in ähnlichen Sagendichtungen auf — er, der den Glanz der römischen Kaiserkrone dem Volke der Germanen zugebracht hat. Daß die Gestalt Otto's zuweilen an seine Stelle tritt, kann nicht auffallen, da dieser für die eigentlichen Germanen die Kaiserwürde erworben und das „römische Reich deutscher Nation" begründet hat. Dann, so sahen wir, heißt der Kaiser auch „Friedrich", schon ehe die Sage als Kyffhäusersage zum Abschlusse gelangt. Unter diesem Friedrich ist, das sieht man sogleich, einer der Hohenstaufen gemeint, welche zuletzt noch die von dem großen Karl und Otto ererbte Krone mit Ansehen und Würde getragen haben. Aber welcher Friedrich ist zu denken; Friedrich I. oder Friedrich II.? — Die späteste Fassung der Sage nennt den „Barbarossa", den Rotbart; das wäre der erste Friedrich. Allein durch diese spätere Gestaltung darf man sich nicht irre machen lassen. Der Rotbart, das ist wahr, hat eine große, glänzende Regierung geführt; gewaltige Heere „zogen unter seinen Fahnen in's ferne Wälschland, um dort die Städte zu beugen und den Papst zu demütigen; lange lastete des letzteren Bann schwer auf seinem Haupte, weil er das Kaisertum nicht zu einem „Lehn" des römischen Stuhles herabwürdigen lassen wollte, und was Deutschland betrifft, so hat er auch hier mit schneidigem Schwerte den Uebermut der Vasallen gebändigt. Nehmen wir hinzu, daß sein tragischer Tod auf dem Kreuzzuge im hohen Greisenalter und fern dem Vaterlande des Volkes Theilnahme für ihn erregen mußte, so möchten wir allerdings zu der Annahme geneigt sein, daß er und kein anderer der Held der Sage geworden ist. Allein mit Recht ist auch von anderer Seite*)

---

*) Vgl. hierzu Dr. Georg Voigt, die Kyffhäusersage. Leipzig 1871 J. C. Hinrichs'sche Buchh., S. 4.

darauf hingewiesen worden, daß Friedrich I. keineswegs zum Helden grade dieser Sage geeignet ist. Dieselbe, das ist zu offenbar, hat eine ganz entschieden feindliche Tendenz gegen Rom und den römischen Klerus; da nun Friedrich I. zwar lange Zeit heldenmütig gegen das Papsttum gekämpft, sich indeß zuletzt demselben demütig unterworfen, ja im Dienste desselben seinen unglücklichen Kreuzzug unternommen hat, so konnte er nicht Held einer Sage werden, nach welcher der Kaiser durch die Feindschaft des Klerus zur Verzauberung in den Berg gezwungen und mit der Mission betraut wird, in gewaltiger Wiederkunft Rom's und des Papsttums Macht zu vernichten. Auch ist Friedrich I. nicht der letzte große Kaiser, nach dem das reichstreue Volk sehnsüchtig ausschauen konnte; nach Friedrich dem I. folgten noch gewaltige Herrscher, wie Heinrich VI. und namentlich der zweite Friedrich. Der letztere, welcher der letzte große Hohenstaufe auf deutschem Trone gewesen ist, wird mit mehr Recht als der Held unserer Sage angesehen werden können. Derselbe hat, wenn sein Walten näher betrachtet wird, der liebenswerten Züge weit weniger als sein Großvater, der Rotbart; auch war er weder von Geburt ein Deutscher, noch unserm Vaterlande von Herzen zugthan; kurze Zeit nur hat er sich von dem milden Lande, in dem seine Wiege gestanden, zu trennen vermocht, um sich in dem nordischen Reiche seiner Väter als strenger Herrscher zu zeigen und gleichzeitig wertvolle Rechte und Gebiete preiszugeben; — indeß entdecken wir schon auf einen flüchtigen Blick in seine bewegte Regierungszeit deutlich den Punkt, auf welchen es der Sage ankam, die entschlossene und unerschütterliche Feindschaft gegen das Papsttum.*) Den größten Teil seines Lebens hat er gegen die gewaltigen Päpste Gregor IX. und Innocenz IV. mit bewundernswürdigem Mute gekämpft; weder Bann noch Interdict gescheut; Papst, Klerus und Mönche mit Kriegsheeren wie mit Waffen des Geistes unaufhörlich bedrängt, und, so lange die Kraft ihm verblieb, nichts von seinen Rechten geopfert. Andrerseits ist er unaufhörlich Gegenstand grimmigen Hasses seitens des päpstlichen Stuhles gewesen; Aufruhr, Hinterlist, Bestechung, ja Mordanschläge wurden allenthalben in's Werk gesetzt, um ihn niederzuwerfen; ja selbst im heiligen Lande fand

*) Vgl. Voigt a. a. O. S. 5.

er, als er seinen Kreuzzug unternahm, schlimmere Gegner in den Anhängern des Papstes als in den Sarazenen, denen er Jerusalem abgewann. Zuletzt noch ließ ihn jener Innocenz IV. auf der berüchtigten Synode von Lyon als abgesetzt erklären (1245) und suchte, gestützt auf dieses Decret, in die tiefsten Schichten des Volkes die Meinung zu tragen, daß jeder gläubige Christ verpflichtet sei, von diesem „Ketzer“ abzufallen. Und was das Verruchteste ist, selbst als die Ruhr dem Kämpfer ein jähes Ende bereitet hatte, setzte das römische Priestertum noch den wütenden Kampf gegen seine Nachkommen fort und rastete nicht eher, als bis der letzte derselben ausgerottet war. Manfred's und Konradin's tragisches Ende war der letzte Racheact Rom's gegen den Kaiser, welcher niemals aufgehört hatte dessen unberechtigten Anspruch auf die Weltherrschaft zu bekämpfen. Das deutsche Volk aber, welches in seiner überwiegenden Mehrzahl auf der Seite des Kaiser's gestanden hatte, mochte derselbe ihm auch wenig Gutes erwiesen haben, blickte mit tiefer Wehmut auf dieses tragische Loos und hoffte, in starker Abneigung gegen des Kaisers giftige Gegner, von der Zukunft gerechte Vergeltung. So ging allmählich Friedrich II. in die deutsche Sage über als „verlorener“ Kaiser, als künftiger Retter des Reiches und Verderber des römischen Pfaffentum's. — Neuere Forschungen lassen es nun als wahrscheinlich erscheinen, daß der Ursprung der Sage in Italien zu suchen und auf die mystischen Anschauungen zurückzuführen ist, die unter den Anhängern des calabresischen Abtes Joachim Fiore verbreitet waren.*) Dieselben geben dem Kaiser Friedrich II. die Aufgabe, das durch die sündliche Verblendung der Bischöfe und Priester notwendig gewordene Strafgericht zu vollstrecken und dadurch eine Läuterung der Kirche herbeizuführen. Bei ihrem Uebergange nach Deutschland hat die Sage zunächst zwar dem Kaiser die Rolle des Dulders zugewiesen, der durch den priesterlichen Haß in's Verderben gerät, aber sogleich weiter fortschreitend, ihm auch eine glorreiche Wiederkunft zum Heile des Reiches und zur Vernichtung Roms beigelegt.

Stark muß schon früh die Verbreitung unserer Kaisersage gewesen sein; dafür spricht am besten, daß bereits im 13. Jahr-

*) Vgl. Voigt a. a. O. S. 6. ff.

hundert das Auftreten falscher Friedriche beginnt. Und fürwahr, ein Wunder ist's nicht, wenn man die traurigen Zeiten berücksichtigt, welche dem Ende Friedrich's II. auf dem Fuße folgten! Ueberall Raub und Plünderung, Krieg und Fehde im deutschen Lande und in Italien, überall der Mangel eines geachteten Herrschers, der sein Ansehen zu Gunsten der gewaltsam Unterdrückten geltend zu machen vermochte! An den letzten gewaltigen Kaiser knüpft sich mit aller Kraft der Volksglaube an und bald schon glaubt man, durch Abenteurer getäuscht, denselben wiedererstanden. Nur beiläufig sei es erwähnt, daß bereits Manfred auf Sicilien in einem greisen Eremiten, welcher dem Kaiser ähnlich sah, einen falschen Friedrich zu bekämpfen hatte; in Deutschland soll der erste falsche Kaiser 1262 aufgetreten, aber schnell beseitigt worden sein*). Gefährlicher wurde Friedrich Holztisch (Thilo Kolup), der in Köln 1284 auftrat und seine Kaiserrolle 2 Jahre lang sehr geschickt spielte. Er forderte den Kaiser Rudolf von Habsburg auf, ihm die Krone zurückzugeben und als seinem Herrn zu huldigen. Das Volk fiel ihm schaarenweise zu und eine große Anzahl von Fürsten, z. B. der Herzog von Braunschweig und Landgraf von Thüringen, ließen ihm reiche Geldunterstützungen zufließen. Selbst italienische Fürsten und Städte schickten Gesandte nach Deutschland, um sich über diesen Friedrich zu unterrichten und die Anhänger Joachim's von Fiore sahen ihren Glauben als bestätigt an. Endlich sah sich Rudolf von Habsburg genötigt, gegen den falschen Friedrich, welcher in Wetzlar sein Hoflager errichtet hatte, entschieden aufzutreten; er erzwang seine Auslieferung und ließ ihn dann zu Neuß als Zauberer und Schwarzkünstler hinrichten. Interessant ist die Angabe, daß dieser Thilo Kolup erklärt haben soll, er sei dazu angeregt worden, die Rolle Kaiser Friedrich's zu spielen, weil er auf dem Kyffhäuser einst für denselben gehalten worden sei. — Einige Jahre nach diesem Abenteurer trat zu Lübeck ein alter Mann als Kaiser Friedrich auf, erlitt aber nach kurzer Zeit, wiewohl das Volk ihm zufiel, einen gewaltsamen Tod. Dann erstand 1295 zu Eßlingen abermals ein falscher Kaiser, der auf dem Scheiterhaufen, wie Thilo Kolup, endete.

Besonders mächtig scheint der Glaube an die siegreiche

---

*) So berichtet Pomarius in seiner sächsischen Chronik.

Wiederkunft Kaiser Friedrichs gewesen zu sein, als Ludwig der Baier, seit 1324 im Banne des Papstes von Avignon, den Kampf gegen die Hierarchie zu erneuern hatte. Auffällig ist nur, daß bei der damaligen Verbreitung der Sage kein falscher Friedrich hervortrat; wir wissen wenigstens von einem solchen Hervortreten nichts. Der letzte falsche Friedrich, von welchem wir wissen, hat seine Rolle an derjenigen Stätte gespielt, an welcher die Kaisersage localisirt worden ist. Seine Zeit gehört der Reformation an, deren gewaltige Umwälzungen so recht geeignet waren, die Sage von dem verzauberten und als Ueberwinder Rom's wiederkehrenden Kaiser neu zu beleben. Es war kurz vor dem Tode Luthers (1546), als von den in der „Güldenen Aue" wohnenden Landleuten ein Rauch bemerkt wurde, der aus der Kapelle „zum heiligen Kreuz" aufstieg. Da dieselbe seit der Verbreitung der Reformation in Thüringen verödet war, so zog diese unerklärliche Erscheinung mehrere hundert Menschen herbei. Diese sahen hier einen seltsamen Mann am Feuer sitzen, dessen Aeußeres auffiel. Sein Kopf war hager und dürr, sein Gesicht bleich; auf seinem verwilderten und schon ergrauten Haupthaare saß eine taubennestartige Kopfbedeckung; von seinem Kinn hing ein langer schwarzer Bart herab; seine Kleidung bestand aus einem alten Mantel und ledernen Hosen; neben ihm lagen zwei Töpfe und mehrere alte Waffen. Als man ihn fragte, wer er sei, antwortete er: „Ich bin Kaiser Friedrich und erschienen, um wieder Frieden in die Welt zu bringen, denn die jetzigen Fürsten werden's nicht ausmachen!" Das Volk wollte ihn im Triumphe fortführen, doch ließ er es nicht zu, da er erst die erwartete Unterstützung der Fürsten und einen großen Anhang im Volke finden müsse, ehe er den Feinden des Landes entgegentreten könne. Die Nachrichten von der Wiederkunft des Kaisers Friedrich verbreitete sich schnell und setzte die benachbarten Fürsten in Aufregung; auch Luther fand in der Sache ein besonderes Werk des Teufels. Nun folgt ein Verhör, dem der schwarzburgische Landvogt aus Frankenhausen gemeinsam mit einem Prediger und mehreren Ratsherren unsern „Kaiser" unterzieht und das kein ungünstiges Resultat hat; trotzdem wird er ganz in der Stille gefesselt und nach Frankenhausen gebracht, von dort nach Sondershausen. Die nähere Untersuchung stellte heraus, daß der Fremdling ein

aus Langensalza gebürtiger Schneider namens Johannes Leupold war, welcher in Folge einer langen unschuldig erlittenen Kerkerhaft öfter an Wahnsinn litt. Dies gestaltete das Loos des Armen einigermaßen günstig. Man gab ihm ein heimliches Unterkommen und versorgte ihn bis an sein Ende mit der nötigen Kost und Kleidung. Das Volk aber, welches ihn am Morgen nicht mehr fand, erzählte sich nunmehr, daß der alte Kaiser wieder in den Kyffhäuserberg zurückgekehrt sei, weil auf seine Briefe an die deutschen Fürsten kein günstiger Bescheid gekommen sei; in seinem Zauberschlosse werde er eine gelegenere Zeit erwarten. — Uebrigens gehörte zu denjenigen Fürsten, welche dem Ereignisse ein großes Interesse zuwandten, namentlich auch Albrecht von Hohenzollern, der erste Herzog von Preußen. —

Die Neubegründung des deutschen Reiches durch König Wilhelm von Preußen ist von allen Vaterlandsfreunden als die herrliche Erfüllung der Kaisersage begrüßt worden; und will man diejenigen Momente, welche in der letzteren verkörpert sind, mit den Ereignissen vergleichen, die das neue deutsche Reich begleitet haben, so muß man dies mit frohem Herzen billigen. *) —

Von allen Kyffhäusersagen ist, wie bereits anfangs bemerkt, die Kaisersage die weitaus bedeutendste, ja sie bildet gewissermaßen den Hintergrund aller übrigen, welche auch größtenteils weit jüngeren Alters sind. Dieselben stellen hauptsächlich den meist traulichen Verkehr dar, welchen der im Kyffhäuser verzauberte Kaiser mit den Leuten der Gegend unterhält. Er ist ein Freund der Guten, während er die Schlechten, insbesondere die Geizigen bestraft. Ein Freund der Musik, läßt er denen, die ihm ein Stücklein spielen, seine Gunst zu Teil werden, zuweilen nicht selbst, sondern durch seine schöne, tanzlustige Tochter. Ein beträchtlicher Teil der bezüglichen Sagen leitet wohl von Schatzgräbern seinen Ursprung her, welche nachweislich in ziemlichen Schaaren den Kyffhäuserberg und namentlich die Ruine der Reichsburg unsicher gemacht haben. Hier, wie anderwärts, werden diese Abenteurer „Venetianer“ genannt. Recht anmutig sind unter den späteren Kyffhäusersagen diejenigen, welche von Hirten handeln.

Wir lassen nunmehr die Sagen selbst folgen.

*) Vgl. meine Ausführungen in dem „deutschen Kyffhäuserbuche“. Eisleben (Verl. von Otto Mähnert.) S. 71 und 90.

1.

Der verlorene Kaiser.

Kaiser Friedrich wurde vom Papste in den Bann gethan und die Fürsten der Eide und Treue gegen ihren Herrn ledig gemacht. Deshalb wurden dem Kaiser alle Kirchen und Kapellen verschlossen und ihm kein Gottesdienst mehr gehalten und keine Messe gesungen. Da ritt nun der Kaiser einmal vor dem Osterfeste, damit die Christenheit durch ihn nicht verhindert würde die heilige Zeit zu begehen, hinaus auf die Jagd. Niemand von seiner Begleitung wußte des Kaisers Sinn und Gedanken. Er hatte aber sein edles Gewand angelegt, das ihm aus dem Lande Indien gesendet war, nahm ein Fläschlein mit schmackhaftem Brunnen zu sich, bestieg sein gutes Roß und ritt hinaus in den fernen Wald; nur wenige Herren folgten ihm dahin. Im Walde steckte er ein wunderkräftiges Ringlein an den Finger und sogleich verschwand er vor den Augen aller, so daß ihn niemand mehr gesehen hat und man nicht weiß, ob er noch lebendig sei. So ward der hochgeborene Kaiser Friedrich dort verloren. Doch sagen die Bauern, daß er sich oft als ein Waller habe sehen lassen, auch öffentlich ihnen gesagt habe, daß er auf römischer Erde noch gewaltig werden und die Pfaffen stören solle und nicht aufhören noch ablassen werde, bis er das heilige Grab wieder in der Christen Hand gebracht habe; dann werde er „seines Schildes Last hängen an den dürren Ast.“

Nach einem alten Gedichte.

2.

Der im Berge schlafende Kaiser.

Von dem Kyffhäuser wissen die Leute der Umgegend gar vielerlei zu erzählen; die verbreitetste Sage aber ist die, daß, wie Kaiser Carolus Magnus zu Nürnberg auf der Burg sich in einen sehr tiefen Brunnen verwünscht habe, Kaiser Friedrich, der Rotbart zubenannt, mit seinem Hofgesinde in dem Kyffhäuser wohne. Er sitze darin auf einer Bank an einem Steintische, halte den Kopf in der Hand und ruhe oder schlafe; dabei nicke er aber stets mit dem Kopfe und zwinkere mit den Augen,

als ob er nicht recht schliefe oder bald wieder erwachen wolle; sein roter Bart sei ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füße gewachsen. Auch stehen die Leute in dem Gedanken, daß der Kaiser vor dem jüngsten Tage wieder aufwachen und sein verlassenes Kaisertum aufs neue antreten und wieder bestätigen werde. Wenn er dann hervorkomme, werde er seinen Schild an einen dürren Baum hängen, davon werde der Baum grünen und eine bessere Zeit werden. Andere sagen, sein Bart sei um den Tisch gewachsen, dergestalt, daß er dreimal um die Rundung des Tisches reichen muß bis zu seinem Aufwachen, jetzt aber geht er erst zweimal darum. —

Nach Grimm.

3.

Die Kaisersage in der Gestaltung neuerer Dichter.

„Der alte Barbarossa."

1. Der alte Barbarosse,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

2. Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

3. Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen,
Mit ihr zu einer Zeit.

4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt,
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

5. Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

6. Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

7. Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh' hin vor's Thor, o Zwerg,
Und sieh', ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

8. Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.

Fr. Rückert.

„Tief im Schlosse des Kyffhäusers.“

1. Tief im Schlosse des Kyffhäusers
Bei der Ampel rotem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich
An dem Tisch von Marmorstein.

2. Ihn umwallt der Purpurmantel,
Ihn umfängt der Rüstung Pracht,
Doch auf seinen Augenwimpern
Liegt des Schlafes tiefe Nacht.

3. Vorgesunken ruht das Antlitz,
Dem sich Ernst und Milde paart,
Durch den Marmortisch gewachsen
Ist sein langer, goldner Bart.

4. Rings, wie eh'rne Bilder, stehen
Seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertgerüstet,
Aber tief im Schlaf, wie er.

5. Alles schweigt, nur hin und wieder
Fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich
Bricht mit Feuersglut herein;

6. Bis der Adler stolzen Fluges
Um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittigs Rauschen
Dort der Rabenschwarm entflieht.

7. Aber dann wie ferner Donner
Rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte
Und die Ritter wachen auf.

8. Laut in seinen Angeln tönend,
Springet auf das eh'rne Thor,
Barbarossa mit den Seinen
Steigt im Waffenschmuck empor.

9. Auf dem Helm trägt er die Krone
Und den Sieg in seiner Hand,
Schwerter blitzen, Harfen klingen,
Wo er schreitet durch das Land.

10. Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und auf's neu zu Aachen gründet
Er das heil'ge deutsche Reich.

E. Geibel.

4.

Die Wunderblume.

Einst weidete ein Hirt aus dem nahen Dörfchen Sittendorf seine Heerde am Fuße des Kyffhäuserberges. Er war ein braver, hübscher Mensch und mit einem guten, aber armen Mädchen verlobt; doch weder er noch sie hatte ein Hüttchen oder Geld eine Wirtschaft einrichten zu können. In Gedanken über seine Lage vertieft, ging er traurig eines Tages den Berg hinan, aber je höher er stieg, desto mehr schwand ihm die Traurigkeit, denn mild und freundlich lachte die Sonne über den grünen Berghängen. Bald fand er sich auf der Höhe, da schimmerte ihm eine wunderschöne Blume entgegen, dergleichen er noch nie auf seinen Wanderungen im Gebirge gesehen hatte. Die pflückte

er und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut mitzunehmen. Auf der Spitze des Kyffhäusers angelangt, bemerkte er an der Burg ein Gewölbe, dessen Eingang halb verschüttet war. Er geht hinein und findet viele kleine, glänzende Steine auf der Erde liegen und steckt so viele derselben ein, als seine Taschen fassen können. Nun wollte er wieder das Gewölbe verlassen, da rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „Vergiß das Beste nicht!“ Er aber wußte bei diesen Worten nicht, wie ihm geschah, und er flüchtete so hastig aus dem Gewölbe, daß er selbst nicht wußte, wie er wieder an's Tageslicht kam. Kaum sah er wieder die Sonne und seine Heerde, so schlug die Thüre, die er vorher gar nicht gesehen hatte, mit großem Geräusche hinter ihm zu. Er griff nach seinem Hute, und die schöne Blume, die er seiner Braut hatte geben wollen, war fort; sie war beim Stolpern in dem Gewölbe herabgefallen. Als er wehmütig nach der Stelle seines Hutes blickte, an der sie befestigt gewesen war, stand plötzlich ein Zwerg vor ihm und sprach: „Wo hast du die Wunderblume, die du fandest?“ — „Verloren!“ sagte traurig der Hirte. „Dir war sie bestimmt,“ sprach wieder der Zwerg, „und sie ist mehr wert, als die ganze Rotenburg. Traurig geht der Hirt am Abende zu seiner Braut und erzählt ihr die Geschichte von der verlornen Wunderblume. Beide weinen, denn Hüttchen und Hochzeit waren nun wieder auf lange Zeit dahin. Endlich denkt der Hirt an die Steine, die er in der Tasche hat, und, wieder etwas heiterer gestimmt, wirft er dieselben seinem Mädchen in den Schoß, und siehe — es waren lauter Goldstücke. Sie konnten sich nun ein Hüttchen kaufen und ein Stück Acker dazu und nach einem Monat waren sie Mann und Frau. — Und die Wunderblume? Die ist verschwunden; Bergleute suchen sie noch bis auf den heutigen Tag, und zwar nicht allein in den Gewölben des Kyffhäusers, sondern, da verborgene Schätze rücken, auch auf der Questenburg und selbst auf der Nordseite des Harzes. Bis jetzt aber ist sie noch keinem wieder bestimmt gewesen. Einige glauben, die Wunderblume blühe nur alle 100 Jahre einmal, und wer sie dann fände, gelange zu großen Reichtümern.*)

Nach Otmar.

---

*) Vgl. Nr. 48.

5.

Peter Klaus, der Ziegenhirt.

Peter Klaus, der Ziegenhirt aus Sittendorf, der seine Heerde gern recht hoch am Kyffhäuser hinauftrieb, pflegte sie des Abends auf einem von altem Gemäuer umschlossenen Platze ausruhen zu lassen, wo er die Musterung über sie hielt. Seit einigen Tagen hatte er bemerkt, daß eine seiner schönsten Ziegen bald, nachdem er auf diesen Platz gekommen war, verschwand und erst spät der Herde nachkam. Er beobachtete sie genauer und sah, daß sie durch eine Spalte des Gemäuers hindurchschlüpfte. Er kroch ihr nach und traf sie in einer Höhlung, wo sie begierig Haferkörner auflas, die von der Decke herabfielen. Er blickte in die Höhe, schüttelte den Kopf über den Haferregen, konnte aber nichts weiter entdecken. Da hörte er plötzlich über sich das Wiehern und Stampfen mutiger Hengste, deren Krippen der Hafer entfallen mußte. Plötzlich kam ein Knappe und winkte ihm zu folgen. Der Hirt stieg einige Stufen in die Höhe und kam über einen ummauerten Hof an eine Vertiefung, die von hohen Felsenwänden umschlossen war und in die durch überhangende, dichtbelaubte Zweige einiges Dämmerlicht fiel. Hier fand er auf einem Rasenplatze 12 ernste Ritter, deren keiner ein Wort sprach, beim Kegelspiel. Man winkte ihm die Kegel aufzustellen. Peter Klaus gehorchte mit schlotternden Knieen, indem er nicht ohne Angst von Zeit zu Zeit auf die langen Bärte und die seltsam aufgeschlitzten Wämser der ernsten Ritter blickte. Allmählich wurde er dreister, überschaute alles mit festerem Auge und wagte es endlich aus einer Kanne zu trinken, die neben ihm hingestellt war und aus der ihm der herrlichste Wein entgegenduftete. Er wurde wie neubelebt, und, so oft er Ermüdung spürte, schöpfte er aus dem nieversiegenden Trunke neue Kräfte. Endlich übermannte ihn der Schlaf. Als er erwachte, fand er sich auf dem umschlossenen grünen Platze wieder, auf welchem er seine Ziegen gewöhnlich ausruhen ließ, manches aber schien ihm daselbst anders wie sonst. Er rieb sich die Augen, konnte aber nirgends Hund und Ziegen entdecken und statt derselben gewahrte er im Umkreise auffallend hohes Gras, Bäume und Sträuche, die er sonst nie bemerkt hatte. Kopf-

schüttelnd ging er weiter und suchte auf allen Wegen und Stegen, die er täglich mit seiner Heerde zu durchwandern pflegte, aber nirgends fand er eine Spur von seinen Ziegen. Unter ihm lag Sittendorf und er stieg endlich hinab, um dort nach seinen Tieren zu fragen. Leute, die ihm im Dorfe begegneten, waren ihm unbekannt und anders gekleidet, auch sprachen sie nicht wie seine Bekannten; alle starrten ihn an, wenn er nach seinen Ziegen fragte und faßten sich an das Kinn. Als er fast unwillkürlich dasselbe that, fand er seinen Bart einen ganzen Fuß länger. Die ganze Welt kam ihm wie verzaubert vor und doch erkannte er den Berg, den er herabgestiegen war, als den Kyffhäuser, auch waren ihm die Häuser mit ihren Gärten und Vorplätzen wohl bekannt. Er suchte seine Hütte auf; dieselbe war sehr verfallen und vor ihr lag ein fremder Hirtenknabe mit zerrissenem Kittel, neben ihm ein abgezehrter Hund. In der Hütte fand er alles wüst und verödet, vergeblich rief er Weib und Kind, und als ihm niemand antwortete, wankte er wieder zur Hinterthür hinaus. Bald umdrängten den suchenden Mann mit dem langen, eisgrauen Barte Weiber und Kinder und forschten, was er suchte. Vor seinem eignen Hause nach seiner Frau und seinen Kindern oder gar nach sich selbst zu fragen, schien ihm so sonderbar, daß er, um die Fragenden los zu werden, die nächsten Namen nannte, die ihm einfielen. „Kurt Steffen!" sagte er also. Die meisten Leute schwiegen und sahen ihn verwundert an, endlich aber sprach eine bejahrte Frau: „Der wohnt seit 12 Jahren unter der Sachsenburg, dahin werdet ihr heute nicht kommen." „Velten Meier!" sagte er weiter. „Gott hab' ihn selig!" — sagte ein altes Mütterchen an der Krücke — „der liegt schon seit 15 Jahren in dem Hause, das man nimmer verläßt!" Der Hirt erschrak, und als er ringsum seine alt gewordenen Nachbarinnen erkannte, verging ihm die Lust weiter zu fragen. Da drängte sich plötzlich durch die Menge ein junges, flinkes Weib mit einem einjährigen Knaben auf dem Arme und einem vierjährigen Mädchen an der Hand, die alle drei seiner Frau wie aus den Augen geschnitten waren. „Wie heißt ihr?" fragte er staunend die Frau. „Maria." „Und euer Vater?" „Gott hab' ihn selig! Peter Klaus; es sind nun zwanzig Jahre her, daß wir ihn Tag und Nacht auf dem Kyffhäuser suchten, seine Heerde kam ohne ihn zurück; ich

war damals sieben Jahr alt. Länger konnte sich der Ziegenhirt nicht mehr halten. „Ich bin Peter Klaus und kein anderer!" — rief er — und nahm seiner Tochter den Knaben vom Arm. Alle standen wie versteinert, bis endlich eine Stimme um die andere ausrief: „Ja, das ist Peter Klaus! Willkommen, Nachbar, nach zwanzig Jahren!" —

Nach Otmar.

6.

Das Brautpaar zu Tilleda.

In Tilleda wohnte ein armer, frommer Tagelöhner. Seine Tochter war die Braut eines ebenso dürftigen wie redlichen Handwerkers. Schon waren die Gäste geladen, aber kein Mensch hatte daran gedacht, daß im ganzen Hause nur ein Topf, eine Schüssel und zwei Teller waren. „Was machen wir?" fragte einer den andern, aber keiner wußte Rat. Endlich sagte der Vater halb im Scherze, halb im Ernste: „Ei, geht doch hinauf zum Kyffhäuser; vielleicht leiht euch die Prinzessin das Nötige!" Gesagt, gethan; die Brautleute wandern wirklich hinauf und treffen die Prinzessin vor der Oeffnung des Berges. Schüchtern bringen sie ihr Anliegen vor; die Prinzessin lächelt und winkt ihnen zu folgen, was sie mit fröhlichem Herzen thun. Sie bekommen nun erst zu essen und zu trinken, und dann packt ihnen die Prinzessin einen großen Tischkorb voll Teller, Schüsseln, Löffel, Messer und Gabeln. Unter herzlichem Danke verspricht das Brautpaar morgen alles unversehrt zurückzuliefern und auch etwas Reisbrei und Hochzeitskuchen mitzubringen. Sie eilen nun nach Tilleda zurück, so schwer ihnen auch der zugedeckte Tischkorb wird. Aber wie wird ihnen zu Mute, als sie ein ganz anderes Dorf vor sich sehen. An der Stelle, wo ihres Vaters Hütte stehen mußte, stand ein großer Ackerhof; kein Nachbarhaus war ihnen mehr kenntlich; kein Baum, kein Garten war wie sonst. Lauter fremde, unbekannte Menschen in ganz anderer Tracht umstanden das Brautpaar und betrachteten dasselbe ebenso verwundert, wie dieses verwundert um sich blickte. Trostlos setzten sie ihren Korb auf die Erde und überlegten, was zu thun sei. Da kam auch der Prediger herbei und erkun-

digte sich, wer sie wären und woher sie kämen. Da klagte ihm die Braut, daß sie unter den fremden Leuten wie verraten und verkauft wären, und erzählte sodann, daß sie gestern mit ihrem Bräutigam auf den Kyffhäuser gegangen sei, um sich einiges Geschirr für die Hochzeit von der Prinzessin zu holen. Der Prediger, der die Sache bald ahnte, nahm das Brautpaar mit in sein Haus, schlug das Kirchenbuch nach und fand, daß die Brautleute gerade zweihundert Jahre in dem Kyffhäuser gewesen waren. Der Prediger führte nun das Brautpaar zum Altare und nach der Trauung feierte das ganze Dorf fröhlich das Hochzeitsfest der alten Verlobten mit. Dabei bedienten sie sich des Geschirrs, das sie von der Prinzessin erhalten hatten und das, wie sie jetzt erst sahen, von gediegenem Golde war. Am nächsten Tage wollten sie es wieder zurückbringen, aber sie fanden die Prinzessin nicht wieder, und eine Stimme aus dem Gemäuer rief ihnen zu: „Behaltet das Gold als Hochzeitsgeschenk, denn der Treue, die auch im Alter noch jung bleibt, war es beschieden!“ So gingen sie denn wieder den Berg hinab und kauften sich den Ackerhof, welcher da erbaut war, wo ihres Vaters Hütte stand. Noch heutzutage sollen ihre Kindeskinder in dem Ackerhofe wohnen und sich eines reichen Segens zu erfreuen haben.*)

Nach Büsching.

7.

Der Schäfer bei dem Kaiser.

Ein Schäfer trieb einmal seine Herde ziemlich weit hinauf an das alte Kyffhäuserschloß und blies fröhlich auf seiner Schalmei, daß es weithin hallte und schallte. Plötzlich stand ein ganz kleines Männlein neben ihm, grüßte ihn artig und züchtiglich und fragte: „Möchtest du wohl den alten Kaiser Friedrich sehen und ihm auch solch ein fröhliches Stücklein aufspielen?“ — „Warum denn nicht?“ erwiderte der Schäfer und folgte dem Männlein getrost in den Felsengang, der sich mit einem Male vor ihnen aufgethan hatte. Nach ziemlich langer

*) Diese liebliche Sage ist von Ludwig Bechstein poetisch dargestellt worden; vgl. mein Kyffhäuserbuch.

Wanderung kamen sie in eine weite Halle, wo der Barbarossa mit geneigtem Haupte und geschlossenen Augen schlummerte. Beherzt ergriff der Schäfer nun seine Schalmei und blies. Da hob der alte Kaiser sein Haupt mit dem roten Barte empor, der durch den Tisch gewachsen war, und fragte: „Fliegen die Raben noch um die Burg?“ — „Sie fliegen noch!“ erwiderte der Schäfer. Auf diese Antwort seufzte der Kaiser tief und schwer und sprach kummervoll: „So muß ich auf's Neue hundert Jahre schlafen!“ neigte wieder sein Haupt und schien zu entschlummern. Der Zwerg führte hierauf den Schäfer an's Tageslicht und verschwand, ohne ihm eine Belohnung zuzustellen. Als nun der Schäfer nach seiner Heerde sah, die zuvor klein war, erstaunte er, zählte und zählte und fand, daß hundert Stück darüber waren. Die gehörten ihm nun als Eigentum an und er wurde sehr reich.*)

Nach Büsching.

8.

Die Nachtmusik.

Lustige Musikanten aus Tilleda**) beschlossen einmal, dem alten Kaiser eine vollständige Nachtmusik darzubringen. In der Mitternachtsstunde gehen sie im Mondenschein den Berg hinauf und langen grade um Mitternacht oben an. Eben schlägt drunten im Dorfe die Glocke zwölf, als sie losblasen. Beim zweiten Stücke kommt die Prinzessin mit einem Lichte in der Hand tanzend auf sie zu und winkt ihnen zu folgen. Der Berg thut sich vor ihnen auf und mit klingendem Spiele ziehen sie der Prinzessin nach mitten in die unterirdische Herrlichkeit des Kaisersitzes hinein. Essen und Trinken wird ihnen reichlich aufgetischt und sie lassen sich's gut schmecken, doch hätten sie gern auch etwas von den Schätzen gehabt, die rings in großer Menge umherlagen. Aber niemand bot ihnen etwas an. Endlich, als der Morgen graut, brechen sie wieder auf, der Kaiser nickt ihnen recht freundlich zu und die Prinzessin reicht jedem einen grünen Busch zum Andenken. Als sie wieder aus dem

*) Poetisch dargestellt von Weber, vgl. mein Kyffhäuserbuch.
**) Nach einer anderen Fassung aus Kelbra.

Berge heraus und im Freien angelangt sind, werfen sie die Büsche, die sie Ehren halber angenommen haben, fort und lachen und schelten über solch ein kaiserliches Geschenk; nur einer behält den Busch und will ihn zum Andenken aufheben. Als er nach Hause kommt, überreicht er seiner Frau scherzend den Busch, und gewahrt auch in demselben Augenblicke, daß der Busch nicht mehr leicht ist und daß alle Blätter und Zweige sich in gediegenes Gold verwandelt haben. Schnell liefen die andern auf den Berg zurück, um ihre fortgeworfenen Büsche zu holen, aber sie waren fort. Ihr Mißtrauen hatte sie betrogen.*)

Nach Büsching.

9.

Der Trompeter auf dem Kyffhäuser.

Ein Herzog von Weimar stand in besonders gutem Vernehmen mit dem Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, und da er einen Trompeter hatte, welcher auf seinem Instrumente besonders tüchtig war, so befahl er demselben, nach Sondershausen zu reiten und dem dortigen Fürsten etwas zum neuen Jahre zu blasen. Der Trompeter ritt fort und als er an den Kyffhäuserberg kam und den alten Turm in der mondhellen Nacht zu sich herüberwinken sah, bekam er den Einfall, hinaufzureiten und dem alten Kaiser Friedrich auch das Neujahr zu blasen. Als er oben in der Nähe des Turmes angelangt war, blies er die schönsten Stücke, welche er wußte. Da kam die Prinzessin herzu, dankte ihm im Namen ihres Vaters und schenkte ihm einen Becher feurigen Weins und eine silberne Trompete. Hocherfreut blies er noch ein schönes Stück und ritt dann wieder fort. Als er in Sondershausen anlangte, fand er den Fürsten noch im tiefen Schlummer; erst durch die herrlichen Klänge, die der Trompeter seinem Instrumente entlockte, wurde er munter. Auf sein Befragen erfuhr er, welche Freundlichkeit ihm der Herzog durch seinen Trompeter erweisen

*) Poetisch dargestellt von Ph. Welcker, vgl. mein Kyffhäuserbuch. Es werden noch mehrere ganz ähnliche Musikantensagen vom Kyffhäuser erzählt.

ließe. Erfreut über die Sache, ließ er den Trompeter kommen, bewirtete ihn reichlich, gab ihm schöne Geschenke und kaufte ihm die silberne Trompete für eine hohe Summe ab; die letztere soll noch in Sondershausen zu sehen sein. Weil nun aber der Herzog von Weimar über den Verkauf der silbernen Trompete sehr unzufrieden war, verabschiedete er den Trompeter; derselbe kehrte nach Sondershausen zurück, wo er gestorben ist.

Mündlich.

10.

Die Sänger aus Kelbra.

Ein Sängerchor aus Kelbra sang rings um den Kyffhäuser den Bauern das neue Jahr an. Da traf es sich, daß sie am Neujahrsmorgen über den Kyffhäuser wanderten. Der Tag war kalt und Schneegestöber umwirbelte die Männer. Trotzdem trafen sie auf dem Kyffhäuser eine Gesellschaft an, welche sich mit Kegelschieben vergnügte. Verwundert blieben sie stehen, denn Jahres- und Tageszeit sowie der eigentümliche Ort paßten so wenig für das Vergnügen. Der jüngste aus dem Sängerchore, ein Bäckerbursche, faßte sich endlich ein Herz, näherte sich der Gesellschaft und sprach in höflichem Tone: „Niemand wird uns glauben, daß wir heute hier haben Kegel schieben sehen; erlaubt mir also, daß ich einen Kegel mitnehmen darf.“ Man erlaubte es ihm und er nahm den König und steckte ihn in seinen ledernen Ranzen. Rasch ging es nun weiter, und als sie nach dem nächsten Dorfe kamen, erzählten sie, was sie auf dem Berge gesehen hatten. Natürlich wollte ihnen niemand glauben; da zog der Bäckerbursche zum Beweise der Wahrheit den Kegel aus seinem Ranzen hervor, und siehe, er war plötzlich so schwer, daß er ihn fallen lassen mußte, denn er bestand aus gediegenem Golde. Der Glückliche teilte den Besitz nun redlich mit seinen Kameraden und jedem trug es soviel ein, daß keiner mehr nötig hatte, zu Neujahr singen zu müssen.

Mündlich.

11.

Der Ehrentrunk.

Eine Schaar munterer Bauernburschen stieg an einem Sonntage zum Kyffhäuser empor und lagerte sich an einer Stelle, um sich an dem mitgenommenen Biere zu laben. Der gute Trank regte ihren Frohsinn mehr und mehr an und endlich rief einer seinen Kameraden zu: „Hört einmal; habt ihr nicht noch eine Flasche Bier? Wir wollen sie auf Kaiser Friedrichs Gesundheit leeren!" Wirklich fand sich noch ein voller Krug und sie führten nun den Vorschlag aus. Da stand plötzlich ein Zwerg mitten unter ihnen, der einen goldenen Becher in der einen und zwei Flaschen vorzüglichen Weines in der anderen Hand hielt; er schenkte ihnen ein und hieß sie trinken. Die Burschen tranken in heiterster Stimmung bis die Flaschen leer waren. Nun wollten sie sich unter herzlichem Danke von dem Zwerge verabschieden; da schenkte derselbe den goldenen Becher demjenigen, der den Einfall gehabt hatte, auch forderte der Zwerg sie auf, in jedem Jahre auf den nämlichen Tag und um dieselbe Stunde wiederzukommen, jedoch immer den Becher mitzubringen. Sie gingen aber nicht wieder auf den Berg, denn es war ihnen, als sie wieder nüchtern geworden, große Furcht angekommen. Der Empfänger des goldenen Bechers hat denselben aber der Kirche zu Tilleda geschenkt, die ihn noch besitzen soll.

Nach Bechstein.

12.

Der Kornbauer aus Ichstedt.

Es war im Jahre 1669, daß ein Bauer aus dem Dorfe Ichstedt einen Wagen voll Korn nach Nordhausen zum Verkaufe fahren wollte. Dem begegnet ein kleines Männlein und fordert ihn auf die Frucht auf den Kyffhäuserberg zu liefern; er solle dafür denselben Preis nehmen, den das Korn in der damaligen teuern Zeit kostete. Solches thut der Bauer, kommt hinauf und sieht in der Bergtiefe den verzauberten Kaiser sitzen, aber stumm, unbeweglich und schlafend. Das Geld, das er für sein

Getreide empfängt, ist uralten Gepräges gewesen und darunter manches Stück, das auf der einen Seite ein Kaiserbild mit der Umschrift „Tiberius“ getragen hat, auf der anderen aber die Aufschrift „Halber Sekel.“ Eine eiserne Kette, die ihm das Männlein beim Wegfahren noch auf den Wagen geworfen, hat ein solch schweres Gewicht bekommen, daß die Pferde den Wagen fast nicht mehr zu ziehen vermochten. Der Bauer hat die Kette herunterwerfen wollen, was ihm nicht gelungen ist; als er nun aber nach Ichstedt zurückkommt, findet es sich, daß die eiserne Kette sich in eine goldene verwandelt hat.*)

Nach Bechstein.

13.

Der Kornbauer aus Reblingen.**)

Ein Bauer aus dem Dorfe Reblingen wollte einst eine Fuhre Getreide auf den Markt nach Kelbra bringen. Er fuhr dorthin, fand aber keinen Käufer und entschloß sich deshalb seine Ladung nach Nordhausen zu fahren. Noch war er keine halbe Stunde von Kelbra fort, da erhob sich auf einmal ein so gewaltiger Sturm, daß die stärksten Bäume sich kaum mit den Wurzeln in der Erde zu halten vermochten und der Bauer in dem ersten besten Dorfe anhalten mußte. Das Unwetter war bald vorüber, aber der Bauer ließ sich durch eine muntere Gesellschaft aufhalten, bis es anfing dunkel zu werden. Nun aber wollte er fort, und ließ sich nicht bereden den nächsten Morgen abzuwarten. Von dem starken Regen waren jedoch die Wege so schlecht geworden, daß die Wagenräder bis an die Achsen einsanken und die Pferde gar nicht vorwärts kamen. Die Sache wurde immer schlimmer und endlich blieb er mit seinem Wagen ganz fest sitzen. Als seine Anstrengungen, ihn wieder aus dem Moraste herauszubringen, vergeblich waren, zog er sein Messer, um die Stränge der Pferde abzuschneiden und

---

*) Die Sage ist von Adolf Bube in Versen behandelt worden, doch bezieht der Dichter sie auf einen Bauern aus Röblingen; vgl. mein Kyffhäuserbuch.

**) Wird kürzer von einem Bauern aus Gehofen erzählt.

wenigstens diese zu retten. Da sah er eine Laterne auf sich zukommen, wurde wieder hoffnungsvoll und dachte, daß er nun jedenfalls Hülfe finden würde. Aber als die Laterne nahe kam, gewahrte er, daß sie von einem ganz kleinen Manne getragen wurde, der kaum zwei Schuh hoch war und vorn und hinten einen Buckel hatte. Obwohl er sich von dem kleinen Unhold keine Hülfe versprach, redete er ihn doch an: „He da, guter Freund! wollt ihr mir nicht mit eurer Laterne ein wenig leuchten, daß ich meinen Wagen aus dem Sumpfe herausbringen kann?“ „Ich stehe gern jedem mit Rat und That bei, der meiner Hülfe bedarf!“ gab jener zur Antwort. Und damit gab er unserm Bauer die Laterne, setzte sich auf das Sattelpferd, schlug mit der Peitsche kräftig drauf los und brachte so in kurzer Zeit den Wagen aus dem Sumpfe wieder heraus. Fröhlich wollte der Bauer seinem Helfer ein Trinkgeld geben; der aber wies es zurück und machte jenem obenein noch den Vorschlag ihm das Getreide zu verkaufen; er wolle ihm gern geben, was er dafür verlangte. Das war dem Manne eben recht und während das Männlein als Wegweiser nebenher trippelte, fuhr er mutig drauf los. Vor einem hohen Berge mußte er endlich halten und die Säcke hinauf auf das Schloß tragen, welches oben lag. Nachdem die Arbeit gethan war, führte ihn der Zwerg in ein großes Gewölbe, welches viele große Eisenkasten enthielt, die bis zum Rande mit Gold und Silber gefüllt waren. Zwar war unserm Reblinger die Sache nicht recht geheuer, indeß hoffte er Gelegenheit zu großem Reichtume zu finden. Das Männlein führte ihn nun zu einer Kiste, die lauter Goldstücke von demselben Gepräge enthielt und sagte: Nimm dir hier soviel Geld wie deine Ladung wert ist. Der Bauer nahm auch zunächst nur die Summe, welche er anfänglich gefordert hatte, that aber zuletzt noch, als der Zwerg sich einmal umwendete, einen tüchtigen Griff in die Kiste und wollte nun schnell wieder zu seinem Gefährt zurück. Da wird er von dem Zwerge aufgefordert, sich auch noch den Kaiser Friedrich anzusehen. Wiewohl nun der Bauer kein gutes Gewissen hat, nimmt er sich doch zusammen und spricht: Warum nicht, wenn es geschehen kann! Nun führte ihn das Männlein durch einen Gang, klopfte an eine große Thür, und als dieselbe aufsprang, sah der Bauer den Kaiser an einem steinernen Tische sitzen. Sein Bart

war durch denselben gewachsen und reichte bis zur Erde. Der Kaiser aber fragte ihn, ob die Raben noch um den Berg flögen, und als der Bauer die Frage bejahte, wurde er traurig. Bei seiner Rückkehr nach Hause, die ohne weiteren Unfall erfolgt, erzählt der Bauer seine Erlebnisse seiner Frau und zeigt ihr die Goldstücke, die er von dem Zwerge erhalten hat; auch berichtet er derselben, daß er sich mehr genommen habe, als er anfänglich gefordert. Die Goldstücke führten das Bild des Kaisers Tiberius und die Worte „Halber Sekel.“ — Die Habgier des Bauern aber fand bald ihre gerechte Strafe; er hatte fortwährend Unglück: seine Felder verhagelten, sein Vieh starb, seine Gärten wurden durch Raupen und anderes Geschmeiß verwüstet, und er wurde in kurzer Zeit ein armer Mann. Nun machte er sich Vorwürfe wegen seiner Habgier, verfiel in Schwermut und starb, ehe ein Jahr vergangen war. Der kleine bucklige Mann aber ist der ehemalige Kellermeister des Kaisers Friedrich, welcher nach der Verzauberung desselben die Schätze im Kyffhäuser bewahrt, aber auch in der Gegend umherspukt und die Leute neckt und hänselt, wenn er ihnen auch nichts zu thun pflegt.

Nach mündl. Mitteilung.

14.

Die Flachsknoten der Frau Holle.

Eine Zeit lang hat es einmal in der Gegend des Kyffhäusers fortwährend geregnet. Der Schäfer eines der benachbarten Dörfer, der seine Heerde auf dem Berge geweidet, hat aber jedesmal, wenn er auf denselben gekommen, dort das schönste Wetter gefunden, ja die Sonne hat sogar so warm geschienen, daß Frau Holle aus dem Berge gekommen ist und einen großen Haufen Flachsknoten ausgebreitet hat, um ihn zu trocknen. Wie er abends wieder heimgetrieben hat und am Fuße des Berges gewesen ist, hat's grade wieder so geregnet wie vorher, und so ist's viele Tage fortgegangen. Da hat er's denn vielen Leuten im Dorfe erzählt, daß es hier bei ihnen fortwährend regne, dagegen auf dem Kyffhäuser das schönste Wetter sei, allein sie haben's ihm nicht glauben wollen, obgleich

er es ihnen hoch uud teuer versicherte, und haben zuletzt gesagt, dann solle er doch einmal ein paar Hände Flachsknoten mitbringen, damit sie es glauben könnten. Das hat er auch versprochen, und wie er an den Berg kommt, ist alles wie an den früheren Tagen gewesen und er hat Frau Holle gebeten, sie möge ihm doch erlauben, daß er ein paar Hände voll trockener Flachsknoten mitnehme, damit er die daheim überzeuge, was hier für Wetter sei. Da sagte sie, das wolle sie gern erlauben, er solle nur zugreifen und sich alle Taschen voll stecken; das hat er denn auch gethan, und als er nach Hause gekommen ist, sind die Flachsknoten lauteres Gold gewesen. Nach Kuhn.

15.

Die Flachsknoten der Prinzessin.

Es zog einmal ein Schwarm Knaben von Kelbra aus auf den Kyffhäuser, um Nüsse zu pflücken. Sie gingen in die alte Burg, kamen an eine Wendeltreppe, stiegen hinauf und fanden ein kleines Gemach mit schönen achteckigen roten und blauen Fenstern. In einer Ecke lag eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von den Knoten nahm jeder der Knaben aus Schäkerei so viel in seinen Hut, als er eben fassen mochte, sich damit zu werfen, und so liefen sie lustig hinunter, warfen einander und streuten dabei die Flachsknoten auf dem Wege aus. Als sie nach Kelbra zurückkamen, war es Abendbrotzeit und der ärmste der Knaben fand seine Eltern grade beim Tischgebet. Er nahm sein Hütchen ab und dabei fiel klingend etwas Glänzendes auf die Erde, darauf noch ein Stück und noch sieben andere. Die Mutter lief hinzu und fand goldene Flachsknoten, mit denen die Prinzessin auf dem Kyffhäuser dem armen Manne ein Geschenk machte; der ließ nun seinen Sohn dafür ein Handwerk lernen. Dies Ereigniß wurde noch selbigen Abend in ganz Kelbra bekannt. Alle Nachbarn liefen herzu, die seltsamen Flachsknoten zu sehen, und am folgenden Tage zog Jung und Alt auf den Kyffhäuser. Alle suchten, aber keiner fand die roten und blauen Fenster, keiner die Spinnstube der Prinzessin, noch die angehäuften Flachsknoten, und alle schlichen verdrießlich wieder heim. Nach Otmar.

16.

Eine Botenfrau findet Flachsknoten.

Eine Botenfrau, welche von Kelbra nach Frankenhausen ging, fand einst dicht am Wege ein Tuch ausgebreitet, auf welchem Flachsknoten lagen. Sie nahm einige davon und als sie dieselben später besah, hatten sie sich in Gold verwandelt. So oft sie des Weges ging, fand sich auch das Tuch mit den Flachsknoten, von denen sie auch jedes Mal einige nahm und dadurch bald zu einem gewissen Wohlstande gelangte. Endlich gab ihr der Teufel der Habsucht ein, einen großen Sack mitzunehmen und denselben ganz mit Flachsknoten zu füllen. Als sie aber nach Hause kam und den Sack öffnete, war derselbe mit Kot angefüllt, und von der Zeit an erblickte sie nie wieder das Tuch mit den Flachsknoten. Nach mündl. Mitteilung.

17.

Der Ritterkeller des Kyffhäusers.

Ein armer, aber guter und immer lustiger Mann in Tilleda richtete einmal Kindtaufe aus; es war schon die achte. Den Gevattern mußte er nach Sitte und Brauch einen Schmaus geben. Der Landwein, den er seinen Gästen vorsetzte, war bald ausgetrunken und man begehrte mehr. „Geh" — sagte der lustige Kindtaufsvater zu seiner ältesten Tochter, einem hübschen Mädchen von sechzehn Jahren namens Ilsabe — „und hole uns noch bessern Wein aus dem Keller." „Aus welchem Keller?" fragte das Mädchen. „Nun," — sagte der Vater im Scherze — „aus dem großen Weinkeller der alten Ritter auf dem Kyffhäuser." Das Mädchen geht in seiner Einfalt mit einem kleinen Eimer in der Hand den Berg hinan. In der Mitte des Berges findet sie den verfallenen Eingang eines großen Kellers und dabei sitzt eine bejahrte Schaffnerin in ganz ungewöhnlicher Tracht mit einem großen Schlüsselbunde an der Seite. Das Mädchen verstummt vor Erstaunen. Freundlich fragt die Alte: „Gewiß willst du Wein aus dem Ritterkeller holen?" „Ja" — antwortet schüchtern das Mädchen — „aber Geld habe ich nicht." „Komm nur mit"; — spricht die Schaffnerin

— „du sollst umsonst Wein haben und bessern als dein Vater je gekostet hat!" Beide gingen nun durch einen halb verschütteten Gang und standen bald vor der Kellerthür. Die Schaffnerin schloß auf; es war ein geräumiger Keller und auf beiden Seiten lagen Stückfässer. Die Schaffnerin nahm den kleinen Eimer, zapfte ihn voll Weines und sagte zu dem Mädchen: „Da, das bringe deinem Vater, und so oft ein Fest in eurem Hause ist, kannst du wieder kommen; sage aber keinem Menschen außer deinem Vater, woher du den Wein hast; auch dürft ihr den Wein nicht verkaufen; umsonst bekommt ihr ihn, umsonst sollt ihr ihn geben. Einst, als ich noch so jung war, wie du, haben mich die Ritter des Nachts aus dem Hause meiner Eltern fortgeholt; es ist dasselbe, das deine Eltern jetzt bewohnen. Als ich alt wurde, machten sie mich zur Aufseherin des Weinkellers, und das bin ich noch." Unter Gesprächen kamen sie wieder in's Freie, und das Mädchen brachte nun den Wein nach Hause. Er schmeckte den Gästen vortrefflich, aber niemand wußte, woher er kam. So oft nachmals ein Fest im Hause war, ging das Mädchen mit dem kleinen Eimer auf den Kyffhäuser und holte Wein. Die Nachbarn und Freunde wunderten sich nicht wenig, woher der arme Mann immer den herrlichen Trank bekam, der so gut weit und breit nicht zu haben war, fragten und forschten deshalb, aber der Mann sagte es keinem, und das Mädchen auch nicht. Von diesem wunderherrlichen Weine hörte auch ein Schenkwirt im Orte; der dachte bei sich: Solchen Wein könntest du zehnfach verdünnen und doch noch teuer verkaufen. Er schlich also dem Mädchen nach, als es mit dem kleinen Eimer wieder nach dem Kyffhäuser ging, versteckte sich hinter einem Gebüsch und sah es nach einer Zeit aus dem Eingange, der zu dem Keller führte, mit dem gefüllten Eimer herauskommen. Schon am nächsten Abend schob er auf einem Karren die größte leere Tonne, die er hatte auftreiben können, den Berg hinauf. An dem Orte aber, wo er den Eingang gesehen hatte, wurde plötzlich alles dunkel um ihn her, der Wind fing an fürchterlich zu heulen und warf ihn mit seiner Karre und leeren Tonne von einer Mauer zur anderen. Zuletzt fiel er immer tiefer und kam in eine Todtengruft. Da sieht er einen schwarz behangenen Sarg vor sich vorüber tragen, und seine Frau und vier Nachbarinnen, die er an ihrer Kleidung und ihrem Wuchse

erkennt, folgen der Bahre nach. Grausen ergreift ihn und er fällt in eine Ohnmacht. Nach einiger Zeit erwacht er wieder aus seiner Betäubung; da hört er über sich die ihm wohlbekannte Turmuhr von Tilleda zwölf schlagen. Da tritt ein Mönch zu ihm, trägt ihn eine hohe Treppe empor, schließt eine Thüre auf, drückt ihm schweigend etwas Geld in die Hand, und legt ihn auf dem Boden nieder. Nun schleppt er sich mühsam ohne Tonne und Wein nach seinem Hause hin, muß sich sogleich zu Bette legen, und nach drei Tagen war er todt. Das Geld, das ihm der Mönch gegeben hatte, reichte grade zu seiner Beerdigung hin.*)
Nach Büsching.

18.

Die goldenen Haare aus des Kaisers Bart.

In Tilleda waren die jungen Mädchen und Burschen in der Spinnstube beisammen. Man scherzte und lachte, neckte und erzählte und begann auch ein Pfänderspiel. Nun war unter den Mädchen eins, dem man im ganzen Dorfe gram war und deshalb bei jeder Gelegenheit etwas anzuhängen suchte. So sollte es auch diesmal sein. Die jungen Burschen hatten verabredet, daß derjenige, welcher die Pfänder einsammelte und wieder ausgab, immer ein gewisses Zeichen geben sollte, wenn ein Pfand jenes Mädchens an die Reihe käme, auch hatten sie allerhand Teufelszeug ausgedacht, das sie alsdann ihr zu thun auferlegen wollten. So mußte das Mädchen, um seine Pfänder wieder zu bekommen viel schnurriges Zeug machen und beim letzten Pfande verlangte man sogar von ihm, daß es auf das Kyffhäuserschloß gehen und zum Beweise, daß es oben gewesen sei, dem Kaiser Friedrich drei Haare aus seinem roten Barte rupfen und mit herunter bringen sollte. Das Mädchen merkte nun wohl, daß man es aus der Gesellschaft los sein wollte; da es jedoch das betreffende Pfand nicht im Stiche lassen wollte und keine Furcht in seinem Herzen hatte, so machte es sich, ohne ein Wort zu verlieren, nach dem Kyffhäuserberge auf den Weg und brachte nach Verlauf einer Stunde die verlangten Haare,

*) Diese Sage hat Kotzebue in Verbindung mit der Sage von Peter Klaus, dem Ziegenhirten von Sittendorf, (Vgl. oben) zu einem kleinen Singspiele verarbeitet, welches den Namen „der Kyffhäuser“ führt.



deren brennendrote Farbe und übergroße Länge bewiesen, daß sie ächt waren. Das Mädchen hatte oben auf der Burg den Kaiser gesehen und gesprochen, aus einem großen goldenen Becher, welchen ihm ein Zwerg gereicht, köstlichen Wein getrunken auf des Kaisers und der Frau Kaiserin Gesundheit und zuletzt auch vom Kaiser die Erlaubniß erhalten, ihm drei Haare aus seinem langen, durch den Tisch gewachsenen Barte rupfen zu dürfen. Der Kaiser hatte dem Mädchen aber gesagt, es solle die Haare ja nicht weggeben, sondern sie heilig aufbewahren. Das that das Mädchen auch; es verschloß die Haare, in ein großes Papier gewickelt, in seiner Wäschlade, wo sie wohl ein ganzes Jahr lagen, ohne daß die Jungfer wieder dran dachte. Eines Tages aber, als sie in ihrer Wäsche herumkramte, kommt ihr in den Sinn, wieder einmal nach des Kaisers Barthaaren zu sehen. Sie nimmt das Papier auf, vermag es aber kaum aus der Lade zu heben. Mit einem Worte, die drei Haare hatten sich in drei Goldstangen verwandelt, jede $1^1/_2$ Zoll im Durchmesser.

Nach Bechstein.

19.

Der Bergmann und der Mönch.

Ein stiller, frommer Bergmann stieg einst am dritten Osterfeiertage zum Kyffhäuser hinauf. Da fand er oben bei dem alten Wartturme einen Mönch sitzen, dessen langer, weißer Bart ihm bis auf die Knie reichte und der in einem großen Buche las. Als der Mönch den Bergmann sah, schlug er das Buch zu und sagte freundlich zu ihm: „Komm mit mir zum Kaiser Friedrich; der wartet schon eine Stunde lang auf uns und der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht!“ Dem Bergmann überlief es eiskalt, doch der Mönch sprach ihm tröstlich zu, und weil er an Bergfahrten gewöhnt war, so ging er mutig mit und versprach dem Mönche auf sein Verlangen, keinen Laut hören zu lassen, es möchte kommen, was da wolle. Sie gingen auf einen freien Platz, der ringsum von einer Mauer umschlossen war. Hier zog der Mönch mit einem Stabe einen großen Kreis und schrieb wunderbare Zeichen in den Sand, dann las er lange und laut Gebete aus dem großen Buche, die der

Bergmann nicht verstand, und schlug endlich mit seinem Stabe dreimal auf die Erde und rief: „Thue dich auf!“ Sogleich entsteht unter ihren Füßen ein dumpfes Getöse, wie bei einem fernen Gewitter, es erzittert unter ihnen die Erde und der Bergmann sinkt sammt dem Mönche, der seine Hand gefaßt hat, mit dem durch den Kreis begrenzten Erdboden in die Tiefe hinab. Dann treten sie von dem Boden herunter und derselbe steigt sofort wieder langsam in die Höhe. Nun waren sie in einem großen Gewölbe. Der Mönch schreitet festen Schrittes voran, der Bergmann folgt zitternd hinterher. So gehen sie durch einige Gänge, bis es anfängt ganz dunkel zu werden, aber in einem gräumigen Kreuzgange finden sie eine ewige Lampe hängen und der Mönch steckt zwei Fackeln an für sich und seinen Begleiter. Sie wandern weiter und kommen an ein großes eisernes Thor. Hier spricht der Mönch ein Gebet, hält die Springwurzel an das Schloß und ruft: „Thue dich auf!“ und sogleich springen alle Schlösser und Riegel unter Krachen von selbst auf. Beide stehen nun in einer runden Kapelle. Der Boden darin war spiegelglatt wie Eis und die Decke und die Seitenwände des Gewölbes flimmerten beim Scheine der Fackeln, denn große Zacken von Bergkrystall und Diamanten hingen herab und dazwischen noch größere von gediegenem Golde. In der einen Ecke stand ein goldener Altar, in der anderen ein goldenes Taufbecken mit silbernem Fuße. Der Mönch winkte seinem Begleiter, grade in der Mitte stehen zu bleiben und gab ihm in jede Hand eine Fackel; er selbst ging an eine silberne Thür, klopfte dreimal mit seinem Stabe an und die Thür sprang auf. Da erblickte der Bergmann einen großen, prachtvoll ausgeschmückten Saal, der von tausend Kerzen erleuchtet war und dessen Decke und Wände zauberhaft glänzten. In der Mitte aber saß auf einem goldenen Throne der Kaiser Friedrich, wie er leibte und lebte, mit einer goldenen Krone auf seinem Haupte, mit dem er fortwährend nickte und dabei seine großen Augenbraunen zusammenzog. Sein langer, roter Bart war durch den Steintisch, der vor ihm stand, hindurchgewachsen und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmanne verging bei diesem Anblicke hören und sehen und er stand starr und erstaunt da. Der Mönch aber hatte sich dem Kaiser genähert, war auf seine Knie vor ihm niedergesunken und hatte

einige Worte gesprochen, die der Bergmann nicht verstand; der Kaiser aber hatte eine Bewegung mit der Rechten gemacht, worauf sich der Mönch wieder erhob, zwei Stäbe ergriff und sich eilig aus dem Saale entfernte. Sofort schloß sich die Silberthür von selbst und auch das eiserne Thor fiel, als sie, ohne ein Wort zu sprechen, die Kapelle verlassen hatten, unter großem Gerassel wieder zu. Als sie durch den Kreuzgang hindurch in die vordere Höhle gelangt waren, senkte sich langsam der kreisrunde Boden wieder herab, beide traten darauf und wurden sanft zur Oberfläche der Erde zurückgeführt. Nun gab der Mönch dem Bergmann die beiden Stäbe und sagte: „Hier hast du einen Lohn für deinen Gott wohlgefälligen Wandel!" Ehe sich der Bergmann von dem wunderbaren Abenteuer erholt hatte, war er allein, und nun ging er wieder den Berg hinab. Erst als er unten angekommen war, betrachtete er die Stäbe genauer und gewahrte, daß sie von gediegenem Golde waren. Jetzt war er mit seiner zahlreichen Familie aus aller Verlegenheit und dankte dem Kaiser Friedrich noch oft im Herzen für das ihm erwiesene Gute.

Nach Büsching.

20.

Verunglückte Schatzgräber.

In Sondershausen lebte vor Jahren ein rascher, lustiger Musikant, namens Sauerbier,*) der ging in einer Himmelfahrtsnacht mit noch einem Kameraden auf den Kyffhäuser, um Schätze zu gewinnen. Allein sie blieben aus und ihre Weiber und Kinder erhoben deshalb großes Wehklagen. Endlich nach acht Tagen tauchte mit einem Male Sauerbier wieder auf, aber nicht mehr lustig und aufgeräumt, wie früher, sondern still und düster und dazu mit abgerissenen Kleidern. Sein blühendes Aussehen von früher war dahin, sein Antlitz erdfahl geworden und er suchte mehr als sonst die Einsamkeit. Drei Tage später kam auch der andere Mann namens Dick auf einem Karren in Stroh gepackt und in todtkrankem Zustande nach Sondershausen zurück.

*) Nach einer andern Fassung „Gutbier".

Was ihnen eigentlich zugestoßen war, konnte man nicht aus ihnen herauskriegen, doch ging die Rede, daß beide den Kaiser Friedrich gesprochen und sehr schlimme Zufälle auf dem Kyffhäuser erlebt hätten. Jedenfalls war ihnen die Absicht, auf der Kaiserburg Schätze zu heben, übel vergolten worden. Sauerbier blieb blaß und bleich bis an seinen Tod und sein Kamerad behielt ein lahmes Bein, das ihm, wie man sagte, zerschlagen worden war, als bei ihrem Ausgange die Thür mit Gewalt zufiel.

Nach Bechstein.

21.

Der Ring des Grafen von Stolberg-Roßla.

Auf dem Kyffhäuser wurden einmal Schweine gehütet. Da kam eins von den Schweinen fort, ohne daß der Hirt entdecken konnte, wo es geblieben war. Als er aber nach drei Tagen wieder einmal auf dem Berge war, kam das Tier, welches früher sehr mager gewesen war, dick und fett aus einem Loche hervor. Als die Sache weiter erzählt wurde, erfuhr sie auch der Graf von Stolberg, welcher in Roßla wohnte. Begierig zu wissen, was in dem Bergloche sei, bot er einem Manne, der auf dem Turme des Schlosses auf den Tod gefangen saß, Leben und Freiheit an, wenn er in das Bergloch kriechen und zusehen wollte, was in demselben befindlich sei. Der Gefangene, froh der Hoffnung, so wohlfeilen Kaufes davon kommen zu können, kroch in Gegenwart des Grafen und seines Gefolges in das Loch hinein. Lange blieb er darin und als er bleich und zitternd wieder an's Tageslicht kam, erzählte er, daß er in einen Saal gekommen wäre, in welchem er den Kaiser Friedrich angetroffen habe. Derselbe habe auf einem Trone gesessen, ihn eine Weile starr angesehen, ihm einen goldenen Ring gegeben und gesprochen: „Bring diesen Ring deinem Herrn, aber sag' ihm auch, er solle nicht wieder schicken, denn hier ist meine Residenz und niemand hat hier etwas zu suchen!“ Hierauf sei es plötzlich um ihn her dunkel geworden, er habe lange vergeblich und unter großer Angst den Ausgang gesucht und sei froh gewesen, als er wieder das Sonnenlicht erblickt habe. Nach dieser Erzählung überreichte er

dem Grafen einen goldenen Ring, über dessen schöne altertümliche Arbeit sich dieser verwunderte, seinem Versprechen gemäß schenkte er dem Manne die Freiheit. Der Ring aber soll sich immer auf den ältesten Sohn des Grafen Stolberg-Roßla vererben.

Nach Bechstein.

22.

Der mutige Soldat.

Im siebenjährigen Kriege lag in Sondershausen ein alter Soldat im Quartier, der hörte viel vom Kyffhäuser erzählen, und da er sich nicht fürchtete und sein Glück zu machen hoffte, stieg er in der Himmelfahrtsnacht, in welcher alle Schätze im Innern der Erde sichtbar werden, zum Berge hinauf. Wirklich fand er eine eiserne Thür, und da sich dieselbe bei seinem Nähertreten vor ihm aufthat, trat er in einen langen, mattbeleuchteten Gang ein, welcher zu einem Gewölbe führte. In der Mitte desselben saß an einem großen Tische eine lange, hagere, schwarzgekleidete Gestalt mit langem Barte und bleichem Gesichte und schrieb. Diese Gestalt reichte dem Soldaten eine Feder und befahl ihm, sich in den Finger zu schneiden und mit seinem eignen Blute seinen Namen auf die Tafel zu schreiben, welche schon viele andere Namen trug; alsdann stehe es ihm frei von den im Gewölbe aufgehäuften Schätzen zu nehmen, so viel ihm beliebte. Der Soldat, welcher die Gestalt für den leibhaftigen Teufel hielt, weigerte sich standhaft der Aufforderung zu folgen. Da geschah plötzlich ein Donnerschlag, alles um den Soldaten her verschwand und, eh' er es sich versah, lag er wieder draußen auf dem Berge. Seine Kleider waren zerrissen, seine Glieder zitterten ihm vor Entsetzen und nur mühsam schleppte er sich den Berg hinab und nach Sondershausen zurück, wo er krank und elend ankam.

Nach Bechstein.

23.

Der Müller und der Zwerg.

In Sondershausen lebte ein Müller namens Lau, der die Wippermühle vor der Stadt in Pacht hatte. Der war ein

Mann von furchtbarer Kraft und Stärke, pflegte wenig Worte zu machen, und war treu und wahr. Als er jung war, hatte er unter der großen Garde gestanden, die sich König Friedrich Wilhelm I. zu Potsdam hielt. Dieser Müller pflegte sich, wie andere seines Geschäftes, die Mühlsteine auf dem Kyffhäuser zu holen; dabei ist ihm folgende Geschichte begegnet, die er oft erzählt hat: „Ich bin schon oft“ – pflegte er zu sagen — „auf dem Kyffhäuser gewesen, mir Mühlsteine zu holen, und nie ist mir dabei etwas Absonderliches begegnet, obwohl der Teufel sein Spiel da treiben soll. In der vorigen Woche aber ging es mir sonderbar und schlecht genug und ich kann noch jetzt nicht begreifen, was für ein Kobold mich in der Arbeit gehabt hat. Ich fuhr mit meinem Knappen nach dem Kyffhäuser, einen Mühlstein zu holen; ich selbst gehe den Fußweg und lasse den Knappen den Rennweg fahren. Als ich oben bin, gehe ich nach dem alten Turme, sehe der untergehenden Sonne nach und ergötze mich an der schönen Aussicht. Da kommt auf einmal, wie aus der Erde gezaubert, ein dicker, stämmiger Bursche in einer Bergmannsjacke hinter dem Turme den Berg herauf, tritt zu mir heran und bietet mir einen guten Abend. Ich erwiedere den Gruß und zwischen uns beginnt ein Gespräch. Da tritt zuletzt der Kleine mit einem seltsamen Antrage hervor: ich sollte mit ihm in eine Höhle schlüpfen, die kaum Oeffnung genug hatte, einen Dachs durchzulassen. Er bat gar dringend und sagte, mich zu überreden: „Arbeitet euch in die Höhle heinein und helft mir einen Stein losbrechen, der soll uns beide glücklich machen.“ Ich bin aber zu solchen Quackeleien nimmer aufgelegt gewesen und schlage ihm sein Begehren rund ab. Nun wurde der Bursche grob und drohte, daß er mich zu seinem Willen noch zwingen wollte. Ich weiß ihm aber darauf zu antworten, und als er, vor Aerger rot wie ein Zinshahn, schimpfen will, hat er, ehe er's sich versieht, einen tüchtigen Schlag hinter die Ohren. Das war aber ein Fehler von mir, denn alsbald fühlte ich mich gepackt, der vertrackte Knirps hängt mir wie ein Bleiklumpen am Halse und wirft mich mit einer solchen Heftigkeit zur Erde, daß mir alle Rippen im Leibe krachen. Ich ermanne mich zwar wieder, drücke ihn fest zusammen und werfe ihn herum, er aber schlingt sich wie eine Kneifzange mit seinen beiden Armen um mich und zwickt mich zusammen, daß ich laut

aufschreien muß. Ein Ringen auf Leben und Tod beginnt nun, mein Aerger, mich von einem Zwerge so überwältigt zu sehen, gibt mir immer neue Kraft, und bald liegt dieser, bald ich unten, aber das hilft mir alles nichts; ich fühle mich bald ermattet und es wäre um mich geschehen gewesen, wenn nicht zu rechter Zeit und zu meinem Glücke mein Knappe gekommen wäre und mit einem Reitelstocke tüchtig auf den Jungen losgeschlagen hätte, so daß er mich im Augenblicke fahren lassen mußte. Schnell wie ein Regenwurm entschlüpfte er in ein Loch, das kaum eine Spanne im Durchmesser hatte. Da war ihm nicht nachzukommen. Was war nun zu thun? Ich richtete mich, so gut es gehen wollte, wieder ein und fuhr, nachdem wir geladen hatten, mit meinem Knappen voller Scham mit schmerzenden Gliedern und blauen Flecken nach Hause."

Nach Ludloff.

24.

Der Kyffhäuser als Wetterprophet.

Die Landleute in der güldenen Aue sehen den Kyffhäuser als Wetterpropheten an. Wenn der Kyffhäuser mit Nebel bedeckt ist, sagt das Volk: „Kaiser Friedrich hat einen Hut auf". Auch haben sie diesen Spruch, der in der ganzen Umgegend bekannt ist und immer eintreffen soll:

„Steht Kaiser Friedrich ohne Hut,
Bleibt das Wetter schön und gut;
Ist er mit dem Hut zu seh'n,
Wird das Wetter nicht besteh'n!"

Mündlich.

25.

Der Ursprung des Taterbornes.

Ein armer Hirt, welcher seine Schafe auf dem Kyffhäuserberge weidete, verlor einst das beste und größte derselben auf unerklärliche Weise. Sein Herr aber ließ ihn hart an und befahl ihm das Schaf zu suchen und nicht eher heimzukehren, als

bis er es gefunden habe. Der Hirt geht fort, durchsucht die Berghänge und den Wald, aber findet das Tier nicht. Nun wird es Nacht und er verliert den Weg. Erschöpft sinkt er nieder, seine Zunge hängt ihm schmachtend am Gaumen, und da er das Schaf nicht gefunden hat und sich vor dem Zorn seines Herrn fürchtet, bittet er, daß Gott ihn sterben lassen möchte. Eine Zeit lang mag er an der Erde gelegen haben, da vernimmt er ein eigentümliches Geräusch, und als er das Auge aufschlägt, sieht er ganz nahebei einen hellen, klaren Quell sprudeln. Erfreut schöpft er mit der Hand von dem Wasser und fühlt sich wundersam gestärkt. Wieder schläft er ein, und als er auf's neue erwacht, fällt sein Auge auf das verloren gegangene Tier, das sich in der Nähe an dem Wasser erquickt. Nach der Sonne hat er nun bald die Richtung seiner Heimat wiedergefunden; das klare Wässerlein aber, das zum Troste des armen Hirten hervorgesprudelt war, heißt heutzutage der Taterborn.

Mündlich.

26.

Die geraubten Fräulein.

Vor Zeiten hausten wilde Raubritter in der alten Burg Kyffhausen. Des Tages schwärmten sie in Wald und Flur umher, plagten die Umgegend und raubten Menschen und Vieh, Geld und Gut, und des Nachts schwärmten und schwelgten sie von den erbeuteten Schätzen. Sie hatten nach allen Seiten hin von der Burg aus lange, heimliche Gänge unter der Erde, so daß sie bald da, bald dort unversehens hervorbrachen und ebenso schnell wieder verschwanden. Einst raubten sie am hellen Tage vier junge, wunderschöne Fräulein, die eben aus der Kirche kamen und schleppten sie auf die Burg. Die Fräulein aber waren die Töchter einer Mutter, die konnte den Verlust ihrer Kinder nicht verschmerzen, ging täglich tief in den Bergwald hinein nach der Richtung zu, die die Räuber eingeschlagen hatten, setzte sich nieder und weinte. An dem Orte aber, wo sie um ihre Töchter täglich Tränen vergoß, sprudelte eine Quelle hervor, die noch heute den Wanderer erquickt, wenn er von Kelbra nach

dem Kyffhäuser zu wandert.*) Auch aus andern Orten haben die Räuber junge Mädchen entführt. Die sollen nachmals zuweilen mit den Raubrittern auf die Jagd geritten, aber niemals wieder in die güldene Aue gekommen sein. Zuweilen sieht man sie auch in mondhellen Nächten auf schönen, schneeweisen, prächtig angeschirrten Rossen über den Berg reiten; aber es ist nicht gut, ihnen zu begegnen.

Mündlich.

27.

Renatus Wolf.**)

Schon vor mehr als zweihundert Jahren lebte im Dorfe Hackpfiffel, drunten in der güldenen Aue, Renatus Wolf, welcher redlich seines Amtes als Küster wartete und weit und breit wegen seines lustigen Geigenspieles berühmt war. Wo irgend in der Nähe Kirmeß oder Hochzeit gehalten wurde, durfte Renatus nicht fehlen, da durch sein Spiel erst wirklicher Frohsinn erwachte. Einst kam er von einem heitern Gelage zurück und der Weg führte ihn gerade an der Rothenburg vorüber. Da er nun keine Furcht kennt, fällt es ihm ein, vor dem Burgthore ein lustiges Stückchen zu spielen, während grade drunten in Kelbra der zwölfte Glockenschlag dumpf ertönt. Plötzlich sieht er den Burggeist am Thore sitzen; riesengroß ist seine Gestalt, von seinem Kinne herab wallt ein langer, weißer Bart und an der Seite trägt er ein gewaltiges Schlüsselbund. Da ergreift denn doch des Mutigen Herz bleicher Schrecken, und als der Geist ihn auffordert, seinem Fuß zu folgen, wagt er keinen Widerstand zu leisten. An der Grabstätte unterhalb der Burg finden sie ein bleiches, klagendes Weib, welches in seinem Schoße ein todtes Kind birgt; Renatus erhält den Befehl eine Gruft zu schaufeln. Dieselbe wird vollendet, das Weib versenkt drin ihr Kind und der Geist spricht: „Hebe dich hinweg, draußen vor dem Thore findest du deinen Lohn, eine schwarze Stute ist's, die dich schnell und sicher nach Hause tragen wird. Raten

*) Es ist die Quelle an der Landstraße.

**) Diese und die beiden folgenden Sagen gehören der Rothenburgruine an. Die Sage von Renatus Wolf findet sich in Versen im Thüringer Boten, Jahrgang 1837. Vgl. mein Kyffhäuserbuch.

will ich dir aber, daß du unterwegs deiner Geige vergißt, wenn dein Leben dir lieb ist". Auf dem Rosse eilt Renatus seinem Dorfe zu; schon liegt im Mondenscheine dasselbe dicht vor ihm, als Sehnsucht nach der Geige ihn ergreift und er, der Warnung uneingedenk, ein lustiges Stückchen beginnt. Da plötzlich scheint das Roß sich zum Adler verwandelt zu haben; pfeilschnell fliegt es durch die Lüfte dahin, aber Renatus läßt sich nicht irre machen, immer weiter setzt er sein Geigenspiel fort, mögen auch zuletzt ihm die Sinne vergehen. Plötzlich wird das Roß wieder ruhig und mit halbgeöffneten Augen erblickt Renatus vor sich einen hohen, ehrwürdigen Mann auf großem, weißschimmerndem Rosse. Doch vor übergroßer Anstrengung sinkt er ohnmächtig nieder, und als er wieder erwacht, findet er sich auf einem weichen Divan; ihm zur Seite steht eine herrliche Jungfrau, außerdem jener Reiter. Verwundert fragt er, wo er sei, und erfährt nun, daß das Zauberroß ihn tief in die Wüsten Arabiens fortgetragen, wo jener Reiter ihn dadurch gerettet, daß er zur rechten Zeit den Bann des Zaubers gelöst habe. Die holde Jungfrau, Zoraïde genannt, hatte im Zauberspiegel des Reiters Gefahr erblickt und ihren Vater gebeten, diesen zu retten. Freundlich pflegen Vater und Tochter ihren Gast, und als dieser, neu gekräftigt nach der erlittenen Gefahr, sich zur Heimkehr rüstet, erfüllt der Alte seine Bitte um die Hand Zoraïdens. Gemeinsam ziehen sie gen Hackpfiffel, wo sie lange froh und glücklich mit einander gelebt und in gemeinsamem Grabe die letzte Ruhe gefunden haben.

Nach d. Thür. Boten (1837).

28.

Der „güldene Mann".*)

Ein geiziger Alter in Kelbra, dessen Trachten nur nach Geld und Gut gerichtet war, machte mit dem Teufel einen Vertrag, derselbe sollte seine Seele bekommen, wenn er ihm so viel Gold geben wollte, wie er sich wünschte. Der Teufel ist's gern

*) In Versen dargestellt von dem „Einsiedler der Rothenburg". Vgl. mein Kyhäuserbuch.

zufrieden und bestellt den Mann um Mitternacht in's wilde Steinthal*), wo er seine Felsenburg hat. Schauerlich schreien die Eulen und furchtbar rollt der Donner, als der Geizhals den Teufel dort aufsucht. Dieser spricht zu ihm mit hohler Stimme: „Wenn du den Berg besteigst, ohne zur Erde zu blicken und dich umzuschauen, so sollst du deine Gier nach Gold befriedigt erhalten; vermagst du aber diese Bedingung nicht zu erfüllen, so ist's um dich geschehen und deine Seele mein!“ Der Geizhals denkt, das Glück könne ihm nicht fehlen, und macht sich auf den Weg. Aber je höher er steigt, desto saurer wird's ihm, das Versprechen zu halten, denn ringsum scheinen ihm Klumpen Goldes und herrliche Edelsteine entgegenzuschimmern. Nur wenige Schritte hat er noch bis oben, da kann er nicht mehr widerstehen; er schaut zur Erde und erstarrt sofort zu Stein. Noch heutzutage heißt der Fels, zu welchem der Geizhals verwandelt ist, der „güldene Mann“.

Mündlich.

29.

Loth's Schatz.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hauste auf dem Kyffhäuser in einer großen Höhle eine Räuberbande, welche weit herum in der güldenen Aue lange Zeit viel Unheil anrichtete. Nach Loth, dem letzten Hauptmann, der dieselbe anführte, ist noch jetzt die Höhle benannt;**) dieselbe wurde früher von jedermann gefürchtet, der über den Kyffhäuser mußte. Als nun Loth mit seinen Spießgesellen eingefangen war und zu Sondershausen in sicherem Gewahrsam sein Ende erwartete, sprach er zu seinem Wärter, welcher ihn freundlich behandelt hatte: „Für mich ist mein letztes Brot nun gebacken, und es mag das auch sein; aber kränken muß es mich doch, daß alle Schätze, die ich gesammelt habe, nun unbenutzt liegen sollen bis auf den jüngsten Tag; ich will sie dir, weil du mich gut gehalten hast, vermachen.

*) Oestlich von der Rothenburg.

**) „Loth's Höhle“ liegt zur Seite des Fahrweges, welcher von dem bekannten Obelisken nach der Kyffhäuser-Ruine führt.

Wenn du auf die Rothenburg gehst und dich unter den mittelsten Lindenbaum stellst, so wirst du grade gegenüber einen Wachholderstrauch bemerken, unter den habe ich meine Schätze vergraben, geh also hin und hebe sie!" Nach Loth's Tode machte sich der Wärter auf den Weg nach Kelbra und besuchte dort zunächst einen Pächter, bei welchem er früher Knecht gewesen war. Als er ihm die Sache erzählte, lachte der und sagte: „Wer wird so etwas glauben? Der Loth ist sein Lebtag ein Schuft gewesen und ist's auch beim Tode geblieben, indem er euch zu guterletzt noch belog. Wahrscheinlich hat er auch gedacht, ihr würdet es mit ihm besser meinen, wenn er euch so etwas vorschwatzte. Sollte aber wirklich ein Schatz an der Stelle vergraben gewesen sein, so würden die andern Räuber ihn längst geholt haben. Uebrigens ist keinem zu raten, daß er allein auf den Kyffhäuser geht, da noch immer viel Gesindel sich dort herumtreibt". Das alles hatte der Pächter gesprochen, um den Wärter zu täuschen, denn er dachte sich selbst mit dem Schatze zu bereichern. Jener wurde richtig seinem eigentlichen Entschlusse untreu; als am nächsten Tage das Wetter sehr böse war, machte er sich wieder nach Sondershausen zurück, ohne zur Rothenburg gekommen zu sein; der Pächter gab ihm einen Thaler mit auf den Weg. Kaum war der alte Thor einige Stunden fort, so begab sich der Pächter an die bezeichnete Stelle, grub nach und hob einen Schatz von 99,000 Thalern. So kam der Raub in die Hand eines Betrügers, dem er aber auch keinen Segen gebracht haben soll.

Nach Bechstein.

30.

Die Falkenburg.

Unterhalb der Falkenburg, wo die Straße von Nordhausen nach Frankenhausen einen Bogen macht, ist's nicht geheuer und wohl dem, der des Nachts hier nicht zu passiren braucht. Einst kam in der Nacht plötzlich ein fremder Herr halbtodt und im elendesten Zustande zu der benachbarten Falkenmühle und flehte um Aufnahme. Dieselbe wurde ihm bereitwillig gewährt, und als er sich erholt hatte, erzählte er, daß er ein Herzog von Schlesien sei und gewaltsam auf einem Bocke durch die Luft ent-

führt und auf der Falkenburg abgesetzt sei. Die Sache machte großes Aufsehen und die Behörde unterwarf sie einer Untersuchung, aus welcher man nichts mehr weiß, da die Akten darüber bei dem Brande von Frankenhausen verloren gegangen sind. Noch jetzt treiben auf der Falkenburg böse Geister ihr Wesen und feiern zuweilen dort ihren Hexensabbat. Dann ist's nicht gut, vorüber zu wandern, weil es leicht geschieht, daß sie über die Menschen herfallen und ihnen ein jähes Ende bereiten.

Nach Bechstein.

31.

Knuth von Finsterberg stiftet das Questenfest.

Vor langen, langen Jahren, da wohnte auf der Questenburg ein Ritter, der hieß Knuth von Finsterberg. Nun geschah es am zweiten Pfingsttage, daß des Ritters Töchterlein von der väterlichen Burg fortging, sich auf dem Berge vor derselben Blumen pflückte, und dann sich in den nahen Wald verlor. Der Ritter aber und seine Frau vermißten bald ihr Kind, und da sie es in der Nähe nirgends fanden, riefen sie alle Leute zusammen, die ihnen in den Dörfern umher unterthan waren, und befahlen ihnen, die ganze Gegend zu durchsuchen. Die Leute von Rotha waren so glücklich, das Ritterkind zu finden, wie es tief im Walde vor der Hütte eines Köhlers saß und sich Kränzlein wand. Da zogen all' die vielen Leute, welche nach ihm gesucht hatten, mit ihm und dem Köhler auf die Burg. Das Kindlein aber hatte sich nicht gefürchtet und wußte auch nicht, wie sehr seine Eltern sich seinetwegen geängstigt hatten. Als es den Vater sah, rief es ihm fröhlich entgegen: „Da, Väterchen, habe ich dir eine schöne Queste mitgebracht!“ und damit gab es ihm einen Kranz. Der Vater aber freute sich darüber, daß er sein Kindlein wieder hatte, so sehr, daß er den Dorfgemeinden, deren Bewohner nach demselben gesucht hatten, große Geschenke machte. Sie erhielten von ihm für ewige Zeiten die „Landgemeinde,“ eine große Fläche zwischen Questenberg, Hainroda, Horla, Rotha und Breitenbach, und dazu die Rothaer besonders die „Familienwiese,“ d. h. die Wiese, auf welcher das Kind gefunden war. Den Namen „Finsterberg“ aber, welchen

die Burg und das Dorf darunter bisher geführt hatte, änderte er in Questenberg um und stiftete außerdem für den dritten Pfingsttag das Questenfest. Am dritten Pfingsttage müssen nämlich die Rothaer vorm Sonnenaufgang nach Questenberg kommen und dem Pfarrer vier Käse und ein Brot bringen; sie treten mit den Worten bei ihm ein:

„Wir sind die Männer von Rothe
Und bringen die Käse mit dem Brote.“

Der Pfarrer muß sie bewirten und ihnen bezeugen, daß sie zur rechten Zeit und nach hergebrachter Weise die Abgabe überbracht haben. Denn der Ritter Knuth, der dieselbe angeordnet hat, bestimmte zugleich, die Questenberger sollten, wenn die Abgabe ausbliebe, berechtigt sein, das beste Stück Rindvieh aus der Heerde der Rothaer fortzunehmen. Die Hauptsache aber ist bei dem Feste die Aufrichtung eines großen Baumes, den die Questenberger sich im Walde aussuchen, auf dem der Burg gegenüberliegenden Berge. An dem Baume wird ein großer Kranz von Birkenreisig befestigt, zu dessen Seiten zwei lange „Quasten“ von Reisig hängen.

Nach Meyer.

32.

Der Schatz der Questenburg.

In dem großen Keller des Burghauses auf der Questenburg liegt ein reicher Schatz vergraben, welcher nur von dem gehoben werden kann, der im Bunde mit dem Teufel steht. Nun hatten sich die Questenberger einen Hexenmeister verschafft und ihrer mehrere stiegen kurz vor Mitternacht in den Burgkeller hinein. Als alles gethan war, um die Geister zu beschwören, welche den Schatz gebannt hielten, und derselbe sich eben zeigte, war einer so töricht zu sprechen. Da verschwand der Schatz wieder mit großem Getöße und eine furchtbare Stimme aus der Tiefe rief die Worte: „Diesen Schatz soll nun kein anderer haben, als ein Graf von Stolberg, welcher mit zweierlei Augen auf die Welt kommen wird!“ Ein solcher Graf soll noch immer geboren werden. Die Grafen aber

hoffen, daß ihnen der Schatz wohl bewahret wird für eine Zeit der Not und entbehren ihn jetzt noch gern, da ihr Besitz reich und ihrer Güter viel ist.

Nach demselben.

33.

Die Bonifaciuspfennige.

Ueber dem Dorfe Seega, welches an dem Wipperfluße gelegen ist, erheben sich auf dem Rande der Hainleite die romantischen Trümmer der Arnsburg. Früher gab es besonderen Herren auf derselben, doch kam sie zuletzt in den Besitz der Schwarzburger. Das Volk der Gegend hat der Burg den Namen Bonifaciusburg beigelegt und erzählt von derselben mancherlei Sagen; namentlich sollen auf ihr sogenannte Bonifaciuspfennige gefunden werden. Dieses sind nämlich kleine runde und flache Steinchen von denen die Leute folgendes berichten: Als der heilige Bonifacius in diese Gegend kam und das Christentum einzuführen suchte, leistete das Volk argen Widerstand und trachtete mehr nach den irdischen als nach den himmlischen Gütern. Von Bonifacius und seinen Genossen verlangte es auch Geld zu empfangen, und als es dergleichen natürlich nicht erhielt, schalt und schmähte es die frommen Männer und überschüttete sie mit Steinen. Da erhob der heilige Bonfacius seine Stimme und sprach: „All dieses elende Geld, welches das Seelenheil dieser Armen behindert, werde hinfort dem Gesteine des Feldes gleich!“ Und siehe, jeder Pfennig verwandelte sich alsbald in ein Steinchen. Erschrocken über solches Wunder, bekehrte sich das Volk zu dem wahren Gotte. Von den Steinchen aber, die Geld gewesen waren, liegen noch viele auf der Arnsburg umher und man nennt dieselben gemeinhin „Bonifaciuspfennige“.

Nach Bechstein.

34.

Die Schätze der Arnsburg.

Die Leute von Seega und Gellingen erzählen sich, daß in dem Berge der Arnsburg ein so großer Schatz von Gold und Kleinodien liege, daß jeder der ihn erwerbe, sich damit ein

Königreich verschaffen könnte. Der Schatz liege wohlverwahrt in 2 großen steinernen Kisten. Nun gedachte sich eine Gräfin von Schwarzburg mit Hülfe eines Berghauptmannes das kostbare Gut zu verschaffen. Der kluge Mann kam mit einem Erdspiegel, durch welchen er alle Schätze, die im Innern der Erde verborgen sind, erkennen konnte, auf die Arnsburg; da sah er die Kiste deutlich stehen, doch bemerkte er auch, daß der Schatz dermaßen versetzt war, daß, ihn zu heben, allzuviele Seelen geopfert werden müßten. Die fromme Gräfin mochte dieses schwere Opfer nicht bringen, stand deshalb von ihrem Wunsche ab und der Schatz blieb ungehoben. Nach anderer Erzählung ging später die Hebung auf folgende Weise vor sich: Ein armer Drescher in Seega hatte einst den Traum, in der Arnsburg ständen zwei große Kisten mit Gold und edlem Gestein, welche ihm beschieden wären. Weil er aber furchtsam war, so erzählte er die Sache dem Schulzen und sicherte ihm die Hälfte des Gewinnes zu, wenn er sich an der Hebung beteiligen wollte. Der Schulze dachte bei sich, daß es besser sei, das kostbare Gut allein zu gewinnen; er sprach also zu dem Drescher: „Nimmer werde ich mich auf dieses Unternehmen einlassen, denn ich weiß gar genau, daß die Geister, welche den Schatz bewachen, bei dem kleinsten Versehen sehr grimmig werden und den Schatzgräbern den Hals umdrehen." Nachdem er so den Drescher hinreichend abgeschreckt hatte, ging er bei Nacht mit seinem Freunde, dem Papiermüller, hinauf auf die Burg und hob den Schatz fast ohne große Umstände. In derselben Nacht träumte dem Drescher, daß jetzt der Schatz gehoben werde; da er sich aber sehr fürchtete, stieg er nicht auf den Berg. So wurde der Schulze ein sehr reicher Mann, während der Drescher arm blieb, wie eine Kirchenmaus. In dem Keller der Burg ist lange Zeit das Loch zu sehen gewesen, in welchem der eine Kasten gestanden hat.

Nach Bechstein.

35.

Die Schmiede der Arnsburg.

Auf der Arnsburg ist öfter ein Spuk gesehen worden und noch jetzt sagt man, daß es dort nicht geheuer sei. Einst stieg ein Mädchen aus Seega, die Tochter eines armen Schmiedes,

auf die Höhe des Berges, um Heilkräuter für den Apotheker in Frankenhausen zu sammeln. Lange hatte es sich gebückt und gesucht; da blickte es plötzlich auf und war auch nicht wenig überrascht, vor sich auf den alten Mauern eine Schmiede zu erblicken, in welcher zwei Männer emsig arbeiteten. Sofort ließ das Mädchen seinen Korb mit den Kräutern im Stiche und lief, vom Schrecken gejagt, hinab in das Dorf, um seinem Vater den Spuk zu berichten. Der Alte wollte natürlich die Erzählung nicht glauben, stieg aber mit seiner Tochter hinauf, um den Thatbestand zu prüfen. Als beide hinauf kamen, war nichts mehr zu sehen, doch wollen auch andere Leute dort oben die spukhafte Schmiede erblickt haben.

Nach Bechstein.

36.

Der heilige Günther.

Ein angesehener Thüringischer Gaugraf namens Günther empfand Reue über sein Jugendleben, wanderte zu dem heiligen Gotthard nach Hersfeld, zog die Kutte an und vermachte sein ganzes Gut dem Kloster, nur Göllingen ausgenommen, welches nahe bei Seega an dem Wipperflusse liegt. Hier lebte er längere Zeit und wußte die Versuchung, die ihn immerfort wieder nach der Welt zurücklockte, heldenmütig zu bekämpfen. Als er später Göllingen verließ und in das Kloster Altaha wanderte, that er das Gelübde kein Fleisch mehr zu essen. Nun lud ihn einst König Stephan von Ungarn ein und wollte ihn dazu bewegen, daß er von einem gebratenen Pfau äße. Da rief der fromme Mönch Gottes Beistand an, und siehe, der Pfau bekam Federn und flog davon. Zuletzt baute sich Günther im Böhmerwald zu Rinchbach eine Zelle und dabei eine kleine Kapelle; dort beschloß er sein Leben. Der Böhmenherzog fand ihn, wie er im Sterben lag, führte seine Leiche nach Braunau und bald schon hörte man von zahlreichen Wundern, die dort geschahen; er wurde daher unter die Heiligen versetzt. Da er ein Ahne der Grafen von Schwarzburg gewesen, finden sich unter denselben so viele mit dem Namen Günther.

Nach Bechstein.

37.

Das Bild der heiligen Jungfrau zu Frankenhausen.

Als die Sachsen und Franken das Reich der Thüringen eroberten, nahmen die Sachsen den ganzen Norden und auch die Gegend rings um Frankenhausen. Dieser Ort nur wurde der Salzquellen wegen ausgenommen, weil dergleichen den Franken nötiger waren als den Sachsen; dieserhalb ist der Ort „Haus der Franken" genannt worden. Die Franken bauten nun über dem Orte eine Burg und bald auch entstand in der Nähe ein Cistercienser-Nonnenkloster zu St. Georg. In demselben befand sich ein Bild der heiligen Jungfrau, das weit und breit verehrt wurde und zahlreiche Wunder that. Beim Herannahen froher Zeiten und Ereignisse pflegte das Bild zu erröten und lieblich drein zu schauen; wenn aber trübe Zeit bevorstand oder eingetreten war, dann wurde die Farbe des Bildes immer bleicher und bleicher und allenthalben, im Kloster und unter dem benachbarten Volke, herrschte dann große Betrübniß. Als das Kloster in Schutt fiel, blieb noch ein kleines Häuschen stehen, das wenig gebraucht wurde; dasselbe hatte eine wunderbare Thüre, welche alljährlich zur Fastenzeit um eine bestimmte Stunde aufsprang und dann nicht wieder verschlossen werden konnte, soviel man sich auch bemühen mochte; erst wenn die Fastenzeit vorüber war, verschloß sich die Thür von selbst wieder.

Nach Bechstein.

38.

Die Eisfrau von Ichstedt.

Hinter dem Schloße von Ichstedt zieht sich der Schloßgarten die Höhe hinauf; in diesem fällt ein manneshoher schmaler Gang auf, der in den Berg führt und in einem größeren Gemache endigt, welches Eisloch genannt wird. Hier wohnt die Eisfrau, welche aber nur von Sonntagskindern erkannt wird. Ihr Haar ist silberweiß, bleich ihr Gesicht, schneeweiß ihr langes Gewand; sie selbst giebt keinen Laut von sich; nur das Klirren des Schlüsselbundes hört man, wenn sie nahet; dasselbe trägt sie am Gürtel. Um Mitternacht tritt sie aus dem Eisloche

hervor und schlägt den Weg nach dem Schlosse ein, ohne dieses selbst zu betreten; in dunkeln Nächten zündet sie sich ein Licht auf einem Baume an. Ein silbergrauer Hase pflegt sie zu begleiten; derselbe hat sich oft im Schloßgarten gezeigt, wurde häufig verfolgt, aber entkam immer zu dem Eisloche, wo ihn die Eisfrau beschützt. Die Eisfrau pflegt nicht nur des Nachts zu erscheinen, sondern sie ist auch am Tage mehrfach gesehen worden. Vor Kurzem wollte ein fauler Knecht am Eisloche vorübergehen, da fühlte er sich unwillkürlich nach dem Eingange hingezogen. Plötzlich gedachte er an die Eisfrau und versuchte mit Todesangst zu entfliehen, aber eine unsichtbare Hand schob ihn vorwärts und stürzte ihn in das Eisloch, so daß er den Arm zerbrach. Zum Glück hatten ihn Feldarbeiter gehen sehen; diese kamen herbei und retteten ihn. Die Eisfrau besitzt in der Nähe des Eisloches ihren Brunnen, das Gründlingsloch genannt. Dieser Brunnen hat eine Tiefe von 200 Fuß, er nimmt bei starkem Gewitterregen eine große Menge Wasser auf und entführt dasselbe durch die unterirdischen Kanäle der Kalkfelsen mit großer Schnelligkeit, wodurch er Ichstedt schon mehrmals vor Ueberschwemmungen geschützt hat. Dieser Brunnen soll von der Eisfrau gegraben sein, um die verderblichen Wasser unschädlich zu machen.

Nach Wolf.

39.

Das Kobermännchen im Schloße von Sangerhausen.

Das Schloß in Sangerhausen, welches jetzt für die Behörden der Stadt verwendet wird, ist 1736 von Christian II. von Sachsen-Weißenfels erbaut worden. Das Geld zu diesem Baue hat ein Nachkomme des wackern Triller, der aus der Geschichte des sächsischen Prinzenraubes bekannt ist, vorgeschossen und selbst nach und nach in einem Kober herbeigebracht. Dafür hat man ihm zum Gedächtniß im Innern des Schlosses auf der Haupttreppe ein Steinbild gesetzt, aber in ganz kleinem Maßstabe, mit einem Kober dazu. Eines Tages kam ein Bauer in das Schloß, der sah das kleine Männchen stehen, zupfte es an einem Ohre und sagte: „Ei, ei, Männchen, wo willst du

mit dem Kober hin? Der ist ja größer als du. Da hob das Männchen seine steinerne Hand hoch und gab dem Bauer einen so wuchtigen Schlag auf den Kopf, daß er umfiel und bald darauf starb. Seit dieser Zeit war das Männchen vor allen Spöttern sicher, denn alle Leute kannten diese Geschichte und fürchteten sich vor der Ohrfeige, die der Bauer durch seinen Spott veranlaßt hatte. —

Nach der Thuringia.

40.

Das Zimmer des Vatermörders.

Am Markte der Stadt Sangerhausen, der Sanct Jakobskirche gegenüber, steht ein großes Haus, vor welchem sich zwei stattliche Linden befinden. Zur Zeit, als jene Linden gepflanzt wurden, erschlug in dem obersten Eckzimmer dieses Hauses ein Sohn seinen Vater. Die Familie des Ermordeten ließ bald darauf das Zimmer fest verwahren und es sollte hinfort nicht mehr bewohnt werden. Der Fluch, welcher somit über das Gemach verhängt war, machte sich nun auch auf den Geist des Mörders geltend, denn von Stund an schien es, als wäre das Zimmer von einem bösen Geiste bewohnt. Oft entstand ein heftiges Poltern, das man bis tief in den Keller hinein hörte. Dies veranlaßte einen späteren Besitzer des Hauses, das Gemach wieder einmal zu öffnen, um nach dem Grunde des Polterns zu forschen. Wie erschracken aber die Leute, als sie die Gestalt des Mörders im Zimmer auf und ab gehen sahen. Voll Entsetzen eilten sie von der Thür hinweg, und der Besitzer ließ das Zimmer wieder fest verschließen, damit der Geist nicht aus seinem Bannkreise heraustrete. So oft man später das Zimmer öffnen ließ und hineinzutreten versuchte, bot sich derselbe Anblick dar. Diese Sage ist noch vielen Leuten der Stadt bekannt, jetzt freilich soll das Zimmer des Vatermörders für Jedermann zugänglich sein. —

Nach derselben.

41.

Der Fluch.

Es ist schon lange her, da brach in Sangerhausen eine so große Hungersnot aus, daß viele Leute starben. Damals lebte in der Stadt eine reiche Frau, welche ein großes Haus in der Ulrichsstraße und noch mehrere andere in Nebenstraßen besaß; dieselbe war sehr geizig. Eines Tages kam ein armer Mann zu ihr und bat in seiner Not um ein Stückchen Brot für sich und die Seinigen. Die reiche Frau sprach zu ihm in scheltendem Tone: „Geht doch auf das Feld, die Disteln, die Ihr da findet, sind für solches Bettelvolk als Speise gut genug!" Da wünschte der arme Mann in seinem Schmerze, daß Gott sie mit Disteln strafen und ihren Reichthum vergehen lassen möge. Kaum hatte er es gesprochen, da entstand ein distelähnlicher Auswuchs in ihrem Gesichte, später ist sie erblindet und unter den heftigsten Schmerzen gestorben. Der große Reichtum aber, welchen sie besessen hatte, war bald verflogen, und ihre Nachkommen mußten in bitterster Armut leben. Kaum war diese Frau begraben, so entstand in Sangerhausen ein furchtbares Sterben, welches von Tag zu Tag wuchs. Das Volk sagte alsbald, daß diese Plage von der Frau herrühre, welche im Grabe um sich fresse. Deshalb müsse man das Grab aufthun, die Grabtücher der Todten entreißen und mit einem Grabscheit den Hals derselben abstoßen. Nur mit Mühe gelang es der Obrigkeit, solchem Begehren zu wehren und das Volk zu beruhigen. —

Nach der Thuringia u. mündl. Bericht.

42.

Wie das Feuer besprochen ward.

Wenn man in Sangerhausen von der Ulrichsstraße nach dem alten Schlosse zu geht, kommt man durch eine Gasse, welche Speckswinkel heißt. Nur wenige Wohnhäuser befinden sich darin, an dem Schlosse stehen drei, und auf der andern Seite ein ganz vereinzeltes, das ganz geschwärzt und vom Feuer benagt ist,

aber zuweilen noch bewohnt wird. Sangerhausen reichte einst bis zu dem sogenannten Brandraine, der, wenn man die Straße nach Eisleben zuwandert, eine Viertelstunde von der Stadt sich hinzieht. Vor einigen hundert Jahren brannte durch eine furchtbare Feuersbrunst der ganze Teil der Stadt von dem Brandraine bis zum Hause des Bürgermeisters auf dem Kornmarkte ab. In der Gegend jenes Häuschens, von dem wir gesprochen haben, wüthete der Brand am ärgsten uud wollte eben das Häuschen erfassen; da sprengte ein Reiter auf einem weißen Roße herbei, ritt, ohne auf die Flammen und den Dampf zu achten, ringsherum, machte allerlei Zeichen und murmelte geheimnißvolle Sprüche. Da blieb das Häuschen verschont, während alle Häuser ringsherum in Asche sanken. Der Reiter aber ist nicht mehr gesehen worden. —

Nach der Thuringia.

43.

Mönchssage von Sangerhausen.

Vor dem Hasenthore in Sangerhausen liegt ein kleiner Grasplatz, der einst der Gottesacker eines nahen Klosters gewesen ist. Dort haben viele Leute hellbrennende Lichter hüpfen sehen. Da der Platz ziemlich hoch liegt und gar nicht sumpfig ist, so glaubt man, daß es nicht Irrlichter, sondern die Geister der verstorbenen Mönche sind, welche nach ihrem Tode ihr Licht vor den Leuten leuchten lassen. — In dem Helmethale, eine halbe Stunde von Sangerhausen, befinden sich Bergabhänge, welche mit Gebüsch und Wald bedeckt sind. Steigt man den Berghang empor, so findet man die Mauern einer alten Kapelle, die einst zu dem Kloster gehört hat, welches auf der Höhe des Berges lag. Wer zur Vollmondszeit um Mitternacht dorthin kommt, der wird eine böse Erscheinung haben. Ein Mönch steigt nämlich, mit einem Leichentuche umhüllt, aus der Tiefe empor und umwandert einigemal die Kapelle. Zwar thut derselbe niemandem etwas zu Leide, aber wer könnte ihn schauen, ohne Furcht zu empfinden? Jägersleute, die dort auf dem Anstande waren, erzählen, daß er ihnen gewinkt habe, aber noch niemand ist beherzt genug gewesen ihm zu folgen.

Nach der Thuringia.

44.

Die wandelnde Laterne.

Wer in Sangerhausen gewohnt hat, der kennt das Pfaffenholz, welches zu der Pfarre in Oberröblingen gehört und nicht weit von dem Dorfe Martinsrieth liegt. Zwischen diesem Dorfe und dem Holz wandelt eine Laterne. Ein Jäger stand dort einst um Mitternacht auf dem Anstande, da sieht er bei dem Mondlichte statt eines Wildes auf dem Felde von Martinsrieth her ein Licht auf sich zukommen. Nun denkt er zwar an die Sage von der Laterne, doch mag er nicht gern an dieselbe glauben. Als das Licht ziemlich nahe gekommen ist, ruft er es an. Als er keine Antwort erhält und das Licht immer näher kommt, ruft er nochmals, aber alles schweigt. Da sieht er ganz deutlich die Gestalt einer ellenhohen Laterne, die von einer Hand gehalten wird. Als die Erscheinung noch 10 Schritte von dem Jäger entfernt ist, scheint ihm die Sache gefährlich, er ruft zum dritten Male, und als er wieder keine Antwort erhält, drückt er sein Gewehr, das er vorher angelegt hat, in Gottes Namen ab. Alsbald war die Laterne verschwunden, und der Jäger eilte sofort nach Hause. Auch andere Leute haben diese Laterne gesehen. —

Nach derselben.

45.

Die Steinkreuze bei Alstedt.

Eine der berühmtesten Kaiserpfalzen Nordthüringens ist die von Alstedt, welche schon in dem Sachsenspiegel erwähnt wird. Viele Kaiser haben dort gewohnt, auch ist Thomas Münzer, welcher den thüringischen Bauernkrieg erregt hat, dort Prediger gewesen. Nördlich von Alstedt stehen in der Nähe des Hornfeldes 6 Kreuze aus gewöhnlichem Sandstein. Von diesen erzählt man sich, daß sie auf den Grabstätten von Bauern errichtet worden sind, die wegen ihrer Teilnahme am Bauernkriege hingerichtet worden sind. Oftmals vernimmt man um Mitternacht an diesem Orte ein großes Geschrei, welches von den Todten herrühren soll, die unter den Steinen begraben sind.

Nach Bechstein.

46.

Der Knoblauchskönig.

Am Rathause zu Eisleben sieht man unter der Freitreppe ein altes Steinbild, das den Knoblauchskönig darstellt. Von diesem erzählt man sich folgendes: Als Kaiser Heinrich IV. in Rom war, sandte er den Fürsten der Sachsen Botschaft, daß sie seinen Sohn zum römischen Könige wählen sollten, und er versprach ihnen, daß er dann in ihrem Lande nicht mehr Hof halten wollte. Da sprach der Herzog Otto zu den übrigen Fürsten: „Ich habe nie gehört, daß von einer bösen Kuh ein gutes Kalb kommt; darum laßt uns einen König aus anderem Stamme wählen!“ Da fielen ihm die übrigen Fürsten zu, und sie erkoren den Grafen Hermann von Luxemburg zum Gegenkönige. Der wurde vom Bischof von Mainz gesalbt und gekrönt und sie setzten ihn auf die Burg zu Eisleben, wo der Knoblauch wächst. Dieserhalb nannten ihn die Kaiserlichen spottweise den Knoblauchskönig oder den König Knoblauch. Zu großer Macht ist er nie gekommen, und als er hernach vor dem Kaiser entfloh, wurde er erschlagen. Da sagte das Volk: „König Knoblauch ist todt!“

Mündlich.

47.

Die Wunderblume im Dippelsdorfe.

Eine gute Viertelstunde von dem Dorfe Alsdorf liegen im Holze einige Mauerreste, welche den Namen Dippelsdorf führen und von einem Kloster herrühren sollen. Dort hat es schon oft gespukt, und es giebt viele Leute, welche erzählen, daß sie im Vorübergehen dort einen Mönch gesehen haben, welcher tief gebückt in seiner Kutte dastand, sich aber selbst nach lautem Zurufe nicht regte. Das Hauptabenteuer jedoch, das man sich von dem Kloster erzählt, ist folgendes: In der Nähe des Dippelsdorfes hütete einst der Hirt Jacob aus Alsdorf um die Mittagszeit seine Schafe. Da fiel ihm sein Hut beim Gehen auf die Erde, und als er denselben wieder aufhob, gewahrte er eine wunderschöne

Blume, wie er sie noch nie gesehen hatte. Er pflückte dieselbe ab und steckte sie an seinen Hut. Kaum ist dies geschehen, so wird ihm ganz seltsam zu Mute; er sieht sich plötzlich vor einer steinernen Thür. fühlt sich unwiderstehlich in diese hineingezogen und kommt in einen Gang, der, ohne daß Lampen oder Kerzen sichtbar sind, ganz hell ist. Mit Erstaunen gewahrt er, daß an dem Boden allerhand goldene Geräthschaften und eine Menge geprägtes Gold liegen, und als eine Stimme ihm zuruft: „Füll' dir die Taschen!" läßt er sich auch nicht lange nötigen, sondern greift recht wacker zu. Endlich glaubt er genug zu haben, und denkt an die Umkehr; da ertönt hinter ihm die Stimme wieder und ruft ihm zu: „Vergiß das Beste nicht!" Das scheint ihm ganz unbegreiflich zu sein, denn er hat sich des Guten so viel genommen, daß er etwas besseres kaum entdecken kann. Nachdem er also einige Augenblicke unter Kopfschütteln dagestanden hat, geht er weiter der Thür zu. Da erschallt auf's neue der vorige Ruf, und zwar noch dringlicher als zuvor: „Vergiß das Beste nicht!" Noch einmal macht er Halt. doch sind seine Taschen bereits so schwer geworden, daß er nach kurzem Besinnen die Thür ergreift, um hinaus zu gehen. Ehe er aber ganz aus derselben hinaus ist, erhebt sich ein heftiger Sturm und die zuschlagende Thür quetscht ihm sein eines Bein dermaßen, daß er unter heftigen Schmerzen hülflos liegen bleibt. Auf sein lautes Rufen kommt sein Bruder, welcher in der Nähe gleichfalls die Schafe hütet, herbei und schleppt ihn, nachdem er die Wunde etwas gekühlt hat, auf dem Rücken nach Alsdorf. Seine Frau bringt ihn zu Bett und pflegt ihn bis zum andern Morgen treulich. Als nun Jacob bei Sonnenaufgang erwacht, will es ihm scheinen, als habe er harte Steine in seinem Bette; wer aber beschreibt sein Erstaunen, als er hinfaßt und eine Menge Gold findet! Sogleich ruft er seine Frau herbei und erst jetzt besinnt er sich ganz auf alles, was ihm in dem Gemäuer begegnet ist. Er erzählt seiner Frau die Geschichte und erkennt nun auch, daß seine Verletzung durch den Verlust der Wunderblume hervorgerufen ist, welche er trotz mehrfacher Erinnerung verloren und nicht wieder aufgehoben hat. Da die Sache nun einmal nicht zu ändern ist, so ergiebt er sich in das Unvermeidliche, treibt einen tüchtigen Wundarzt auf, der ihm das Bein wieder heilt, und benutzt das reichlich gewonnene Gold dazu, sich

das Gut in Alsdorf zu kaufen. Als wohlhabender und mildthätiger Mann hat er noch lange gelebt und ist allgemein betrauert in hohem Alter gestorben. An der Kirchmauer von Alsdorf soll sich noch heutzutage sein Leichenstein finden.

Nach Giebelhausen.

48.

Graf Hoyer gründet die Grafschaft Mansfeld.

Ueber die Gründung der Grafschaft Mansfeld sind verschiedene Erzählungen vorhanden. So erzählt man: Einst habe einer der Leute Kaiser Heinrichs, Hoier geheißen, als derselbe auf der Pfalz Wallhausen in der „güldenen Aue“ Hof gehalten, um ein Stück Feld zum Eigentume gebeten, es brauche dasselbe nur so groß zu sein, daß er es mit einem Scheffel Gerste umsäen könne. Da nun der Mann ebenso treu wie tapfer war, bewilligte ihm der Kaiser seine Bitte, ohne sich lange zu bedenken. Der Mann ging sogleich hin und umsäete mit dem Scheffel Gerste die ganze nachmalige Grafschaft Mansfeld. Da nun hierdurch der Neid der übrigen Mannen erregt worden war, fehlte es nicht an Leuten, die zu dem Kaiser sagten: „Seht, wie er durch falsche Deutung eure Güte gemißbraucht hat!“ Der Kaiser aber rief lachend: „Das ist des Mannes Feld!“ So soll der Name Mansfeld entstanden sein, und daß die Grafen Gerstenkörner in ihrem Wappen hatten, sich aus der erwähnten Begebenheit gleichfalls herschreiben. — Ganz anders erzählen viele das Entstehen der Grafschaft; sie bezeichnen den Grafen Hoier als deren Begründer und berichten von ihm folgendes: König Arthur (Artus) von England versammelte um sich alle tapfern Ritter und belohnte ihre Thaten mit großen Ehren. Auch ein Ritter aus dem Sachsenland, namens Hoier, kam an des Königs Hof und wurde, weil er im Turniere den tapfern Vigelo (Wigalois) mit dem Rade überwand, von der Königin Ginevra mit einer kostbaren Lanze beschenkt, die der Zauberer Märlin geschmiedet hatte. König Arthur aber begrüßte nach jenem siegreichen Turniere den Helden mit dem Zuruf: „Das ist ein Mann in's Feld!“ wovon derselbe seinen Namen erhielt. Nach einiger Zeit zog Hoier wieder aus England fort und kehrte

in sein Sachsenland zurück. Da vernahm er, daß in einem Berge ein böser Zauberer hauste, welcher eine schöne Königstochter entführt habe und mit Zauberkräften bei sich festhielte. Wiewohl er nun erfährt, daß schon viele Ritter im Kampfe mit dem Bösewichte umgekommen sind, macht er sich doch sogleich auf den Weg und gelangt um die Mittagszeit an den Berg, dessen Zugang durch ein großes Eisenthor verwahrt ist. Mit seiner Lanze stößt er an dasselbe und fordert mit groben Worten den Zauberer auf, herauszukommen, um sich mit ihm zu messen. Pfeilschnell springt derselbe heraus und auf den Ritter los; seine Gestalt ist die eines furchtbaren Lindwurms, der Gifthauch von sich giebt und den Versuch macht seinen Gegner mit dem Schweife vom Pferde zu schlagen, um ihn dann zu verschlingen. Unser Ritter aber ist unverzagt; indem er sich Gott befiehlt, ergreift er seine Lanze und stößt dieselbe so heftig in den Rachen des Ungeheuers, daß dieses Ströme von Blut von sich gibt und nach kurzer Zeit stirbt. Drauf steigt der Ritter vom Rosse, begibt sich in die Bergesschlucht, befreit die Königstochter und nimmt dieselbe zu seiner Gemahlin. Die ungeheuren Schätze aber, welche der Zauberer im Berge aufgehäuft hatte, benutzte er zur Erbauung des großen Schlosses zu Mansfeld. Der Ort, wo der Lindwurm erschlagen ward, heißt noch jetzt der Lindberg; in seiner Nähe liegt jetzt das Schützenhaus von Mansfeld. Am Fuße des Schlosses aber hat sich die Stadt Mansfeld allmählich ausgebreitet. Zur Erinnerung an den Grafen Hoier und seine Heldenthat sollen sich noch jetzt mehrere Steinbilder zu Mansfeld befinden, welche einen Ritter im Kampfe mit dem Lindwurme darstellen, z. B. an der Kirche, auf dem Markte und an dem Schulhause; auch sind früher Münzen mit diesem Bilde geprägt worden.

Nach Giebelhausen.

49.

Die Schlacht am Welpheshölze.

Zwischen den Orten Helmsdorf und Gerbstedt liegt das Welpheshölz, wo im Jahre 1115 des Kaisers Feldherr, Graf Hoier von Mansfeld, von dem sächsischen Grafen Wiprecht von

Groitsch geschlagen worden ist. Daselbst liegt ein Stein, der die Eigenschaft haben soll, daß er bei dem Gewitter ganz weich wird und erst allmählich wieder erhärtet. Dieser Stein ist ganz mit Nägeln beschlagen und man kann an ihm ganz deutlich den Eindruck einer Hand und eines Daumens erkennen. Nun erzählt man sich, daß Graf Hoier vor der Schlacht den Stein erfaßt und ausgerufen habe: „So wahr ich diesen Stein ergreife, will ich den Sieg gewinnen!“ Aber es kam anders, denn Graf Hoier wurde besiegt und fiel. Zum Andenken an ihren Sieg über die Kaiserlichen sollen die Sachsen daselbst eine eherne Gestalt aufgerichtet haben, welche einen geharnischten und helmbedeckten Krieger darstellte und in der Rechten einen Streitkolben, in der Linken das sächsische Wappen trug. Das Volk, so erzählt man, nannte das Bild „Jodute“ (signum Adjutorii) und ging viel dorthin, um zu beten; auch die Priester hielten die Gestalt heilig. Hernach, als Kaiser Rudolf zu Erfurt einen Reichstag hielt und von dem Bilde vernahm, gab er den Befehl, dasselbe zu zerstören und ließ an der Stelle eine christliche Kapelle aufbauen. Das Volk aber verehrte von dieser Zeit an einen Weidenstock in der Kapelle über die Maßen, denn derselbe sollte in jener Schlacht „Jodute“ gerufen und dadurch den Sieg für die Sachsen bewirkt haben.

Nach Spangenberg.

50.

Das versunkene Schloß.

Wer von Bischofrode aus durch das schöne Laubholz nach Helfta (bei Eisleben) wandert, der kommt an dem Hausberge vorbei, in dessen Nähe bis zum Winter 1875—76 die große, berühmte „Hahnseiche“ stand und dessen Gipfel die deutlichen Spuren einer Burgansiedlung trägt. Die Sage erzählt nun, daß die eigentliche Burg in den Berg hineingesunken ist und außerdem soll dort mancherlei Spuk vorkommen. Einst, so wird berichtet, ging ein Holzhauer durch den Wald, und als er in die Nähe des Hausberges gekommen war, sah er eine schöne Frau neben sich, welche mit einem langen grünen Kleide umhüllt war und ein großes Schlüsselbund an der Seite trug. Freund-

lich blickte sie ihn an, und als er sie eben anreden wollte, winkte sie ihm zu folgen. Beherzt, wie er war, ließ er sich nicht nötigen, sondern folgte der Frau, die ihn in das Holz und dann durch einen Thorweg mitten in das Schloß hineinführte. Auf dem Hofe desselben gewahrte er eine Thür, die von zwei Hunden bewacht wurde; die Frau öffnete dieselbe und brachte den Mann in ein Gemach, welches durch viele Lampen hell erleuchtet war. In der Mitte des Raumes stand ein Tisch und auf demselben lag ein großes Buch mit goldenen Buchstaben; die Frau gab ihrem Begleiter zu verstehen, daß er dasselbe aufschlagen und lesen solle. Das thut er auch und liest auf den ersten Seiten: „Wer dieses Buch versteht, der ist ein kluger Mann. In ihm ist genau erzählt, wer das Schloß auf dem Berge erbaut hat und wie dasselbe ein Ende genommen. Findet sich jemand, der dieses alte Buch zu entziffern vermag, so wird das Schloß sich wieder aus der Erde erheben; doch wenn er nur dreimal stockt, so wird es noch tiefer in den Berg versenkt werden". Anfangs hat sich das Lesen recht gut gemacht und die Frau ihn oftmals freundlich dabei angesehen, aber schon auf der zweiten Seite stockt er einmal. Da hört er ein höhnisches Lachen und ein donnerähnliches Gepolter, welches sich bei einem nochmaligen Stocken in verstärktem Maße wiederholt. Als er aber vollends zum dritten Male stockt, vergehen ihm die Sinne; es ist ihm, als würde er durch die Lüfte getragen, und als er wieder zu sich kommt, findet er sich an demselben Orte, an welchem ihm die Frau mit dem grünen Kleide begegnet ist. Zu seiner Freude bemerkte er ganz in der Nähe seinen Vetter, der sich im Grase ausgestreckt hatte und mit eigentümlichen Augen nach dem Hausberg schaute. Dieser erzählt ihm: „Als ich mich hier ein wenig ausruhen wollte, sah ich, wie allmählich aus dem Berge ein schönes großes Haus mit einem Schieferdache emporstieg, daneben ein hoher Turm und ein weites Thorweg, welches hineinführte. Ringsherum ging ein Garten mit vielen gewundenen Wegen und vielen schönen Blumen. Als ich aber im Anschauen versunken war, verschwand alles plötzlich wieder in dem Berge." Als das der Holzhauer hört und sich überlegt, was ihm begegnet ist, ergreift ihn heftiger Schrecken und er nimmt das Hasenpanier, indem er seinen Genossen eilig mit sich fortzieht. Nachmals fand ein Nachkomme der Leute in einem Schranke die Erzäh-

lung von diesem Abenteuer, und als er sich neugierig einmal nach dem Hausberge begab, sah er auch viel Wunderbares. Der Platz in der Nähe der Hahnseiche war plötzlich in einen schönen Garten verwandelt, in demselben ragte ein prächtiges Gartenhaus empor, während auf dem Hausberge ein großes Schloß mit einem Schieferdache und ein hoher Turm stand. Aus dem Thorwege des Schlosses aber kam eine Frau mit grünem Kleide, welcher vier junge und zwei alte Herren nebst zwei Bedienten nachfolgten. Alle diese gingen in den Garten und auf das Gartenhaus los, worauf sie ein Kegelspiel begannen. Dasselbe dauerte wohl eine Stunde; da plötzlich verschwand alles wieder und der Mann kehrte sinnend nach Hause zurück.

Nach Giebelhausen.

51.

Der Steinberg am salzigen See.

Ein Hirt trieb in der Frühe eines schönen Sommertages seine Schafe aus dem Dorfe Erdeborn ins Feld. Da es nun in der Natur so angenehm war, hatte er den Einfall, auf die Höhe zu wandern, welche sich über dem salzigen See erhebt und von der aus der Blick auf die Wasserfläche und die umliegenden Ortschaften gar lieblich ist. Oben angelangt, erfreute er sich über das frische Leben, welches die Wasservögel trieben, schaute rings in der Gegend umher und griff sodann nach seinem Ranzen, um dem Magen durch das Frühstück auch einen Genuß zu bereiten. Wie er so da saß und sein Brot mit Speck sich munden ließ, vernahm er plötzlich hinter sich den Ruf: „Guten Tag!“ — „Schön Dank!“ antwortete er schnell und gewahrte, als er sich umwandte, ein stattliches Weib, das mit einem schlechten Tragekorbe die Höhe emporkam und sich ihm näherte. Als die Frau neben ihm angekommen war, bat sie ihn um ein Stückchen Brot. Der Schäfer aber erwiderte ärgerlich: „Was ich bei mir habe, brauche ich selbst nötig genug, denn der Tag ist noch lang, und da Ihr ja ganz junge und gewandte Glieder habt, so könnt Ihr in der Ernte arbeiten; das bringt Euch mehr ein, als Ihr für Euren Magen nötig habt!“ „Ach“ — entgegnete die Frau — „ich fühle mich zu solcher Arbeit viel zu schwach,

auch habe ich noch einen weiten Weg zu gehen; deshalb gebt mir nur ein Stückchen Speck und einen Kanten Brot dazu; ich will Euch dafür, wenn ich kann, auch gern einen Gefallen thun!" Da fing der Schäfer an zu schelten, nännte die Frau eine Faullenzerin, die nicht arbeiten wolle, und erklärte, daß er wohl alten, schwachen Leuten helfen würde, nicht aber jungen, kräftigen Tagedieben. Vorwurfsvoll sagte die Frau: „Wollt Ihr mir wirklich nichts geben, so sagt es doch wenigstens ruhig und behandelt mich nicht so gar grob!" Aber der Hirt war einmal ärgerlich geworden und rief: „Macht, daß Ihr von hier fortkommt, sonst sollt Ihr meinen Stock fühlen und ich werde auch meine Hunde auf Euch loshetzen!" Als nun der Hirt wirklich Anstalt machte, seine Drohungen zu verwirklichen, hob die Frau den Arm in die Höhe und schlug dreimal einen Reif in der Luft; da wurde alsbald der Hirt mit seinen Hunden und Schafen in Stein verwandelt. Noch jetzt kann man auf dem Berge die Steine liegen sehen, zu denen die Frau Hirten und Heerde verzaubert hat; der Berg aber heißt seitdem der Steinberg.

Nach Giebelhausen.

52.

Die Teufelsspitze bei Rollsdorf.

Auf dem Schlosse Seeburg, welches da liegt, wo der süße See mit seiner östlichen Spitze sich dem salzigen See nähert, lebte einst vor langen, langen Jahren ein reicher Graf herrlich und in Freuden. Endlich dachte derselbe einmal daran, sein Vermögen zu überrechnen und fand dabei zu seinem Schrecken, daß von seinem Reichtum nicht mehr viel übrig geblieben sei. Das machte ihm viel Kummer und verdüsterte sein Gemüt plötzlich dermaßen, daß er gegen seine Leute schroff und unfreundlich wurde. Einst lag er, vor Sorgen schlaflos, auf seinem Lager, da bemerkte er, wie der leibhaftige Teufel zu ihm trat und ihn groß ansah. Der Graf war schnell gefaßt und fragte den Herrn der Finsterniß nach seinem Begehren. Da hub der Teufel an dem Grafen zu sagen, daß er dessen Not erfahren habe und gern bereit sei, ihm alle seine Wünsche zu erfüllen, wenn er dafür sich durch Handschlag verpflichten wolle, ihm bei seinem Tode seine Seele zu geben. Der Graf dachte an seine

vielen Schulden, und da der Teufel selbst die Clausel machte, jener sollte von allen Verpflichtungen entbunden sein, sobald ihm irgend ein Wunsch unerfüllt bliebe, schlug er in die Hand des Teufels ein und schloß den Vertrag ab. Ehe der Teufel schied, sagte er dem Grafen noch, daß derselbe alle Wünsche, die er hegte, in finstern Nächten beim zwölften Glockenschlage laut aussprechen sollte, dann würde es denselben nie an Erfüllung fehlen. Und so war es auch. Schon am Morgen des nächsten Tages gewahrte der Graf mit großem Behagen, daß seine Gelder ganz erheblich gewachsen waren, und er fing nun wieder flott zu leben und drauflos zu wirtschaften an. Dem Teufel machte er mit seinen Wünschen viel zu schaffen, denn bald wollte er dieses, bald jenes vollführt haben, was seine Schwierigkeiten hatte. Nun pflegte der Graf mit einer Fähre über den See hinüber zu fahren; obgleich dies nun schnell und bequem ging, so war es ihm doch nicht gut genug und er forderte einst vom Teufel, daß derselbe ihm eine Brücke über den See bis zum ersten Hahnenschrei erbauen sollte. Der Böse machte sich sofort an die Arbeit und warf zunächst eine Menge Erde in den See, um der Brücke den nötigen Grund zu verschaffen. Nun hatte sich eine alte Frau auf den Weg nach Halle gemacht, wo sie einige Hühner und einen Hahn, die sie in einem Tragkorbe bei sich trug, zu verkaufen gedachte. Als sie in die Nähe des Ortes kam, wo der Teufel mit seinem Brückenbaue beschäftigt war, traf sichs, daß sie den Tragkorb absetzte, um sich ein wenig auszuruhen. Da fing der Hahn in dem Korbe plötzlich laut zu krähen an, obwohl es noch sehr früh in der Nacht war. Da gab es einen gewaltigen Knall und unter feurigen Funken fuhr der Teufel von dannen. Froh bemerkte der Graf am Morgen, daß der Böse die Brücke nicht fertig gebracht hatte und er selbst nun von dem lästigen Vertrage mit dem Teufel erlöst war. Zur Erinnerung brachte er auf dem Schloßturme eine Fahne mit einem großen Hahne als Wahrzeichen an; da das Schloß immer mehr verfällt, findet man denselben freilich jetzt nicht mehr. Noch jetzt heißt aber der nördliche Zipfel des salzigen Sees, an welchem die Straße nach Halle vorüberführt, „Teufelsloch", ein Feld in der Nähe „Teufelsfeld" und die gegen O. gerichtete Spitze, die das Teufelsloch von dem größeren Teile des Sees trennt, „Teufelsspitze".

Nach demselben.

53.

Die Steine bei Krimpe.

An dem Wege von Krimpe nach Höhnstedt fallen vier Steine auf, von denen der eine oben mit Nägeln beschlagen ist. Ueber diese Steine erzählt man sich folgendes: Ein Fuhrmann kam mit einem Vierspänner bei gräßlich schlechtem Wege auf Höhnstedt zu gefahren. Tiefer und tiefer sank sein Wagen in den Morast und blieb zuletzt darin stecken. Zwar arbeiteten sich die beiden Vorderpferde mühsam heraus, doch den Hinterpferden wollte dies trotz aller Anstrengung nicht gelingen. Unbarmherzig schlug der Fuhrmann drauflos, hob und schob selbst mit, so gut er konnte, doch vermochte er nichts vorwärts zu bringen. Da ging ihm die Geduld aus, er ergoß sich in einem Strom von Schimpfreden und Flüchen und rief heftig aus: „Da wollt ich doch gleich, daß wir allesammt, Pferde, Wagen und Herr, dazu ich der Kutscher, zu Steinen würden und in die Erden sänken, statt daß wir wegen dieser Schindmähren uns vergeblich abmühen, aus dem Drecke herauszukommen!“ Kaum hatte er's gesprochen, da entstand ein Blitzen und Donnern, daß die Erde erbebte, und sofort wurden Pferde, Wagen, Herr und Kutscher in Stein verwandelt. Noch jetzt stehen die vier versteinerten Pferde ganz deutlich an dem Wege von Krimpe nach Höhnstedt und dienen allen denjenigen zur Warnung, die bei den schlechten Wegen von ihren Pferden mehr verlangen als dieselben zu leisten vermögen. Bei Nacht will man aber oft an jenem Orte das Schnauben von Pferden und das Fluchen des Fuhrmannes vernommen haben.

Nach demselben.

54.

Die Todtenmütze des Herrn von Schulenburg.

Das Schloß zu Schochwitz und viel Land umher gehörte einst einem Herrn Casimir von Schulenburg, welcher seine Leute und die Bauern des Dorfes sehr mild behandelte und in der Not gern unterstützte. Einst kam Hans, sein Schäfer, zu ihm

und bat um ein kleines Darlehn, um sich ein Aeckerchen kaufen zu können. Der gütige Herr war gleich bereit und gab dem treuen Diener außer seinem rückständigen Lohn ein halbes Hundert Thaler. Der Schäfer kaufte den Acker, und da er sparsam lebte, brachte er nach 2 Jahren seinem Herrn die Summe mit den Zinsen dankend zurück. Der war unwohl und hatte sich auf einige Augenblicke auf das Bett gelegt, deshalb konnte er, als er das Geld erhielt, nicht sofort die Schuld seines Schäfers streichen. Weil nun aber während der folgenden Nacht sein Befinden sich verschlimmerte, ließ es ihm keine Ruhe; er stand, so gut es gehen wollte, auf und schrieb über den Empfang eine Quittung, die er, weil er sie Hansen nicht selbst geben konnte, hinter den Spiegel steckte. Bald drauf war er todt, und die Erben kamen, sahen die Rechnungsbücher durch, fanden die Schuld des Schäfers und forderten noch einmal von ihm das Capital nebst den Zinsen. Der arme, ehrliche Kerl geriet natürlich in große Not und Sorgen; zwar versicherte er hoch und teuer, alles zurückgegeben zu haben, aber wer glaubte ihm, da er keine Quittung vorzuzeigen hatte? Er sah die Notwendigkeit klar vor Augen, daß er auf seine paar Morgen Land das Geld sich borgen müßte, und dann war er trotz seines Fleißes und seiner Sparsamkeit ein ruinirter Mann. Abgehärmt, wie ein Schatten, lagerte er sich einen Tag nach dem Begräbnisse des Herrn am nahen Gehölz; da, als er wieder vergeblich nachdachte, wie er aus der Not herauskommen sollte, stand plötzlich der alte Herr im Sterbekleide vor ihm und sprach zu ihm freundlich, wie sonst: „Lieber Hans, sag mir doch, warum du so kummervoll einhergehst; sonst hab' ich das an dir nicht gekannt!“ Da schüttete der Schäfer sein Herz aus und erzählte, daß die Erben von ihm die Zahlung noch einmal verlangten und er nicht wisse, wie er sie leisten sollte. Der alte Herr hörte das alles mit an, dann sagte er: „Geh nur zu meinen Erben und sag ihnen, daß ich das Geld von dir wiederbekommen hätte; hinter dem Spiegel würden sie die Quittung finden. Und wenn sie ja noch Umstände machen sollten, so zeige ihnen die Mütze hier, die sie mir im Sarge aufgesetzt haben!“ Damit gab er dem Schäfer die Mütze und verschwand. Hans machte sich sofort auf den Weg nach dem Schlosse, zeigte dort die Mütze vor und erzählte, daß der Geist ihm dieselbe gegeben und zugleich gesagt hätte, daß die

Schuld bezahlt wäre. Das wollte man erst nicht glauben; als man aber in die Gruft ging und den Sarg öffnete, fehlte wirklich die Mütze; auch fand man richtig hinter dem Spiegel die Quittung des Verstorbenen über Hansens Geld. Keiner war froher als unser Schäfer und er hat dem alten Herrn sein Lebtag ein dankbares Herz bewahrt.

Nach demselben.

55.

Das Himmelfahrtsbier in Gorsleben.

Ein Ritter zog von seiner jungen Frau Elisabeth fort gegen die Türken, da viele seiner Nachbarn sich gleichfalls an dem Kreuzzuge beteiligten. Einen zurückbleibenden Bruder beauftragte er, seine Güter zu verwalten und seiner Frau als treuer Schwager zur Seite zu stehen. Derselbe fing aber bald an herrisch aufzutreten; als nun vollends nach einigen Jahren die Nachricht von dem Tode des Ritters eintraf, jagte er seine Schwägerin aus dem Schlosse und nahm dasselbe als Erbe in Besitz. Die arme Frau verließ denn auch mit ihrer Amme, welche nicht von ihr weichen wollte, das Haus, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollte. Drei Tage lang irrten die Frauen im Schneegestöber obdachlos umher, da kamen sie in ein Dorf, das sie nicht kannten. Dort stand ein alter Mann vor dem Thore eines Gehöftes, sah ihre Not und lud sie freundlich ein bei ihm zu herbergen und sich satt zu essen. Sie folgten der Einladung gern und erfuhren, daß das Dorf Gorsleben hieß. Der freundliche Wirth erforschte bald das Unglück der Edelfrau und nahm sie ganz in sein Haus, indem er sie nur bat, im Falle ihr Mann zurückkehren sollte, möchte sie ihn bewegen, daß er dem Dorfe den Zins erließe. Das versprach die arme Elisabeth auch und lebte dann längere Zeit bei dem Bauern ungestört und verborgen, emsig bemüht ihm in der Wirthschaft nach Möglichkeit beizustehen. Der Winter war vergangen und der Frühling gekommen. Nun pflegen die Leute am Himmelfahrtstage dort zu Lande früh aufzustehen, um die liebe Sonne aufgehen zu sehen. Das that auch die Frau Elisabeth mit ihrer Amme; beide wanderten auf die Höhen, von denen aus man den

Petersberg liegen sieht und auch auf die Saale einen schönen Blick hat. Eben ging die Sonne mit goldenem Strahle auf und beide Frauen waren in ihrem Anschauen versunken, als sie hinter sich den Ruf: „Wilkommen!“ vernahmen. Schnell drehten sie sich um und sahen, sie wollten ihren Augen nicht trauen, den todtgeglaubten Ritter vor sich. Der sprang rasch vom Pferde und umarmte seine Frau die vor Freude umsank und gar nicht glauben wollte, daß sie ihren lieben Mann wieder hätte. Lange lagen sie sich glücklich in den Armen, dann erzählte Frau Elisabeth, wie der Schwager sie vertrieben und der gute Bauersmann sie aufgenommen. Dann gings nach Gorsleben hinein und grade auf das Bauernhaus los, in welchem Elisabeth so freundliche Herberge gehabt hatte. Der Ritter grüßte die Leute des Dorfes gar leutselig, dankte dem guten Bauersmanne für alle Liebe, welche seine Frau von ihm genossen hatte, und bestimmte, daß das Dorf hinfort von allem Zehnten frei werden sollte. Zum Andenken an die Geschichte sollten, so befahl er, die Gorsleber in jedem Jahre das Himmelfahrtsbier an jeden, der sie besuchte, ausschenken und sich bei Musik und Tanz recht herzlich vergnügen; nur so lange würden sie von dem Zehnten frei bleiben. Darauf machte sich der Ritter mit seiner lieben Frau Elisabeth und deren treuen Amme fort nach seinem Schlosse, strafte seinen untreuen Bruder verdienter Maßen und fertigte dann den Gorslebern eine besondere Urkunde aus, in welcher ihnen Befreiung von dem Zehnten zugesichert wurde und die näheren Bestimmungen über das Himmelfahrtsbier genau verzeichnet standen. Bis heutzutage haben die Gorsleber ihre Verpflichtungen treu erfüllt.

Nach demselben.

57.

Klostersagen von Sittichenbach.

Das ehemalige Cistercienserkloster Sittichenbach, welches 2 Stunden südlich von Eisleben liegt, soll von dem Vogel Sittich (Papagei) seinen Namen haben, weil man einen solchen einst an dem Borne des Klosters gesehen haben

will. Auf den eigenen Münzen des Klosters hat man auch einen solchen Vogel abgebildet gesehen. Nun geht die Sage, daß in Sittichenbach große Schätze vergraben liegen, welche noch jetzt von den Geistern der Mönche bewahrt werden. Einst hat man am hellen lichten Tage gesehen, daß um die Mittagszeit eine lange Procession von Mönchen, ein Crucifix voran, aus einem Klosterkeller kam, einen Umgang hielt und wieder in dem Keller verschwand. Andere wollen auf dem vorderen Klosterhofe mehrfach um Mitternacht ein Getümmel vernommen und geisterhafte Ritter bemerkt haben. — An einem Hause des Klosters sah man vordem ein Bild von rotem Stein; dasselbe zeigte ein großes Dreieck, an dessen Spitze ein Scepter und in dessen Mitte ein Löwe sichtbar wurde, während unter dem Dreieck ein Mönch kniete, dessen Rechte zum Schwure erhoben, dessen Linke mit einem aufgeschlagenen Buche versehen war. Ein alter Mönch aus Erfurt, welcher den Siegel Salomon's besaß, wurde einst herbeigeholt, um das Bild zu deuten. Der sprach: Das Bild deutet, daß hier in dem Kloster ein Schatz verborgen liegt, dessen Wert einem Königreiche gleich ist; wie aber das Dreieck anzeigt, ist derselbe so wohl verwahrt, daß Niemand ihn entdecken kann. Ueber die Verbergung des Schatzes wird berichtet, daß die Mönche zu Anfang des 16. Jahrhunderts zwei Maurer ein ganzes Jahr lang bei dem Baue eines heimlichen Gewölbes beschäftigt und sie während dessen jede Woche reichlich belohnt hätten; hernach aber seien die Maurer plötzlich verschwunden.

Nach Bechstein.

58.

Die Neunlinge des Grafen von Querfurt.

Graf Gebhardt von Querfurt, der Bruder des heiligen Bruno, war ein gestrenger Gebieter nicht nur für seine Unterthanen, sondern auch für sein Gemahl, das eines edlen sächsischen Grafen Tochter war. Als nun der Graf einst fern vom Hause war, gebar die Gräfin auf einmal neun Kinder. Da erschrak die Mutter und mit ihr alle Frauen des Hauses, denn sie wußten, daß der Graf nicht glauben würde, daß alle diese Kinder

von seiner Frau herrührten, da er vielmals schon über Frauen, die nur zwei oder drei Kinder geboren, beschwerliche Reden geführt hatte. Deshalb nun verabredeten die Frauen mit einander, daß sie nur das stärkste der Kinder zeigen, dagegen die übrigen acht bei Seite schaffen wollten. Eine von ihnen sollte diese acht in einen Kessel packen und in dem Schloßteiche mit Steinen beschwert versenken. Nun traf es sich, daß der heilige Bruno, der damals in Querfurt weilte, grade des Weges daher kam, um seiner Gewohnheit gemäß im Freien ein Gebet zu verrichten. Als das Weib mit dem Kessel an ihm vorübereilen wollte, hörte er in demselben unter dem Mantel, welcher das Gefäß bedeckte, ein eigentümliches Wimmern. Er fragte, was denn in dem Kessel wäre; obgleich sie nun sagte, daß es junge Wölfe wären, ließ er sich doch nicht zurückweisen, schob den Mantel zurück und erblickte mit Erstaunen die acht Kindlein. Die Frau erschrickt und will ihm erst keine Auskunft geben, doch als er in sie dringt, erzählt sie ihm die ganze Geschichte. Der heilige Bruno verpflichtet sie, alles zu verschweigen und denen, die bei dem Handel beteiligt waren, wenn sie fragen sollten, zu sagen, daß der Befehl vollführt wäre. Nun tauft er die Kindlein in dem klaren Born, welcher jetzt noch Brunsbrunnen genannt wird, und bringt sie einzeln oder zu zweien ringsherum bei guten, frommen Leuten als arme Waisenkinder unter. Erst, als er nach Preußen ziehen wollte, um dieses heidnische Volk zum Christentum zu bekehren, offenbarte er seinem Bruder Gebhard alles, was da geschehen und bat ihn seiner Gemahlin ihre Schuld zu vergeben und die Kindlein freundlich zu sich zu nehmen. Dann ging er auch zu seiner Schwägerin, strafte dieselbe wegen ihrer unmütterlichen und gottlosen That und teilte ihr, als er ihre tiefe Reue erkannte, mit, was geschehen war. Zuletzt ließ nun St. Bruno die beiden Gatten zusammenkommen und stellte ihnen die acht ausgesetzten Knäblein vor. Da sahen die Eltern mit großer Freude, daß alle dem neunten täuschend ähnlich sahen und eines Vaters und einer Mutter rechte Kindlein sein mußten. Zum Andenken an diese Geschichte findet man noch jetzt den Kessel, in welchem die Kinder ausgesetzt werden sollten, in der Schloßkirche zu Querfurt an dem steinernen Bogen des Chores angeschmiedet vor.

Nach Spangenberg.

59.

Die Eselswiese zu Querfurt.

Nachdem der heilige Bruno mit seinen Brüdern auf dem Schlosse zu Querfurt noch ein fröhliches Osterfest gefeiert und dann von ihnen Abschied genommen hatte, machte er sich mit wenigen Begleitern am Donnerstag nach Ostern auf den Weg nach dem Lande der heidnischen Preußen: Als nun der heilige Mann auf den grünen Anger ganz nahe bei Querfurt gekommen war, wollte der Esel, welchen er ritt, weder vorwärts noch rückwärts, mochte man ihn auch mit Stöcken und Peitschen noch soviel antreiben. Darin erkannten Graf Gebhard und die übrigen Brüder des Heiligen, daß Gott nicht wolle, daß derselbe aufs neue zu den Preußen zöge, und sie überredeten ihn, daß er mit ihnen wieder auf das Schloß zurückkehrte. Aber in der Nacht hatte St. Bruno schwere Bedenken, und als er die Sache mehrfach überlegte, wollte es ihm scheinen, als sei dieselbe nur die Versuchung des Satans gewesen, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. So entschloß er sich denn, in Gottes Namen nach Preußen zu ziehen, möchte ihm auch begegnen, was da wollte. Die Preußen bekehrten sich in großer Zahl zu dem Evangelium; zuletzt aber überfiel ein Haufen hartnäckiger Heiden den frommen Mann und erschlug denselben mit 18 Gefährten (1009). An der Stelle nun, wo der Esel des heiligen Bruno still stand, erbaute man bald darauf eine Kapelle, wo an jedem Donnerstage nach Ostern an das Volk Ablaß erteilt wurde, weshalb bald der Zulauf dahin von weit und breit sehr groß geworden ist. Aus dem Ablaß ist ein großer Jahrmarkt geworden, welcher noch heutzutage an dem erwähnten Tage beginnt und bis Sonnabend Abend dauert. Wer dorthin kommt, der pflegt sich grüne Eselein von Thon für seine Kinder zum Spielen mitzunehmen, dergleichen auf dem Markte viele feil geboten werden; dieser heißt aber allenthalben der Eselsmarkt.

Nach demselben.

Druck von Ernst Schneider, Eisleben.



Deutscher Sagenschatz.

Herausgegeben

von

Dr. J. W. Otto Richter.

I. Abtheilung.

Sagen des Thüringer Landes.

2. Heft.

Eisleben, 1877.
Verlag von Otto Mähnert.

Sagen

der

Wartburg, des nördlichen Thüringer Waldes

sowie

des Hörselberges.

Vorwort.

Das zweite Bändchen der Sagen Thüringens, das ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, umfaßt die Sagen der Wartburg, des nördlichen Thüringerwaldes sowie des Hörselberges. Benutzt sind bei der Zusammenstellung namentlich Joh. Rothe's düringer Chronik, Bindhard's und Bangès Chronik, das Leben des heiligen Ludwig, Gerstenberg's thüringische und hessische Chronik, die Sagensammlungen von L. Bechstein und A. Witzschel, sowie L. Storch's Vörwerts-Häns; dazu hin und wieder mündliche Mitteilungen. Ich hoffe und wünsche, daß dieses zweite Bändchen dem deutschen Volke keine unliebe Gabe sein werde!

Eisleben, den 24. Februar 1877.

Dr. J. W. Otto Richter.

Einleitung.

Der Thüringer Wald im Allgemeinen; — die Wartburg und ihre Umgebung.

Den Südwestrand des eigentlichen Thüringerlandes bildet der Thüringerwald, welcher von der Quelle der Saale in der Richtung von SO. nach NW. etwa 40 Meilen lang zur Werra läuft und unweit Eisenach endet. Der südöstliche Teil dieses Gebirges führt den Namen Frankenwald während man den Namen Thüringerwald für gewöhnlich auf den nordwestlichen Teil des Gebirges zu beschränken pflegt. Der Thüringerwald bildet eine Grenzscheide für die deutschen Flußgebiete und ist auch geschichtlich eine Grenzscheide gewesen. Wie er das Gebiet des Mains von dem der norddeutschen Ströme trennt, so schied er den Stamm der Thüringer von dem der Franken, und damit Norddeutschland von Süddeutschland. Zwischen den beiden Seiten, der thüringischen und der fränkischen, bestand und besteht zum Teil noch ein starker Gegensatz, der ebenso sehr die Sprache und das Recht wie die Sitte und Eigentümlichkeit in Haus und Leben berührt, und doch ist dieses Gebirge gleichzeitig auch „eine Vermittelungslinie, in welcher die geographischen, culturgeschichtlichen und politischreligiösen Eigentümlichkeiten des deutschen Landes und Volkes zusammenlaufen."[1]) Die Nordwesthälfte des Gebirges stellt eine schmale, langgestreckte Kette von scharfgezeichneten und doch weichen Umrissen dar, welche von kurzen Terrassen umlagert, von

[1]) Vgl. J. Kutzen, das deutsche Land II. S. 135.

anmutigen Thälern und Schluchten eingeschnitten und von kantigen Felsmassen und rundlichen Berggipfeln gekrönt wird. Von diesen Gipfeln aus, die im Beerberge und Schneekopf am Südostende sich über 3000' erheben und am Nordwestende im Inselberge nicht viel hinter dieser Höhe zurückbleiben, (2820' hoch) genießt der Wanderer einer entzückenden Fernsicht in das schöne Thüringer- und Frankenland. Der nordöstliche Rand der Gebirgskette zeigt einen steilen Abfall und kurze wilde Thäler, in denen gewaltige Felsmassen emporragen und schnelle Waldbäche brausen; der südwestliche Rand dagegen verflacht sich mehr allmählich und hat längere und gekrümmtere Thäler. Auf der thüringer Seite herrscht das Laubholz, namentlich die stattliche Buche, vor, während auf der fränkischen düstere Nadelwälder die Wohnstätten der gewerbfleißigen Bevölkerung umschließen oder doch begrenzen. Mitten auf der Kette läuft, an 44 Stunden lang, von dem eisenachischen Dorfe Hörschel an der Werra bis zum Dorfe Blankenstein an der Saale der sogenannte Rennsteig (wahrscheinlich so viel als Rainstieg oder Grenzweg), welcher nur in der Nähe des Inselberges nicht fahrbar ist und lange Zeit die Landes-, Völker-, Jagd- und Rechtsgrenze zwischen Franken und Thüringen gebildet hat.

Der Thüringerwald, welcher von allen Seiten durch Schienenwege zugänglich gemacht, durch zahllose bequeme Straßen und Fußwege erschlossen ist, zeichnet sich durch Anmut und Lieblichkeit vor anderen deutschen Mittelgebirgen aus und zahllos ist die Schaar derjenigen, die sich alljährlich auf seinen grünen, duftigen Bergmatten und in seinen kühlen, schattigen Wäldern zu erfrischen und zu erholen suchen.

Doch wenden wir uns nunmehr demjenigen Teile des Thüringerwaldes zu, an welchen sich die Sagenkränze knüpfen, die auf den folgenden Blättern dargeboten werden sollen; es ist der nordwestliche Abschnitt des Gebirges. Derselbe reicht im S. von den Quellen der Apfelstedt bis Schmalkalden; eine Linie von dort bis zur Werra bei Eisenach bildet die Südwestgrenze; die Nesse bis in die Gegend von Haina die Nordgrenze und eine Linie weiter von dort bis Georgenthal die Nordostgrenze. Als bedeutendster Punct tront im NW. des also umgrenzten Gebietes bei Eisenach die Wartburg; sie ist am reichsten mit Sagen umwoben und auch sonst die hervorragendste und merk-

würdigste Stätte von ganz Thüringen. Deshalb glauben wir unser Heft nicht bloß mit ihrem Bilde schmücken zu müssen, sondern wollen dasselbe auch mit einer kurzen Betrachtung ihrer Denkwürdigkeiten einleiten.

Auf einer schmalen und schroff aufsteigenden Felskuppe, welche sich 1275′ über dem Meere und 600′ über Eisenach erhebt, deren Länge höchstens 400′ und deren Breite nicht über 120′ beträgt, legte im Jahre 1067 Ludwig der Springer, der Nachkomme eines aus Niederlothringen vertriebenen Herzogs, den Grund zu der später so glänzenden Burg. Von seiner Burg Schauenburg (bei Friedrichsrode) aus hatte er sich gewaltsam in den Besitz des Burgberges gesetzt und denselben den rechtmäßigen Eigenthümern, den Herren von Frankenstein auf dem benachbarten Mätilstein, gegenüber behauptet. Bei dem Restaurationsbau[1]) sind nicht unerhebliche Teile des ältesten Baues entweder erhalten oder in ihren Fundamenten benutzt worden. Die alte Burg bestand bei ihrer im Laufe der Zeit bewirkten Vollendung aus der Vorburg und der eigentlichen Haupt- oder Hofburg. Erstere bestand aus der Zugbrücke, dem Thorturme, dem Ritterhause und den Letzen (überbauten Gängen); letztere aus der Dirnitz (d. i. Wärmestube), der Wohnung der Landgräfinnen oder Kemnate, einer Thorhalle, dem Bergfried oder Hauptturm, dem Landgrafenhause (Palas oder Mushaus) und einem kleineren Turme gegen S. — Das Landgrafenhaus ist das älteste und wichtigste Gebäude, dessen Erdgeschoß und untere Etage Ludwig der Springer erbaute, während Friedrich mit der gebissenen Wange die den Rittersaal enthaltende oberste Etage hinzufügte (nach 1317).

In der Geschichte der Wartburg bildet die glänzende Zeit der ritterlichen und kunstsinnigen Landgrafen, namentlich die Zeit Hermanns (1190—1216) und seiner Gemahlin Sophie von Oesterreich, sowie Ludwigs des Heiligen (1216—1228) und seiner Gemahlin, der heiligen Elisabeth, den ersten bedeutenden Abschnitt. Der Gründer der Burg, Ludwig der Springer,

---

[1]) Vgl. „Führer auf der Wartburg. Ein Wegweiser für Fremde und ein Beitrag zur Kunde der Vorzeit“ von Dr. H. von Ritgen, Hofbaurat und Professor in Gießen (Leipzig, Verlag v. J. J. Weber. 2. Aufl.) S. 32 ff.

hatte nach einem schuldbefleckten Leben [1]) das Kloster Reinhardsbrunn gegründet und dort als Mönch Ruhe für seine Seele gesucht. Sein Sohn, der anfänglich milde, aber zu Ruhla hartgeschmiedete Ludwig der Eiserne, wurde als Landgraf in den Fürstenstand erhoben (1130) und hob überhaupt das Ansehen des Hauses durch sein kräftiges Auftreten in hohem Grade. Er wohnte viel auf der Neuenburg über Freiburg an der Unstrut und ließ sich der Sage nach durch seine Ritter von dort nach der Familiengruft in Reinhardsbrunn tragen (1172) [2]). Sein Nachfolger, Ludwig der Milde, kam auf dem dritten Kreuzzuge, an welchem er sich im Heere Friedrichs I. beteiligte, um (im Jahre 1190), [3]) und da er keine Kinder hinterließ, so wurde er von seinem Bruder, dem bisherigen Pfalzgrafen Hermann, beerbt. — Es war eine glänzende Zeit, die mit diesem Wechsel für die Wartburg begann; sie wurde der Sammelplatz der bedeutendsten Träger der Dichtkunst. Schon früher hatte Heinrich von Veldeck, der Vater des Minnegesanges und Dichter der Eneit, (Aeneide) an Hermanns Hofe freundliche Aufnahme gefunden, und nun fanden sich hier auf der schönen, hochragenden Burg zu vorübergehendem oder dauerndem Aufenhalte Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Albrecht von Halberstadt, Herbort von Fritzlar und andere weniger bedeutende Dichter der mittelalterlichen Literaturblüte ein, um durch ihre Gesänge den Glanz des Hofes zu erhöhen. Ihnen allen bereitete der edle Landgraf mit seiner kunstsinnigen Gemahlin eine gütige Aufnahme, denn, wie ein altes Lied vermeldet, begünstigte dieses hohe Fürstenpaar jede Gelegenheit, welche sich zu poetischen Genüssen darbot. In die Zeit des Landgrafen Hermann verlegt die spätere Sage auch den Sängerkrieg auf Wartburg, an dem außer den erwähnten Dichtern Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach noch die Dichter Heinrich von Ofterdingen, Biterolf, der tugendhafte Schreiber (Kanzler), Reinmar von Zweter, und zuletzt auch der zauberkundige Meister Klinsor aus Ungarland teilgenommen haben sollen. Diese Sage läßt, wie ich in einer früheren Schrift

---

[1]) Vgl. die nachfolgenden Sagen Nr. 4—7. — [2]) Vgl. die Sagen über den eisernen Landgrafen Nr. 8—12. — [3]) Vgl. die Sage Nr. 13.

dargelegt habe, so recht deutlich erkennen, wie hoch das Bild des Landgrafen Hermann bei den Dichtern der folgenden Zeit stand.[1]) Auf diese der irdischen Minne und dem weltlichen Gesange vorzugsweise gewidmete Zeit folgte alsbald eine nicht minder bedeutende, in welcher die höhere, die „himmlische Minne"[2]) zur überwiegenden Geltung gelangte, die Zeit Ludwig's des Heiligen und seiner Gemahlin, der heiligen Elisabeth. Wie die Sage erzählt,[3]) hatte der zauberkundige Meister Klinsor in der Geburtsnacht der letzteren zu Eisenach aus den Gestirnen geweissagt, daß diese ungarische Königstochter die Gemahlin des Landgrafen Ludwig des Heiligen werden und hohen Ruhm durch ihre Frömmigkeit erlangen würde. Als vierjähriges Kind wurde dann auch Elisabeth nach der Wartburg gebracht und später mit dem etwas älteren Ludwig vermählt. Schon früh war der Sinn der jungen Braut geistlichen Dingen zugewandt, und in der Folge nahm ihre sich in den strengsten Formen des mittelalterlichen Christentums bewegende Frömmigkeit so zu, daß sie bei ihrem Tode mit großem Gepränge zu Marburg beigesetzt und bald darauf von dem Papste, Gregor IX. heilig gesprochen wurde. Zahlreich sind die Sagen welche sich um dieses Ideal christlicher Selbstverleugnung schlingen, und auch diejenigen, welchen einzelne ihrer Handlungen vom modernen Standpunkte aus nicht recht gefallen wollen, müssen dieser Fürstin wegen ihrer aufrichtigen und innigen Hingebung an die leidende Menschheit und ihrer Demut Bewunderung, wegen ihrer schweren Kümmernisse Mitleid zollen.[4]) Nachdem Elisabeth's Sohn Hermann II. schon 17 Jahr alt im Jahre 1239, vielleicht nicht ohne Schuld seines Oheim's Heinrich Raspe, gestorben war, brach ein heftiger Krieg wegen des Erbes von Thüringen zwischen Sophie von Brabant, der Tochter Elisabeths, welche das Land für ihren unmündigen Sohn begehrte, und dem Markgrafen von Meißen, Heinrich dem Er-

---

[1]) Vgl. über den Sängerkrieg auf Wartburg und den Landgrafen Hermann die Sagen Nr. 14—17, sowie meine „Vorträge über die lyrischen Dichtungen des Mittelalters." (Leipzig, Verlag von Sigismund und Volkening.) S. 131 ff. — [2]) So nannte man die überschwängliche Hingabe an den Heiland und namentlich an die heilige Jungfrau im Mittelalter. — [3]) Vgl. Nr. 16 der folgenden Sagen. — [4]) Vgl. die folgenden Sagen Nr. 18—36.

lauchten, aus, welcher letztere seine Ansprüche auf die Zusage seines Oheims mütterlicher Seite, Heinrich Raspe, gründete.[1]) Die Entscheidung fiel zu Gunsten Heinrich's von Meißen aus, so daß nun die Wartburg Residenz eines wettinischen Fürstenhauses wurde. Heinrich der Erlauchte übergab Thüringen seinem Sohne Albrecht dem Unartigen oder Entarteten, der Margaretha, die Tochter Kaiser Friedrich's II., zur Gemahlin genommen und dadurch Altenburg und das Pleißnerland erworben hatte. Nach 14jähriger Ehe verließ Albrecht seine treffliche Gemahlin, um sich mit einer Hofdame, Kunne (Kunigunde) von Eisenberg zu vermählen, von der er den Sohn Apitz erhielt. Mühsam rettete sich Margaretha mit der Hülfe eines Eselstreibers aus der Burg nach Fulda und von dort nach Frankfurt, wo sie unmittelbar darauf starb (1280). Ehe sie die Wartburg verließ, soll sie bei dem schmerzlichen Abschiede von ihren Söhnen Friedrich und Diezmann den ersteren in die Wange gebissen haben.[2]) Dadurch, daß Albrecht Thüringen seinem Sohne Apitz zuwenden wollte und später das Land an König Adolf von Nassau verkaufte, führte er einen heftigen Kampf mit seinen älteren Söhnen Friedrich und Diezmann herbei, in welchem die letzteren endlich siegten.[3]) Friedrich der Gebissene, der auch den Zunamen „der Freudige" führt, war zuletzt in ungestörtem Besitz der Burg. Sein Enkel Balthasar war der letzte Landgraf, welcher auf der Wartburg residirte, und während hinfort nur noch Amtshauptleute oder Commandanten daselbst wohnten, verfiel der herrliche Fürstensitz mehr und mehr. — Trotzdem sollte die Burg noch einmal durch eine große Persönlichkeit einen weithin leuchtenden Ruhm erwerben. Es war am 4. Mai 1521, als bei Altenstein ein einfacher Reisender aus seinem Wagen gehoben und unter dem Beistande des Junker's Hund von Wenkheim durch den Schloßhauptmann Hans von Berlepsch auf die Wartburg entführt wurde. Es war Dr. Martin Luther, welcher von Worms, wo er die evangelische Lehre mutig verteidigt hatte, nach Wittenberg zurückreiste. Dem vom Papste gebannten und vom Kaiser mit der Reichsacht belegten Reformator gewährte

---

[1]) Vgl. die Sage Nr. 37. — [2]) Vgl. die Sage Nr. 38. — [3]) Vgl. die Sagen Nr. 39—41.

sein Landesherr Friedrich der Weise auf der alten Fürstenburg gute Sicherheit, und während seine Feinde ihn für todt hielten, weilte er dort unbehelligt als „Junker Jörg“ und begann das große Werk der Bibelübersetzung. Die Zeit, welche Luther hier zubrachte (vom 4. Mai 1521 bis zum März 1522), hat die alternde Burg, deren früherer Ruhm recht eigentlich dem überschwänglichen Geiste des Mittelalters entstammt, auch mit dem Glanze der neuen Zeit übergossen.[1] Die Zeit nach Luther bietet nicht mehr große geschichtliche Beziehungen, mochte auch später wieder unter den Teilungen des ernestinischen Fürstenhauses ein und ein halbes Jahrhundert lang (bis zum Jahre 1741) die Wartburg und ihre Umgebung ein besonderes Fürstentum bilden. Aber das Ansehen der Wartburg währte fort, selbst in der Zeit ihres Verfalles. Das deutsche Volk bewahrte für sie treu im Herzen eine besondere Liebe, und so ist's gekommen, daß jene jugendlichen Brauseköpfe, welche für des großen deutschen Vaterlandes Einigkeit sprachen und sangen, sich, als nach dem Freiheitskriege die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde nicht in Erfüllung gehen wollten, grade dort zusammenschaarten zu feierlichen Festen; ja so kommt es auch, daß noch heute, und grade heute mit größerem Rechte als sonst, da die Fürstenburg herrlich erneut ist, alle diejenigen, die für deutsche Sage, Geschichte und Naturschönheiten sich zu erwärmen und zu begeistern verstehen, nicht oft genug zur Wartburg empor klimmen können.

Die Burg ist durch den jetzigen Großherzog von Weimar unter Leitung des Professors von Ritgen seit dem Jahre 1847 möglichst treu nach dem ursprünglichen Plane wiederhergestellt worden; thun wir nun einen flüchtigen Blick in ihre glänzenden Räume.[2]

Wer von dem Führer durch das große Eingangsthor in die Vorburg geleitet worden ist, an dem Ritterhause vorüber, der findet meist zunächst Gelegenheit die große Rüstkammer zu schauen, welche den größten Teil der Dirnitz (Vgl. oben) einnimmt. Unter den Rüstungen befinden sich mehrere von geschichtlichem Werte. — Betritt man das Landgrafenhaus, so gelangt man durch die Vorhalle oder Laube des ersten Stockes in das

[1]) Vgl. die Sagen Nr. 44. 45. — [2]) Vgl. hierzu die erwähnte Schrift des Herrn von Ritgen.

Speisezimmer, welches teils mit alten Geräten, teils mit solchen, die nach alten Modellen gearbeitet sind, angefüllt ist. — Auf der Südseite des Speisezimmers befand sich das Frauengemach, welches im 11. und 12. Jahrhunderte wohl hauptsächlich als Wohnraum für Frauen und Kinder der Landgrafenfamilie benutzt wurde. Es steht in diesem Raume ein Schrank, welcher aus der Zeit der h. Elisabeth stammt, ebenso mehrere Gegenstände aus dem Besitze dieser Fürstin; die Wände sind mit gewebten Teppichen nach einem Muster, welches man in dem Grabgewölbe der h. Elisabeth auffand, bedeckt; die Decke ist mit schwebenden Engeln von der Hand des Malers Welter aus Köln geziert. Auf der Nordseite des Speisezimmers befand sich früher ein Zimmer für Männer, das jetzt als Küche eingerichtet ist. — In der zweiten Etage gelangt man aus einem Vorzimmer in das Landgrafenzimmer, d. h. das Wohn-, Geschäfts- und Empfangszimmer des Fürsten. Dasselbe enthält einen nach alten Mustern gefertigten Schenktisch, einen ebensolchen Hochsitz und an den oberen Wandflächen sieben Bilder aus dem Leben der ersten Landgrafen von Moritz von Schwind in München. Tritt man von dem Landgrafenzimmer in den Sängersaal, so erkennt man vor allem die Sängerlaube, jene erhöhte Bühne, auf welcher die Sänger auftraten. Sie stellt das Bild einer blühenden Rosenlaube dar, von Licht durchstrahlt, von Rosen, Laub und blühenden Zweigen umrankt. Ein reicher Teppich hängt im Hintergrunde und trägt characteristische Stellen aus den Werken der 7 Dichter, welche der Sage nach in dem Sängerkriege auftraten; das Ganze wird abgeschlossen durch eine trefflich gemalte Borte von Rankenwerk, in welchem die Gestalten der Dichter sichtbar werden. — Aus dem Sängersaal gelangt man in die „Elisabethen-Gallerie," die Gallerie vor demselben. Dieselbe vergegenwärtigt den Glauben und das harte Geschick der heiligen Elisabeth, beginnend mit ihrer Ankunft als vierjährige Braut und endigend mit der Erhebung ihrer Leiche zu Marburg. Am Ende der Gallerie befindet sich der Eingang zur Kapelle. Dieselbe ist von Friedrich dem Gebissenen eingerichtet worden und seitdem im wesentlichen unverändert geblieben. Oft hat Dr. Martin Luther hier gepredigt, als er auf der Wartburg weilte. Die Fenster der Kapelle tragen schöne Glasmalereien, welche sich besonders auf die Gründung

der Kapelle beziehen. Die sonstige Ausschmückung der letzteren rührt von Prinzessinnen des großherzoglich weimarschen Hauses, deutschen Frauen Schleswig-Holsteins, namentlich aber auch von der Kaiserin Augusta her. Merkwürdig sind außerdem die an einer Säule befestigten Schwerter Gustav Adolfs, Bernhard des Großen und Bernhards von Sachsen-Weimar. — In dem langen Festsaale der dritten Etage suchen Malereien und Sculptur im Zusammenwirken mit einander den Sieg des Christentums zu verherrlichen. Die Ornamenten-Malerei, sowie die historischen Bilder (Portraits der Landgrafen) rühren von dem Maler Welter aus Cöln her. An dem großen Südfenster befindet sich ein Balcon, welcher einen herrlichen Blick auf den Thüringerwald und das Röhngebirge eröffnet. Die Gallerie neben dem Festsaale trägt launige und geistvolle Malereien von Welter. Auf dem Firste des mit Zink gedeckten Daches befinden sich der Thüringer Löwe und ein großer Drache von der Hand eines münchener Künstlers. Von der Gallerie vor dem Festsaale aus führen wenige Stufen abwärts und dann rechts in die Wohnung der Landgräfinnen, (die Kemnate) welche dem Publicum meist unzugänglich ist. Hier liegt das Elisabethenzimmer, das Wohn- und Schlafgemach der frommen Frau, an das Landgrafenzimmer angrenzend; diesem schließt sich das Wohnzimmer der Landgräfinnen an, in welchem dieselben sich während des Tages mit ihren Gesellschafterinnen aufhielten. Eine verdeckte Halle führt dann weiter zu Dirnitz. In das Frauenhaus (die Kemnate) sind der Hauptturm (Bergfried) und die Wendeltreppe hineingebaut. — Die obere Etage der Kemnate ist fast ebenso eingerichtet, wie die untere, nur tritt an die Stelle des Elisabethenzimmers ein Altan, der im Sommer einen kühlen Aufenthalt bietet. Aus beiden Etagen ist durch eine kleine Treppe und einen Gang die Verbindung mit dem Ritterhause gewahrt. Die obere Etage der Kemnate bildet jetzt die Wohnung des Großherzogs. In der Dirnitz befindet sich, wie schon anfangs erwähnt, der große Rüstsaal zu ebener Erde; darüber sind die Wohnräume der großherzoglichen Prinzen und Prinzessinnen. Von der Dirnitz führt zu dem Ritterhaus in der Vorburg hin ein „Lauf", der sogenannte Margarethengang, und das „Eseltreiberstübchen," aus welchem die Landgräfin Margaretha gerettet worden sein soll (vgl. die Sage Nr. 38). — Die Vor-

burg, deren Hauptgebäude das Ritterhaus darstellt, ist besonders merkwürdig durch die Erinnerungen an Dr. M. Luther und die Reformationszeit. In der zweiten Etage des Ritterhauses liegt das „Lutherstübchen" in dem der Reformator gewohnt hat. Der Tisch darin stammt aus Luthers elterlichem Hause in Möhra; darüber befindet sich Luthers Bild von Lucas Cranach, die Bildnisse seiner Eltern von dem jüngern Cranach, ein eigenhändiger Brief von ihm, die Grubenlampe seines Vaters u. dgl., auch wird noch die Stelle des berühmten Dintenflecks an der Wand gezeigt. Ein langer Gang führt von dem Lutherstübchen zu den Reformatorzimmern, die mit Gemälden und Erinnerungen aus der Reformationszeit ausgestattet werden sollen. —

Außerhalb der Vorburg, rechts von dem Eingange zu derselben, liegen die stattlichen Räume der Gastwirtschaft, wo es sich recht behaglich sitzen und plaudern läßt. — Doch nun werfen wir endlich auch einen Blick auf die herrliche Umgebung der Burg. Am besten genießt man derselben von einem der Türme. Gegen O. schaut man den Nesselgraben hinter dem Landgrafenhause; über die Karthause hinweg blickt man in das Hörselthal hinein; in auffälliger Sargform dehnt sich der kahle Hörselberg [1]) vor dem Auge aus und noch ferner der Ettersberg bei Weimar und die drei Gleichen bei Gotha. Hochromantisch gruppiren sich vor dem Blicke allenthalben Felszacken, tiefe Schluchten, grüne Matten und Waldgipfel, hoch überragt durch den König des nördlichen Thüringenwaldes, den Inselberg. Wendet man sich gegen S., so schaut jenseits der Landgrafenschlucht der Wachstein herüber, ferner her manch anderer Aussichtsberg z. B. die Stopfelskuppe, näher dem Standorte zu zeigt sich die Hohe Sonne und gegenüber dem Standorte, von grünen Waldbäumen umgeben, die Sängerbank und der Sängerweg, welcher zu dem Ende des Marienthales führt. Gegen SW. sehen wir in blauer Ferne die Gipfel der Hohen Röhn, den Dietrichsberg, Ochsenkopf und die Höhen des hessischen Berglandes; auch wird als langgestreckter Thalgrund die natürliche Verbindungsstraße sichtbar, auf welcher einst die Waaren nach der alten Kaiserstadt Frankfurt geschafft wurden, und

---

[1]) Vgl. die Sagen Nr. 91—100.

seitwärts davon der Weg, welchen die Werrabahn einschlägt. Jenseits des zuerst erwähnten Thalgrundes blickt man in's Hörselthal und schaut drüberhinaus eine Reihe von Bergen, namentlich den Meißner bei Cassel. —

Steigen wir von der Burg hinab, so können wir den Weg über jenen Vorberg nehmen, auf welchem einst die Burg der Herren von Frankenstein, der „Mätilstein" stand, die im thüringischen Erbfolgekriege zerstört worden ist. Von diesem Berggipfel genießt man gleichfalls einer prächtigen Aussicht und hat dicht vor sich den „Mönch und die Nonne," jene eigentümlichen Felsbildungen, die durch die Sage verherrlicht worden sind.[1]) Der steiler abwärts führende, gewöhnlich benutzte Weg führt an dem Elisabethenbrunnen vorbei, an dem es sich angenehm rasten läßt;[2]) auch gewahrt man ehe man zu demselben gelangt, jenen Denkstein, welcher zur Erinnerung an den durch seine Treue gegen Sophie von Brabant ausgezeichneten Heinrich von Velsbach[3]) errichtet sein soll. — Die Stadt Eisennach enthält am Marktplatze das 1742 vom Herzoge Ernst August von Weimar erbaute Schloß sowie die 1188, vom Landgrafen Ludwig III. erbaute St. Georgskirche mit dem Denkstein des Johannes Hilten, der prophetisch auf Luther hinwies.[4]) Weiter schaut man auf dem Markte einen Springbrunnen mit dem Ritter St. Georg, mehr seitwärts das alte Residenzhaus, ein Absteigequartier der Landgrafen in der Stadt. Hinter demselben liegt an der Ecke des Lutherplatzes das Lutherhaus, in dem der Reformator als Currendeschüler, vielleicht auch seine Wohlthäterin die Wittwe Cotta, gewohnt hat. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört ferner das Wohnhaus des mit Luther befreundeten Naumburger Bischofs Nikolaus von Amsdorf, das Geburtshaus des großen Componisten Joh. Sebastian Bach, sowie die Wohnung des plattdeutschen Dichters Fritz Reuter.

Wunderlieblich durch Naturschönheiten, interessant durch geschichtliche Bezeichnungen und Sagen ist die ganze Umgegend der Stadt. Wer wird nicht entzückt, wenn er durch das schöne Marienthal wandert, und von dort weiter durch das wildroman-

---

[1]) Vgl. Sage Nr. 46. — [2]) Vgl. die Sage Nr. 29. — [3]) Vgl. die Sage Nr. 37. — [4]) Vgl. Sage Nr. 44.

tische Annathal mit der Drachenschlucht zu der „hohen Sonne!"[1]) Seitwärts von dem Annathale öffnet sich die gleichfalls hochromantische Landgrafenschlucht! Wandert man dann weiter von der „hohen Sonne" gegen SO., so gelangt man auf herrlichen Waldwegen an prächtigen Aussichtspunkten vorüber (Hirschstein, Wachstein) zu dem Gasthause „Bellevue", von dem aus man unter sich das sagenumkränzte, wunderliebliche Ruhla[2]) liegen sieht. Von hier führt der Weg unserer Sagen erst ein wenig nördlich nach Thal und dessen Umgegend (dem Kloster Weißenborn und dem Wittgenstein),[3]) sodann gegen SO. über Winterstein[4]) weiter zum hochragenden Inselberge, dessen entzückende Aussicht jedem, dem keine Nebelschleier hemmend vor's Auge treten, die Schweißtropfen tausendmal belohnt, mit welchen beim Emporklimmen seine heiße Stirne sich bedeckt hat. Von dem Berge, dessen gastliches Obdach wir ungern verlassen, steigen wir, von der Sage geführt, gen Broterode[5]) hinab, genießen eine Strecke lang der romantischen Schönheit des Trusenthales, berühren den Weg, der abwärts zu dem industriereichen Schmalkalden[6]) und weiter ins Werrathal leitet, um von dort an dem Falkenstein vorüber die Apfelstadt abwärts gegen Georgenthal[7]) und in der Richtung nach NW. weiter zu längerem Verweilen nach Friedrichrode, Reinhardsbrunn und Waltershausen zu ziehen — denn dort fesseln mehr als an anderen Orten prächtige Wälder und Gärten, in deren Schatten sich's lieblich plaudert von den Sagen der Vorzeit.[8]) Und wenn wir dann aufbrechen, um wieder gen Eisenach zurückzukehren, so machen wir gern nochmals Halt, um den Hörselberg zu besuchen, welcher an reicher Ausbeute für unsere Sammlung mit der Wartburg fast zu wetteifern vermag.[9]) Wer freilich diesen kahlen Bergzug besteigt oder gar in sein durch die Sage zauberhaft gestaltetes Innere (die „Venusgrotte") zu dringen wagt, der kann leicht sich enttäuscht finden, denn auffallend groß ist der Abstand zwischen dieses Hörselberges Natur und seinem Sagenschatze! —

---

[1]) Vgl. die Sagen Nr. 47—53. — [2]) Vgl. die Sagen Nr. 54—62. [3]) Vgl. die Sagen Nr. 63—69. — [4]) Vgl. die Sage Nr. 70. — [5]) Vgl. die Sagen Nr. 71—77. — [6]) Vgl. die Sagen Nr. 78 und 79. — [7]) Vgl. die Sagen Nr. 81—83. — [8]) Vgl. die Sagen Nr. 84—90. [9]) Vgl. die Sagen Nr. 91—100.

1.

Bonifacius gründet die St. Johanniskirche auf dem Altenberge.

Im Jahre 724 nach Christo Geburt kam der heilige Bonifacius nach Thüringen und ließ sich auf dem Altenberge bei Georgenthal nieder. Dort baute er sich ein Kirchlein zu Ehren Johnnes des Täufers und daneben ein Haus. Bevor der Bau der Kirche vollendet war, mußte der Apostel auf dem Berge unter freiem Himmel predigen. Nun flogen viele Krähen, Raben und Dohlen um den Berg herum und machten ein so großes Geschrei, daß das Volk die Worte der Predigt nicht verstehen konnte. Da bat der Apostel den Herrn, er möchte die Vögel zerstreuen, damit die Worte des Heils gehört werden könnten. Und siehe, alsbald zogen die Vögel von dannen und wurden nicht mehr gesehen. — Wenn nun auch die St. Johanniskirche herrlich gelegen war, so daß die Andächtigen von dort einer weiten Aussicht genossen, so war doch der Weg zur Höhe namentlich im Winter sehr beschwerlich, und die Leute des Thales klagten oft darüber, daß sie die Kinder zur Taufe und die Leichen zur Beerdigung hinauf tragen mußten. So kam es denn, daß die Einwohner des benachbarten Dorfes den Beschluß faßten die Kirche abzubrechen und im Thale wieder aufzurichten, allein es gelang ihnen nicht dies auszuführen. Denn alle Teile der Kirche, welche sie an einem Tage abgebrochen hatten, fanden sie am nächsten Morgen wieder an der vorigen Stelle eingefügt, so daß sie endlich mißmutig das Unternehmen aufgaben.

Nach Witzschel.

2.

Herzog Burkharts Tod.

Auf ihren großen Raubzügen kamen die Ungarn im Jahre 919 auch nach Thüringen, verwüsteten die Fluren, verbrannten die Dörfer und raubten Vieh und Menschen. Der tapfere Herzog Burkhart rief die Herzöge von Sachsen, Oesterreich, Baiern und Franken zur Hülfe herbei und dieselben kamen mit ihren Leuten zahlreich nach Thüringen, als die Ungarn auf dem Wege nach Hessen waren. In der Nähe der Stadt Eisenach traf Herzog Burkhart mit seinen Verbündeten auf die Räuber und lieferte ihnen eine blutige Schlacht. Herzog Burkhart von Thüringen, der Herzog von Oesterreich und viele Grafen und Herren fanden ihren Tod und Tausende der Deutschen mit ihnen, dennoch aber verloren die Ungarn die Schlacht und kaum der vierte Teil von ihnen entkam.

Nach Joh. Rothe.

3.

Ludwig mit dem Barte erwirbt Thüringen.

Graf Ludwig mit dem Barte, welcher ein Verwandter des Kaisers Konrad war, hatte sich an dem Hofe desselben durch Klugheit und Geschicklichkeit ausgezeichnet. Deshalb veranlaßte dieser den Erzbischof von Mainz, daß er dem Grafen Land in Lehen geben sollte. Der Erzbischof sandte Ludwig nach Thüringen, wo ihm einige Besitzungen eingeräumt wurden. Von den benachbarten Grafen erwarb er durch Kauf noch manches Stück hinzu, machte viele mit Wald bestandenen Flächen urbar, und baute mehrere Dörfer, wie Friedrichrode, Dünsterberg. Engelsbach und andere. Für sich selbst erbaute er ein Haus bei dem Altenberge und erlangte allmählich großes Ansehen bei den benachbarten Grafen und Herren. Auf Bewilligung des Kaisers gründete er sich später bei Friedrichrode die Schaunburg, welche er stark befestigte. Seine Gemahlin war Frau Cäcilie von Sangerhausen, Herzogin von Braunschweig.

Nach demselben.

4.

Gründung der Wartburg.

Graf Ludwig II. von Thüringen, welchen man den Springer zu nennen pflegt, jagte einst am Inselberge. Ein Stück Wild, welches ihm dort begegnete, verfolgte er bis an die Hörsel bei Eisenach und von da bis auf den Berg, wo jetzt die Wartburg liegt. Als er daselbst wartete, daß das Wild aus dem Walde heraus käme, gefiel ihm der Berg dermaßen, daß er ausrief: „Warte, Berg, du sollst mir eine Burg werden!" Da nun der Berg aber den Herren von Mätilstein (Mittelstein) und Frankenstein zugehörte, so dachte er lange vergeblich darüber nach, wie er ihn sich aneignen könnte. Eines Nachts schickte er endlich in sein Land, ließ heimlich von dort Erde in Körben herbeitragen und um den Berg herum streuen, auch baute er einen Bergfried und richtete ihn mit Gewalt auf. Die Herren von Mätilstein und Frankenstein verklagten ihn bei dem Reiche, er aber antwortete ganz ruhig, daß er die Burg auf dem Seinigen erbaut hätte, und der Kaiser wollte ihm auch sein Recht anerkennen, wenn er mit 12 redlichen Männern der Ritterschaft eidlich beweisen könnte, daß das Land ihm gehörte. Darauf forderte er 12 Ritter, welche ihm die Erde geholt und behülflich gewesen waren, zu sich, trat mit ihnen auf den Berg, und sie steckten ihre Schwerter in die Erde, welche er hatte darauf tragen lassen, und leisteten den Eid, daß ihr Herr, der Graf Ludwig, auf seinem Grund und Boden stände, und daß derselbe seit lange zu der Herrschaft von Thüringen gehört habe. Da durfte er den Berg behalten und die Burg vollenden. Die Steine zu derselben ließ er vom Seeberg bei Gotha herbei schaffen und versah das Schloß mit prächtigen Gemächern und Türmen; weil ihm aber das Reich nicht gestatten wollte, daß er die Burg mit übergoldetem Kupfer decken ließe, so mußte er sich mit einem Bleidache begnügen. Während der Zeit, wo die Wartburg gebaut wurde, herrschte ringsum eine große Hungersnoth; deshalb kamen die armen Leute gern herbei, um bei dem Baue ihr tägliches Brod zu verdienen.

Nach Binhart.

5.

Wie Graf Ludwig der Springer den Pfalzgrafen Friedrich erschlug.

Graf Ludwig war ein wilder Mann, der allenthalben nach Abenteuern suchte. Einst kam er zu dem Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen, der auf seiner Burg Scheiplitz in Thüringen wohnte. Daselbst machte Graf Ludwig der Pfalzgräfin, welche Adelheid hieß und eine sehr schöne Frau war, dermaßen den Hof, daß sie in Liebe zu ihm entbrannte. Als nun Ludwig ein heimliches Gespräch mit ihr hatte, riet sie ihm, er sollte ihren Gemahl, den Pfalzgrafen, tödten und sie zur Ehe nehmen. Nun verabredete sie mit ihm, daß er zu einer bestimmten Zeit bei dem Schlosse Scheiplitz Jagd abhalten sollte, sie werde dann ihren Mann veranlassen, ihm dies zu wehren. Ludwig ließ sich durch die Schönheit der Frau blenden und zu der bestimmten Zeit in dem Walde des Pfalzgrafen seine Jagdhörner erschallen. Der Pfalzgraf saß gerade in einem Bade, da eilte Frau Adelheid zu ihm und rief höhnisch: „Während du hier lässig sitzest, verlierst du deine Rechte, denn in deiner Nähe jagt ein Fremder!"

Schnell fuhr der Pfalzgraf aus dem Bade, warf einen Mantel über sein Badehemd, schwang sich auf sein Roß, jagte dem Grafen Ludwig nach und machte ihm heftige Vorwürfe wegen der widerrechtlichen Jagd. Da wandte sich Ludwig gegen ihn und erstach ihn mit seinem Jagdspieß. Nach dieser That erhoben die Freunde des Pfalzgrafen ein großes Klagegeschrei, in welches sein Weib, obgleich dasselbe sehr froh darüber war, einstimmte, und man begrub den Todten zu Goseck an der Saale; an der Stätte aber, wo er erstochen ward, setzte man ein steinernes Kreuz, das auf der einen Seite einen Jagdspieß, auf der andern die Worte trug:

Anno Domini MLXV.
Hic exspiravit Palatinus Fridericus,
Hasta postravit comes illum dum Ludovicus.

Kaum war ein Jahr vergangen, da führte Graf Ludwig die Pfalzgräfin auf seine Burg und feierte mit ihr eine prächtige Hochzeit.

Nach Joh. Rothe.

6.

Ludwig der Springer.

Als die Freunde und Verwandten des Pfalzgrafen Friedrich den Landgrafen Ludwig bei dem Kaiser wegen seiner Mordthat verklagten, wurde derselbe auf kaiserlichen Befehl gefangen genommen und auf die Burg Giebichenstein gesetzt und dort 2 Jahre in einem Gefängnisse, doch ohne Fesseln gehalten. Der Kaiser hatte ihn zum Tode verurtheilt; da traf es sich, daß er kurz vor dem Tage der Hinrichtung mit einigen Männern ein Brettspiel machte und von denselben erfuhr, was ihm bevorstand. Alsbald erhob er sich von dem Spiele, trat bei Seite und gelobte dem heiligen Ulrich eine Kirche, wenn derselbe ihn vom Tode erretten würde. Darauf klagte er mit Verstellung über großen Frost, umhüllte sich deshalb mit vielen, weiten Kleidern und ging, während jene Männer ihr Brettspiel fortsetzten und auf ihn nicht weiter achteten, in seinem Gefängniß auf und ab. Da sah er durch das Fenster unten an der Saale, welche an dem Fuße des Berges vorüberfließt, einen seiner Diener mit seinem weißen Hengste, dem Schwan, und folgerte sogleich, daß dies der heilige Ulrich veranstaltet habe. Alsbald stürzte er sich mit seinen Kleidern, die vom Winde weit ausgebreitet wurden, in das Wasser hinab; sein Diener ergriff ihn und ließ ihn auf dem Schwan nach Sangerhausen entkommen. Dort erbaute er dem heiligen Ulrich eine schöne Kirche, wie er gelobt hatte. Er selbst aber heißt seitdem Ludwig der Springer.

Nach Witzschel.

7.

Gründung des Klosters Reinhardsbrunn.

Es war am stillen Freitag, als Frau Adelheid den Grafen Ludwig zu sich zu Tische lud. Sie ließ auf den Tisch viele Gerichte von allerlei zahmem und wildem Getier, gesotten und gebraten, auftragen. Da sagte Ludwig, daß es unziemlich sei, dergleichen an einem Tage zu genießen, an welchem der Herr für das Heil der Menschen am Kreuze gelitten habe. Da antwortete Frau Adelheid: „Ist es nicht noch viel mehr thöricht

und unziemlich, daß wir unsere Sünden nicht in Reue und Buße tilgen?" Diese Worte fielen dem Grafen schwer auf das Herz, und er gelobte sofort unter heißen Thränen, daß er an sein Seelenheil denken wolle. Nachdem er seines Hauses Angelegenheiten wohl geordnet und seine Kinder verheiratet hatte, rief er 2 fromme Mönche zu sich und fragte sie um Rat, was er zur Tilgung seiner Schuld thuen solle. Die rieten ihm, daß er unserer lieben Frauen und dem Evangelisten St. Johannes ein Kloster bauen und sich dorthin von der Welt zurückziehen sollte. Dazu war Graf Ludwig gern bereit und forschte nach einer bequemen Stätte für das Kloster. Nun wohnte in der Nähe der Schauenburg bei einem tiefen und wasserreichen Borne mitten im Walde ein Töpfer, Namens Reinher. Derselbe sah alle Nächte zu seiner Verwunderung unfern von seinem Hause 2 schöne Kerzen brennen und wenn er hinzutrat, fand er nichts. Das blieb dem Grafen Ludwig nicht verborgen, und als er den Töpfer Reinher befragt und selbst das Wunder geschaut hatte, erkannte er sofort, daß Gott ihm eine Offenbarung gethan habe, und beschloß dort das Kloster zu errichten. Bald war die Stätte vom Walde befreit, und nun gründete der Landgraf das Kloster, welches er nach dem Brunnen des Töpfers Reinhersborn nannte. Wo das eine Licht gebrannt hatte, kam das Kloster zu stehen und an der Stelle des andern eine Kapelle der heiligen Jungfrau.

Nach Joh. Rothe.

8.

Wie der milde Landgraf Ludwig zu Ruhla hart geschmiedet ward.

Landgraf Ludwig, welcher später der Eiserne genannt wurde, war in seiner Jugend ein milder, freundlicher Herr; daher geschah es aber, daß seine Ritter und Edelleute ihn verachteten, sich stolz und hoffährtig zeigten und seine Gebote übertraten. Dazu kam, daß seine Unterthanen von dem Adel hart bedrückt und gebrandschatzt wurden. Einst ritt der Landgraf in den Wald auf die Jagd; ein Wild, welches er antraf und eifrig verfolgte, führte ihn immer tiefer in die Einsamkeit und

endlich sah er sich in der Dunkelheit der Nacht an einer Stelle des Waldes, die ihm gänzlich unbekannt war. Zum Glück bemerkte er in einiger Entfernung ein Feuer, dem er nachritt, und so gelangte er in die Ruhl zu einem Waldschmiede. Der Landgraf trug einfache Kleider und an der Seite ein Jagdhorn. Als der Schmied ihn fragte, wer er wäre, antwortete er: „Der Jäger des Landgrafen!“ „Pfui, des Landgrafen!“ entgegnete der Schmied, „des barmherzigen Herrn! Man sollte sich das Maul wischen, wenn man ihn in den Mund nimmt!“ Der Landgraf schwieg verlegen und wußte nicht was er thun sollte. Nachdem der Schmied einige Augenblicke still gewesen war, redete er den Landgrafen wieder an und sprach: „Nun, ich will dich beherbergen; dort in dem Schuppen, der mit Heu gefüllt ist, magst du mit deinem Pferde die Nacht hinbringen, aber das sag' ich dir, daß es um deines Herrn Willen nicht geschieht!“ — Der Schmied setzte seine Arbeit die ganze Nacht hindurch fort, und so oft er mit dem großen Hammer auf das Eisen schlug, schalt er den Landgrafen und rief: „Werde hart, du böser, unseliger Herr! Warum kümmerst du dich nicht um die armen Leute? Siehst du nicht, wie deine Räte dieselben plagen und dich verlästern? Und er erzählte die ganze Nacht hindurch von den Gewaltthaten der Beamten, unter denen die Unterthanen zu leiden hätten; auch hob er hervor, daß sich niemand der Bedrückten annähme, am wenigsten der Landgraf, dessen die Ritter spotteten und den sie höhnisch den Landgrafen Metz hießen. — So hieß der Schmied den Landgrafen unter fortgesetztem Fluchen die Nacht hindurch hart werden, wie das Eisen. Der Landgraf, welcher nicht schlafen konnte, hörte alles das mit an, und von dieser Stund an wurde sein Gemüth scharf und streng. Er fing jetzt an die Widerspenstigen zu zwingen, und jeden hart zu strafen, welcher sich ihm widersetzte. Anfangs wollten seine Ritter und Beamten solche Bestrafung nicht dulden, und sie meinten, wenn sie mit einander verbunden wären, könnte der Landgraf ihnen nichts anhaben. Einst zog der letztere gegen einen ungehorsamen Ritter; da gesellten sich zu demselben die anderen und es kam zu einem heftigen Streite bei der Naumburg an der Saale. Der Landgraf aber bezwang die Abtrünnigen, fing sie ein und führte sie mit sich auf seine Burg. Daselbst hielt er ihnen zunächst eine harte Strafrede, weil sie den

Eid, den sie ihm geschworen, so schlecht gehalten hätten; dann sprach er: „Eure Untreue verdient den bösesten Lohn; wenn ich ihn euch aber gäbe, so würde man es mir zum harten Vorwurf machen und sagen, daß ich meine eigenen Diener tödtete und schädigte; und ließe ich euch los und ohne Strafe, so würdet ihr meines Zornes spotten!“ Nun führte der Landgraf sie auf einen Acker bei dem Schlosse, spannte je 4 der Edelleute vor einen Pflug und ackerte mit ihnen eine Furche. Währenddessen mußten seine Diener den Pflug halten, er selber dagegen hieb mit einer Geißel auf die vorgespannten Edelleute und trieb sie an, daß sie sich beugten und oftmals zur Erde stürzten. So pflügte er einen ganzen Acker, mit je 4 Edelleuten eine Furche. Nachdem dies geschehen war, bezeichnete er den Acker mit großen Denksteinen und machte ihn zu einer Freistätte, so daß alle Uebelthäter, welche dorthin kämen, die Freiheit erhielten, und den Acker selbst nannte er den Edelacker. Die gedemütigten Edelleute mußten ihm sodann aufs Neue huldigen. Seit dieser Zeit stand der Landgraf im ganzen Lande angesehen und gefürchtet da; diejenigen aber, welche am Pfluge gezogen hatten, konnten nur mit Seufzen und Scham seinen Namen nennen hören. Die Handlungsweise des Landgrafen wurde sehr verschieden beurteilt, jedenfalls hatte er es aber dahin gebracht, daß seine Herrschaft nicht mehr wie früher gefährdet wurde. Heimlich zwar suchten ihm viele zu schaden; wenn er dieselben ausfindig machte, so ließ er sie aufknüpfen, enthaupten oder ertränken, und er selbst schützte sich dadurch vor Hinterlist, daß er stets mit einem eisernen Panzer bedeckt war. Dieserhalb hat man ihn den eisernen Landgrafen genannt; von einem strengen, harten Manne aber pflegte man seitdem zu sagen: „Der ist in der Landgrafenschmiede zu Ruhla hart geworden.“ —

Nach Joh. Rothe.

9.

Ludwig der Eiserne und sein Arzt.

Ludwig der Eiserne fürchtete sich vor niemandem, während er von jedermann gefürchtet wurde. Um das Heil seiner Seele

kümmerte er sich sehr wenig, und wenn jemand ihn auf dasselbe hinwies, so fehlte es ihm nie an einer abweisenden Antwort. Einst schlug ihn Gott mit einer schweren Krankheit; da rief er seinen Arzt, welcher ebenso tüchtig in der Heilkunde wie in der Gottes-Gelehrtheit war und sprach zu ihm: „Da ich, wie Du siehst, sehr schwach bin, so magst Du Deine Kunst anwenden, daß ich bald wieder genese! Der Arzt gab zur Antwort: „Herr, wenn Eure Todesstunde kommt, so ist es meiner Kunst unmöglich, Euch am Leben zu erhalten; wenn Ihr aber an der Krankheit nicht sterben sollt, so ist meine Arznei überflüssig!" Der Landgraf war über solche Worte verwundert und sprach: „Was soll diese Rede bedeuten? Wenn Du mich nicht in sorgfältige Behandlung nimmst und ich nicht nach Vorschrift lebe, so kann ich leicht durch die Unkenntniß anderer vorzeitig sterben." Der Arzt hörte dies mit an, wurde froh und antwortete: „Herr, wenn Ihr glaubt, daß meine Arzneimittel Euer Leben verlängern können, weshalb verschmähet Ihr diejenigen Heilmittel, welche Eurer Seele vom Tode helfen?" Der Landgraf wurde über diese Worte nachdenklich und sprach zu dem Arzte: „Nun gut, Du sollst hinfort der Arzt meiner Seele sein, denn Gott hat mich durch Deine Worte aus einem großen Irrtum befreit."

Nach Witzschel.

10.

Wie der eiserne Landgraf seine Ritter versucht.

Der eiserne Landgraf ließ sich lange vor seinem Tode von seinen Rittern eidlich versprechen, daß sie ihn, wenn er gestorben wäre, auf ihren eigenen Schultern zu Grabe tragen wollten. Einstmals stellte sich der Landgraf krank und schwach, that als ob er sterben wollte, beichtete und ließ sich die Sterbesacramente reichen. Als er nun scheinbar gestorben war, legten ihn die Edelleute auf einen Wagen und sprachen: „Es genügt, daß wir ihn mit einigen Ehren begraben, denn da er nun gestorben ist, kann er uns ja doch nicht mehr schaden!" Als sie nun zu Pferde dem Leichenwagen folgten, und der Wagen allerlei Bewegung und Geräusch machte, brach der Landgraf mit gewaltigem Geschrei den Sarg auf und rief: „Ihr nichtswürdigen Betrüger

und Lügner, was habt ihr thun wollen?“ So hat der Landgraf seinen Rittern, die er früher schon gedemütigt und unterworfen hatte, einen gewaltigen Schrecken eingejagt. Später haben dieselben gehalten, was sie versprochen, und den Leichnam des Landgrafen auf ihren Schuldern von der Neuenburg bis nach Reinhardsbrunn getragen, denn sie fürchteten, daß er noch lebte, oder, wenn nicht, seine Söhne sie bestrafen würden. In der Kirche zu Reinhardsbrunn ist der Landgraf beigesetzt worden.

Nach Joh. Rothe.

11.

Die Rittermauer um die Neuenburg.

Bei seiner Rückkehr von einem Zuge gegen die Polen besuchte Kaiser Friedrich der Rotbart seinen Schwager, den eisernen Landgrafen, auf der Neuenburg an der Unstrut. Er blieb dort mehrere Tage hindurch bei seinem Schwager und seiner Schwester und pflegte nach der anstrengenden Fahrt der behaglichen Ruhe. Eines Tages sprach zu ihm der Landgraf: „Herr, wie gefällt Euch dieses Schloß und seine Lage?“ Der Kaiser antwortete: „Fürwahr, das ist ein rechtes Fürstenschloß und ich finde, daß ihm nichts fehlt als eine Mauer, die es beschützt.“ Als dies der Landgraf hörte, sprach er: „Ehe 2 Nächte vergehen, will ich eine so gute und herrliche Mauer um diese Burg herstellen, daß in ganz Thüringen ihres Gleichen nicht gefunden wird.“ Der Kaiser hörte diese Worte mit Erstaunen, denn er meinte, daß der Landgraf nur Scherz treibe. Dieser sandte aber am andern Tage nach allen seinen Grafen und Rittern, die er erreichen konnte, und erteilte ihnen den Befehl, daß sie bei Nacht wohl gewappnet und aufs Beste geschmückt zu ihm auf die Neuenburg kämen. Ehe nun die zweite Nacht vergangen war, hatte er sie rings um die Burg dicht neben einander aufgestellt, so daß vor jedem Ritter mit gekröntem Helme die Knechte mit ihren Schilden standen. Als der Morgen angebrochen und der Kaiser aufgestanden war, führte ihn sein Schwager um die Burg und zeigte ihm die Mauer, die er hergestellt hatte. Da rief der Kaiser aus: „Fürwahr, eine köstlichere und festere Mauer habe ich niemals geschaut!“

Nach demselben.

12.

Die Seelenpein des eisernen Landgrafen.

Als auf den eisernen Landgrafen sein ältester Sohn, der milde Ludwig, gefolgt war, wünschte dieser zu erfahren, wie es um seines Vaters Seele stünde. Deshalb beauftragte er einen armen Ritter seines Hofes, dessen Bruder Pfaffe und Schwarzkünstler war, von dem letzteren zu erforschen, was aus der Seele des eisernen Landgrafen geworden sei. Weil nun der Pfaffe hoffte, daß es seinem Bruder zum Vorteil gereichen würde, so citirte er einen bösen Geist und trug ihm die Sache vor. Derselbe war bereit, den Wunsch zu erfüllen und versprach dem Pfaffen eidlich, daß er ihn nach der Hölle führen und gesund wieder zurückbringen wollte. Der Teufel trug ihn auf seinem Halse zu den Pforten der Hölle und mit Entsetzen gewahrte der Pfaffe die furchtbare Pein, welche die Verdammten zu ertragen hatten. Als ein anderer Teufel den Pfaffen erkannte, rief er: „Wer ist der, den du da herbeiträgst? Gieb ihn her!" „Es ist ein Freund von uns", antwortete der erste; „ich habe ihm geschworen, daß er die Seele des eisernen Landgrafen sehen soll, ohne daß ihm etwas zu Leide geschieht." Darauf nahm der zweite Teufel von einer Grube einen glühenden Deckel ab, auf welchem er gesessen hatte, und blies mit einer ehernen Posaune so schrecklich in die Grube hinein, daß es dem Pfaffen wie Donner und Erdbeben erschien. Als etwa eine Stunde vergangen war, fuhr aus der Grube eine große Flamme mit Rauch, Funken und Schwefelgestank hervor, und in dieser befand sich die Seele des Landgrafen, gab sich dem Pfaffen zu erkennen und sprach: „Ich bin Dein armer Herr, der Landgraf; wollte Gott, daß ich es nie gewesen wäre, denn ich muß hier unausgesetzt schwere Pein leiden." Als hierauf der Pfaffe erzählte, daß der Landgraf ihn gesandt habe, um zu erfahren, auf welche Weise er seinem Vater etwas helfen könnte, ließ dieser seinen Sohn ermahnen, daß derselbe den Klöstern und Gotteshäusern alle Güter zurückgeben solle, welche er selbst einst widerrechtlich an sich gerissen habe, und damit er Glauben fände, teilte der Landgraf ihm ein Wahrzeichen mit. Hierauf wurde die Seele des Landgrafen wieder in die Grube gethan, und der Pfaffe

kehrte auf dem Rücken des Teufels heim. Seine Farbe ist seitdem gelb und bleich gewesen; die Worte aber, die er dem jungen Landgrafen mitteilte, wollte dieser nicht glauben; der eiserne Landgraf ist deshalb in der Hölle geblieben.

Nach demselben.

13.

Das Banner des heiligen Georg.

Mit Kaiser Friedrich dem Rotbart unternahm der dritte Landgraf von Thüringen, der auch Ludwig hieß, einen Kreuzzug in das gelobte Land und verrichtete, indem er sich dem heiligen Georg weihte, welchem er auch zu Eisenach eine Kirche erbaut hatte, viele tapfere Thaten. Der ritterliche Heilige soll ihm einzeln oder mit seiner himmlischen Heerschar allenthalben gegen die Heiden beigestanden haben. Als ein Siegespfand erhielt der Landgraf ein Kreuzesbanner von dem Heiligen. Als sich das Christenheer nämlich einstmals in großer Not und Gefahr befand und der fromme Landgraf Gott um Beistand anrief, sah er plötzlich einen stattlichen Ritter auf schneeweißem Rosse herbeikommen, dessen Rüstung und Fahne ein rotes Kreuz trug. Der Ritter steckte die Fahne in die Erde, sprach zu dem Landgrafen: „Mit diesem Zeichen wirst du siegen“, und verschwand. Alle erkannten nun, daß es der heilige Georg gewesen sei; als aber die übrigen Ritter die Fahne aus der Erde ziehen wollten, konnten sie's nicht vollbringen, dem Landgrafen jedoch gelang es mit Leichtigkeit. Mit dem Banner schlug der Landgraf alle Feinde und er war ein Hauptstreiter in dem Heere des Kaisers. Später erkrankte er in dem heiligen Lande und starb auf der Heimfahrt in Cypern; das Banner aber wurde von den Seinigen auf die Wartburg gebracht, hierauf nach dem Schloß Tharandt, und als dieses einstmals brannte, wollen viele Leute die Georgsfahne zu dem Fenster haben hinausfliegen sehen; wohin sie gekommen ist, weiß niemand zu sagen.

Nach Witzschel.

14.

Gründung des Katharinenklosters zu Eisenach.

Landgraf Hermann von Thüringen träumte einst, daß vor der Stadt Eisenach, da, wo das Gericht stand, alle hingerichteten Todten zu Jungfrauen würden und unsere liebe Frau und die heilige Katharina, die er besonders verehrte, zu ihm kämen und bäten, daß er ihnen daselbst ein Haus bauen möchte, in welchem sie die Jungfrauen behalten könnten, alsdann wollten sie ihn auch bald zu sich nehmen. Infolge dieses Traumes verlegte er das Gericht nach einem andern Orte vor dem St. Niklasthor und baute an der früheren Stelle desselben ein Jungfrauenkloster nebst einer Kirche zu Ehren der Jungfrau Maria und der heiligen Katharina. Eine junge Herzogin von Brabant, welche früh ihren Gemahl verloren hatte, kam um diese Zeit nach Eisenach, half das Kloster bauen und wurde die erste Aebtissin.

Nach Joh. Rothe.

15.

Von dem Sängerkrieg der 6 Meister auf Wartburg.

Als Landgraf Hermann auf Wartburg wohnte, geschah es, daß 6 Meister im Gesang und in der Dichtkunst wider einander dichteten und sangen. Die Namen derselben sind: Heinrich der tugendsame Schreiber, Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Wolfram von Eschenbach, Biterolf und Heinrich von Ofterdingen. Von den Sängern pries der letztere allein den anderen gegenüber den Herzog von Oesterreich; diese dagegen den Landgrafen Hermann. Ofterdingen verglich den Herzog mit der Sonne, während seine Gegner den Landgrafen Hermann dem lichten Tage verglichen. Der Streit war allmählich so heftig geworden, daß sie dahin übereinkamen, derjenige, welcher unterliegen würde, sollte mit dem Strange getödtet werden. Da kam Meister Stempel, der Scharfrichter von Eisenach, und hielt den Strang bereit für den Besiegten. Nachher kamen die Gegner Ofterdingens in ihrer Hinterlist auf den

Gedanken, daß sie um die Meisterschaft mit Würfeln spielen wollten. Dabei gewannen die Fünfe mit falschen Würfeln Heinrich die Meisterschaft ab und dieser flüchtete, um dem Tode zu entgehen, unter den Mantel der Landgräfin Sophie und rief die Entscheidung des Meisters Clinsor von Ungarn an. Auch die anderen stimmten endlich bei und waren damit einverstanden, daß die Partei, für welche derselbe sich erklärte, als siegreich anerkannt, die andere aber mit dem Strange hingerichtet werden sollte; für die Entscheidung sollte 1 Jahr Frist gegeben werden.

Nach demselben.

16.

Vom Meister Clinsor.

Heinrich von Ofterdingen zog nun gen Wien, wo er von dem Herzog von Oesterreich, welchen er besungen hatte, ehrenvoll empfangen wurde. Von dort reiste er mit Empfehlungsbriefen zu dem Meister Clinsor weiter, welcher an dem Hofe des Ungarnkönigs zu Siebenbürgen wohnte. Meister Clinsor war ein gelehrter Mann, welcher alle weltlichen Künste wohl kannte und sich auch auf Astronomie und schwarze Kunst verstand. Da er die geheimen Schätze der Erde zu erforschen wußte, so hielt ihn sein König sehr gut und zahlte ihm jährlich 3000 Mark Silbers, so daß er wie ein reicher Bischof leben konnte. Als nun Ofterdingen mit des Herzogs Briefen zu ihm kam, tröstete er diesen und versprach, daß er mit nach Eisenach ziehen wollte; aber die Zeit verging allmählich, ohne daß der Meister Anstalt zur Abreise machte. Erst am Abende vor dem bestimmten Tage beschied Clinsor Heinrich von Ofterdingen zu sich und ließ sich und diesen mit Hülfe der schwarzen Kunst während der Nacht von Ungarn nach Eisenach tragen, wo sie in dem Hellegraven-Hofe abstiegen. Obgleich nun Meister Clinsor zur Schlichtung des Streites da war, wurde dieselbe doch nicht sogleich herbeigeführt. Abends verkehrte der Meister aus Ungarn oft in seiner Herberge mit den Leuten von Eisenach. Eines Abends beobachtete er vor dem Hause fleißig die Gestirne, und als die Leute, welche anwesend waren, ihn um eine Deutung der Gestirne baten, redete er solche Worte: „Heute, in

dieser Nacht wird meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter geboren, welche den Namen Elisabeth erhalten und ein heiliges Leben führen wird. Der Sohn des Fürsten, welcher in diesem Lande regiert, wird dieselbe zur Gemahlin erhalten und von ihrem heiligen und frommen Leben wird dieses ganzes Land, ja die ganze Erde erfüllt werden!"

Nach demselben.

17.

Wie Meister Clinsor mit Wolfram von Eschenbach stritt.

Als Meister Clinsor auf die Wartburg kam, wie er dem Ofterdingen versprochen, hatte er mit Wolfram von Eschenbach einen harten Streit um die Meisterschaft im Singen und Sagen. Als er nun seinen Gegner nicht zu überwinden vermochte, beschwor er einen Teufel, welchen er in menschlicher Gestalt vorstellte und beauftragte, daß er statt seiner den Kampf fortführe. Dieser Teufel redete nun mit großer List und Geschicklichkeit von allen Dingen, die sich seit Beginn der Welt bis zur Zeit des neuen Bundes zugetragen hatten; Wolfram hingegen sang lieblich von der Vortrefflichkeit des Wortes Gottes, das um unserer Seligkeit willen Fleisch geworden ist und in der heiligen Messe sich dem Menschen darreicht. Als er nun an die hohen Worte kam, durch welche das Brot und der Wein in das Fleisch und Blut Christi verwandelt werden, da vermochte der Teufel seine Rede nicht mehr zu hören, sondern verschwand. Als Meister Clinsor dies sah, mußte er Wolfram von Eschenbach weichen und ging fort. Ehe er aber seinen Gegner unangefochten ließ, rief er einen andern Teufel zu Hülfe, um durch diesen zu erforschen, ob Wolfram ein Gelehrter wäre oder nicht. Der Teufel kam bei Nacht zu Wolfram als derselbe bei seinem Wirt zu Eisenach, der Gottschalk genannt wurde, entschlummert war. Als Wolfram aus dem Schlafe fuhr, legte ihm der böse Geist allerhand listige Fragen von der Natur des Himmelsgewölbes, der 7 Planeten und der übrigen Sterne vor, aber Wolfram gab keine Antwort. Da rief der Teufel: „Du bist ein Laie und ein Schnippschnap!" und schrieb diese Worte auch an die Wand. Landgraf Hermann hätte den Meister

Elinsor gern bei sich behalten und wollte ihn mit reichen Gaben beschenken, aber er ärgerte sich gar sehr, daß er von Wolfram, einem ungelehrten Manne, überwunden war, und kehrte wieder nach Ungarn zurück.

Nach Joh. Rothe.

18.

Wie Elisabeth auf die Wartburg kommt.

Im Jahre 1211 nach Christi Geburt, als das edle Mägdelein Elisabeth 4 Jahre alt war, sandte Landgraf Hermann eine hohe Gesandschaft in das Land des Ungarnkönigs, um dessen Tochter Elisabeth in das Thüringer Land zu holen, zur Gemahlin seines Sohnes. Unterwegs ward dieser Gesandtschaft überall große Ehre erwiesen von Fürsten, Bischöfen und Herren. Als sie nun nach Preßburg kam, wo der König sein Schloß hatte, wurde sie von diesem sehr festlich empfangen. Die Königin beschenkte die Boten reichlich mit Silber, Gold und köstlichen Edelsteinen und übergab ihnen ihre Tochter Elisabeth in einer silbernen Wiege mit köstlichen seidenen Tüchern.

Auch sandte sie viele goldene und silberne Trinkgefäße, Kränze und Kronen, gestickte Tuche und reiche Bettgewänder von Purpur und Seide mit nach Eisenach, dazu 1000 Mark feines Silber und eine silberne Badewanne, das Mägdelein darin zu baden. Darauf sandte die Königin Grüße an den jungen Landgrafen Ludwig, dem das junge Mägdlein zum Ehegemahl gegeben werden sollte. Also brachten die Boten die junge Elisabeth nach Thüringen, wo sie willkommen geheißen und mit Sorgfalt erzogen wurde, um künftig mit dem jungen Fürsten Hochzeit zu halten.

Leben des heiligen Ludwig.

19.

Die heilige Elisabeth als Kind.

Die heilige Elisabeth wohnte als Kind auf der Wartburg bei der alten Landgräfin Sophie und der Schwester ihres späteren Gemahles, welche Agnes hieß. Schon im zartesten Alter war

sie tugendsam und dem Himmel mit ganzer Seele zugewandt. Gar gern lernte sie Gebete und liebte jeden, der sie über Gott belehren wollte. In dem frühen Alter von sieben Jahren hatte das Kind einen großen Schmerz zu erleiden. Es geschah nämlich, daß Frau Gertrud, ihre Mutter, bei ihrem königlichen Gemahl fälschlich angeklagt und arg verleumdet wurde, weil einer der ungarischen Herren seine Tochter gern zur Königin machen wollte. Da ließ sich König Andreas so arg verblenden, daß er seiner unschuldigen Gemahlin das Haupt abschlagen ließ. Darauf erschien die unglückliche Königin ihrer kleinen Tochter im Traume und sprach zu ihr mit traurigem Angesichte: „Liebes Kind, ich bin gestorben und leide Pein, weil mir mein Leben so schnell genommen ist, daß ich nicht zuvor meine Sünden abbüßen konnte. Deshalb bitte du für mich den allgütigen Gott, auf daß er meine Pein kürze und meinen unschuldigen Tod mir als Strafe meiner Sünden anrechne." Da erwachte das fromme Kind und erzählte unter heißen Tränen den Traum der Landgräfin und deren Tochter. Dann ging es hin und betete unausgesetzt heiß zu Gott und den Heiligen für seiner Mutter Seele, bis diese ihm wieder erschien und mit freudigem Angesichte sprach: „Jetzt, mein Töchterchen, bin ich erlöst und auf dem Wege zum ewigen Leben!"

Nach Bechstein.

20.

Elisabeth wählt sich einen Schutzheiligen.

Als die heilige Elisabeth neun Jahr alt war, wünschte sie sich auch einen Schutzheiligen zu erwählen, wie die übrigen Kinder thaten, und sie bat Gott mit inniger Andacht, daß er ihr den heiligen Apostel und Evangelisten, der ein Hort der Keuschheit ist, durch das Loos zum Beschützer schenken möchte. Als sie nun das Loos zog, siehe, da fiel dasselbe durch Gottes Schickung auf den heiligen Johannes, und zwar zum ersten, zweiten und dritten Male hinter einander. Diesen Apostel empfing sie nun als ihren Beschützer und hielt ihn ihr ganzes Leben lang in so hohen Ehren, daß sie jede Bitte, die in seinem Namen und zu seiner Ehre an sie gestellt wurde, wenn sie irgend vermochte, freudig erfüllte.

Nach Joh. Rothe.

21.

Elisabeth und Ludwig.

Der junge Landgraf Ludwig hatte seine jugendliche Braut herzlich lieb, denn Gott hatte ihr sein Herz zugewendet. Wenn er ihr begegnete, pflegte er liebreich mit ihr zu reden, und wenn er über Land gewesen war und wieder heim kehrte, nahm er sie freundlich an seinen Arm und schenkte ihr irgend ein Kleinod, das er für sie mitgebracht hatte. Nachdem nun aber die Mutter der jungen Königstochter todt war, zweifelten viele Herren im Gefolge des jungen Landgrafen daran, daß er dieselbe, wie es der früheren Verlobung entsprach, als Gemahlin heimführen werde. Andere dagegen hätten es sehr schmerzlich empfunden, wenn der Landgraf die Jungfrau Elisabeth wieder nach Ungarn zurückgesandt hätte. Von den letzteren hatte des Landgrafen Schenk, Herr Walther von Vargula, die Königstochter besonders lieb, die er einst von Ungarn gen Thüringen geführt hatte. Dieser sprach einmal, als er mit dem jungen Landgrafen über Feld ritt, also zu ihm: „Gnädiger Herr, darf ich euch ein Wort fragen?“ „Frage nur,“ — antwortete der Fürst freundlich — und wenn ich kann, will ich dir auf alles gern Bescheid geben!“ Da fuhr der Schenk also fort: „Wollt ihr, lieber Herr, die Tochter des Königs von Ungarn als Gemahlin behalten oder wieder in ihre Heimat senden?“ Da zeigte der junge Landgraf auf den Inselberg und sprach mild: „Siehst du den großen Berg vor uns liegen? Wäre der von lauterm Golde und gehörte mir zu, so wollte ich dessen lieber entsagen, denn meiner Braut Elisabeth. Möge man sagen, was man wolle, ich erkläre dir hiermit, daß ich auf dieser Erde nichts Lieberes habe, als sie.“ Als nun Walther von Vargula bat, daß er diese Worte der Jungfrau Elisabeth sagen dürfe, erlaubte er es gern und gab dem Schenken noch als Wahrzeichen seiner Liebe für Elisabeth einen schönen Spiegel, der herrlich eingefaßt war und auf der einen Seite ein schlichtes, einfaches Glas, auf der andern ein Gemälde hatte, das die Leiden des Heilands darstellte. Diesen Spiegel brachte der Ritter Walther der Königstochter; die nahm ihn in ihre Hand, lachte freundlich und dankte dem Ueberbringer für seine treue Gesinnung.

Nach Joh. Rothe.

22.

Elisabeth's Mantel.

Um Agnes, die Schwägerin der heiligen Elisabeth, freite ein Herzog von Oesterreich und die Hochzeit wurde auf der Wartburg festlich begangen, wozu viele edle Gäste, Grafen und Ritter, sowie deren Frauen und Töchter geladen waren. Als nun die Zeit kam, da man sich zu Tische setzen wollte, war die heilige Elisabeth noch nicht da, denn sie war verhindert zu erscheinen. Zu der Zeit nämlich, da sie zu dem Saale gehen wollte, in dem die Gäste versammelt waren, trat ein armer, gebrechlicher Mann zu ihr und flehte sie um eine Gabe an. Sie sprach zu ihm: „Wie du siehst, habe ich jetzt keine Zeit, auch gebricht mir alles, was ich dir geben könnte." Aber der Arme bat wieder und noch kläglicher, als zuvor; da konnte sie sich vor Mitleid nicht mehr halten, nahm ihren kostbaren Mantel, den sie trug, ein Geschenk ihres Gemahls, und gab ihn dem Armen, der sich entfernte. Das hatten viele Diener gesehen, die in der Nähe herumstanden. Als nun der Landgraf vergeblich auf Elisabeth wartete, trat der Küchenmeister zu seinem Herren und sprach im Beisein der ganzen Gesellschaft: „Sollte es wohl schicklich sein, gnädiger Herr, daß unsere gnädige Frau so lange ausbleibt und das Mahl verzögert? Soeben hat sie einem Armen ihren kostbaren Mantel gegeben." Als nun der junge Fürst selber zur Fürstin ging und zu ihr sprach: „Liebe Schwester, wollt ihr nicht mit uns zu Tische gehen?" antwortete sie: „Ich bin bereit." Der Landgraf fragte sie nach ihrem Mantel; sie antwortete: „Er liegt in der Truhe." Als eine Dienerin fortgesandt wurde, fand sie den Mantel wirklich an der bezeichneten Stelle; Elisabeth that ihn um und ging mit dem Landgrafen zu Tische. Also war es der Heiland selbst gewesen, der die heilige Elisabeth um eine Gabe angefleht und dieses Wunder bewirkt hatte.

Nach Joh. Rothe.

23.

Elisabeth's Demuth und Andacht.

Zu Mariä Himmelfahrt ging die Landgräfin Sophie mit ihrer Tochter Agnes und ihrer Schwiegertochter Elisabeth nach

Eisenach zur Kirche. Die beiden jungen Frauen waren prächtig gekleidet und trugen Kronen von Gold und Edelsteinen auf ihrem Haupte. Als sie in die Kirche traten, nahmen sie in einem Stuhl, dem Bilde des gekreuzigten Heilands gegenüber, Platz. In ihrer Andacht legte Elisabeth ihre Krone vom Haupte neben sich auf die Bank und kniete nieder zum Gebet. Das sah die Frau Landgräfin sehr ungern und sprach die zornigen Worte: „Es ist unziemlich, daß ihr die Krone ablegt und euch betragt, wie die gemeinen Leute." Elisabeth antwortete sanft und demüthig: „Ich möchte vor meinem Herrn und Heiland, der einst für mich die Dornenkrone getragen hat, keine irdische Krone mit Gold und Edelsteinen tragen" — und damit fiel sie nochmals auf die Kniee zu inbrünstigem Gebete nieder und vergoß soviele Tränen, daß ihr Mantel davon naß wurde.

Da die Landgräfin und ihre Tochter diese innige Andacht sahen, fielen sie gleichfalls auf die Kniee, thaten ihre Mäntel vor die Augen und verrichteten mit Andacht ihr Gebet. — An dem Charfreitage gestattete die heilige Elisabeth ihren Dienerinnen und Hoffräulein nicht, daß dieselben ihr Ehre erwiesen, denn sie sprach: „Heute ist der Tag der Demuth, an welchem mir keine Ehre geziemt."

Nach Witzschel.

24.

Elisabeth's Handschuh.

Die heilige Elisabeth besuchte oft die Kirche in Eisenach; dann versammelten sich vor der Kirchthüre stets sehr viele Arme und Gebrechliche, denn sie wußten, daß die Herrin ihnen gern eine Gabe spendete. An einem Heiligentage war die Zahl der Bettler besonders groß, als die Fürstin mit ihrem Gefolge daherkam; sie spendete, soviel sie konnte und bald war ihre Geldtasche erschöpft. Alle waren befriedigt bis auf einen halbblinden Greis, welcher ihr bittend in die Kirche hinein folgte. Elisabeth hatte nichts mehr zu geben; da der arme Mann jedoch ihr Mitleid erregte, zog sie einen ihrer reich mit Silber gestickten Handschuhe aus und gab ihn hin. Ein Ritter, welcher dies sah, trat hinzu und kaufte von dem Alten den Handschuh gegen eine hohe

Summe. Er befestigte den Handschuh an seinem Helme wie ein kostbares Kleinod und zog bald darauf in das heilige Land. Dort bestand er viele Kämpfe gegen die wilden Söhne der Wüste und es war ihm immer, als sei ihm der Helmschmuck ein schützender Talisman. Als er glücklich in seine Heimat zurückkehrte, setzte er in freudiger und dankbarer Erinnerung das Bild von Elisabeths Handschuh in sein Wappenschild und küßte sterbend noch die schöne Reliquie von der heiligen Dulderin.

Nach Bechstein.

25.

Elisabeth und der Aussätzige.

Als Landgraf Ludwig sah, daß seine Gemahlin Elisabeth ihr ganzes Sinnen dem Herrn zugewendet hatte, störte er sie nicht, sondern gab ihr volle Freiheit, alles zu thun, was Gott wohlgefällig war. Ihre Schwiegermutter, die Landgräfin Sophie dagegen betrachtete das Treiben ihrer Schwiegertochter oft mit mißfälligem Auge und sprach über ihren Verkehr mit den armen und kranken Leuten. Einst, es war in dem Jahre, wo Elisabeth ihre Tochter Sophie geboren hatte, mußte der Landgraf Ludwig einen Ritt nach der Neuenburg machen. Während nun der Herr fern weilte, übte Elisabeth wie sonst ihre Werke der Barmherzigkeit aus, speiste und tränkte die Armen, pflegte die Kranken und nähte ihnen Kleider, mochte auch ihre Schwiegermutter darüber ärgerlich sein. Nun war ein armer Mann namens Elias krank und von unsauberm Aussehen, den pflegte Elisabeth, wusch und säuberte ihn; ja sie trug kein Bedenken ihn nach dem Bade in das Bett zu legen, in welchem ihr Gemahl schlief. An dem Tage, wo dies geschehen war, kam der Landgraf zurück. Seine Mutter eilte ihm entgegen und sagte spöttisch: „Lieber Sohn, komm mit mir, ich will dir ein Wunder deiner Elisabeth zeigen, damit du erfährst, was sie inzwischen getrieben hat!“ Und damit faßte sie ihn bei der Hand und zog ihn zu dem Bette, indem sie sprach: „Einen Aussätzigen hat sie in dein Bett gelegt, und ich fürchte, daß du dadurch vergiftet wirst!“ Als nun der Landgraf, einigermaßen erschrocken, die Decke abriß, that Gott seine inneren Augen auf, daß er im Bette nichts fand

als ein gekreuzigtes Christusbild. Bei diesem Anblick sprach er kein Wort und ging unter Tränen weg. Da begegnete er seiner Elisabeth, welche gekommen war, ihn um Schonung des armen Siechen zu bitten. Er umarmte sie und sprach: „Fahre fort, meine Schwester, deine Tugenden zu üben, ich werde dich darüber nicht tadeln.“ Hierauf ließ Elisabeth am Fuße der Wartburg ein Spital für solche Sieche erbauen, welche nicht den steilen Berg ersteigen konnten. Dorthin ging sie täglich und brachte den armen Kranken Speise und Arznei. Jener arme Elias aber genaß und wurde ein frommer Klausner, welcher in einer Höhle bei Eisenach Gott diente und die Menge zur Gottesfurcht ermahnte.

Leben des h. Ludwig.

25.

Wünsche Elisabeth's.

Einst sprach die heilige Elisabeth zu ihrem Gemahl: „Erlaub mir, lieber Herr, daß ich und meine Dienerinnen weder Speise noch Trank gebrauchen müssen, die geraubt oder armen Leuten gewaltsam weggenommen sind.“ Der Landgraf sprach: „Gern gebe ich meine Erlaubniß, und ich selbst wollte es gern ebenso machen, wenn ich nicht die Vorwürfe des Hofgesindes fürchtete; doch will ich in kurzer Zeit mein Leben ändern, so Gott mir Zeit dazu giebt.“ Zu einer andern Zeit sprach die fromme Frau zu ihrem Gemahl: „Ich möchte so gern mit euch ein Leben führen können, wie es Gott wohlgefällig ist.“ „Was für ein Leben wäre das?“ fragte der Landgraf. Sie antwortete: „Ich wünschte uns ein Gütchen, das sich mit einem Pfluge bebauen ließe, dazu 200 Schafe; dann könntet Ihr den Acker bestellen, ich aber wollte die Schafe melken.“ Da lachte der Landgraf und sprach: „Liebe Schwester, wenn wir ein Gut hätten, das man mit einem Pfluge bebauen könnte und noch 200 Schafe dazu, dann wären wir nicht arm sondern reich.“

Leben d. h. Ludwig.

26.

Gottvertrauen Elisabeth's.

Während einer großen Teurung und Hungersnot frug der Landgraf einst seine Gemahlin: „Sage, liebe Schwester, wie

soll deine arme, hungernde Familie in diesem Jahre erhalten werden?" Die heilige Elisabeth sprach: „Ich habe bisher Gott das Seine gegeben; das, was mein und dein ist, wird Gott uns erhalten." Als nun der Landgraf auf den Kornboden ging, fand er dort große Haufen Getreides, welche der Hausverwalter noch nie gesehen hatte. So wurde der frommen Elisabeth von Gott das wieder gegeben, was sie den Armen gab, so daß sie und ihre Familie zu leben hatten.

Nach Witzschel.

27.

Elisabeth's Rosen.

Als die heilige Elisabeth während der Hungersnot fast zu reichliche Spenden austeilte, geschah es eines Tages, daß der Landgraf in der Stadt war und die Landgräfin von der Burg herunter nach der Stelle ging, wo sich immer die Armen und Kranken versammelten, denen sie eine Pflegerin und Beschützerin war. Eine ihrer liebsten Jungfrauen folgte ihr nach und beide trugen unter ihren Mänteln Körbe voll Fleisch, Brot und Eier. Da trat ihnen plötzlich der Landgraf in den Weg und sprach: „Laßt sehen, was ihr da tragt." Dabei deckte er den Mantel seiner Gemahlin auf und erblickte zu seinem Erstaunen einen ganzen Korb voll duftender Rosen. Da nun Elisabeth sehr erschrocken war und kein Wort hervorzubringen vermochte, so sprach er ihr freundlich zu. Da gewahrte er plötzlich, was er nie zuvor gesehen hatte, daß über ihrer weißen Stirn, wie ein Diamantschmuck, ein wunderbares Crucifix erschien. Ungehindert ließ er sie gehen, und sagte nie etwas darüber, wenn sie Kranke pflegen und Almosen spenden wollte. Zum Zeichen jenes hohen Wunders hat lange da ein steinernes Kreuz gestanden, wo dasselbe sich zugetragen hat.

Nach Bechstein.

27.

Wie Elisabeth die Armen speist.

Als noch die Hungersnot in Thüringen herrschte, wurde der Landgraf Ludwig an des Kaisers Hof gefesselt und konnte

erst nach langer Zeit wieder zurückkehren. Die heilige Elisabeth pflegte unterdessen die armen und kranken Leute. Unterhalb der Wartburg in dem Spital, das sie errichtet hatte, pflegte sie 28 Sieche und verteilte täglich Almosen an 400 Arme. Bei der Rückkehr des Landgrafen erzählten einige seiner Amtleute und Diener, welche die Mildthätigkeit der Fürstin ungern gesehen hatten, demselben was geschehen war, und klagten darüber, daß die Fürstin so unwirtschaftlich wäre. Da antwortete der Landgraf: „Um Gottes willen mag sie weiter thun, wie bisher, wenn uns nur die Wartburg und die Neuenburg bleibt; weiß ich doch aus der Schrift, daß Gott dreierlei besonders gefällt, nämlich Eintracht unter den Brüdern, Liebe und Treue unter den Mitmenschen und Eintracht zwischen Mann und Frau."

Nach Witzschel.

28.

Wie Elisabeth in wunderbarer Weise geschmückt ward.

König Andreas von Ungarn, der Vater der h. Elisabeth, schickte einst eine Gesandtschaft von Rittern zu dem Landgrafen Ludwig und seiner Tochter. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein großes Wunder. Die fromme Fürstin, welche die Armen kleidete und nährte, hatte damals keine kostbaren Kleider anzuthun, mit denen sie vor den fremden Herren erscheinen konnte. Als der Landgraf darüber traurig war, sprach sie zu ihm: „Du weißt, mein liebster Bruder, daß ich mit Kleidern und Kostbarkeiten nicht prunken will, deshalb bekümmere dich nicht weiter. Hierauf ging sie in ihre Kammer, u. flehte Gott um seinen Beistand an. Als nun die Gesandten vor den Fürsten kamen und nach der heiligen Elisabeth fragten, kam dieselbe mit einem schönen, hyazinthfarbigen, mit Perlen und Edelsteinen besetzten Kleide, wie man solches noch nie schöner gesehen hatte. Da wunderte sich der Landgraf und fragte sie, woher sie das herrliche Kleid hätte. Lächelnd antwortete sie: „Solche Dinge kann Gott thun, wenn es ihm wohlgefällt." — Ein ander Mal, als der Kaiser zu dem Landgrafen auf die Wartburg kam, um die heilige Elisabeth zu sehen, von deren Tugenden er viel gehört hatte, sandte Gott durch seinen Engel der heiligen Elisabeth eine goldene

Krone und überaus kostbare, gestickte Kleider, welche wie der Mond glänzten, damit die hohe Frau vor dem Kaiser nicht gering erschiene. Der Kaiser und alle Herren aber, die gegenwärtig waren, verwunderten sich über die Pracht gar sehr, in welcher die Landgräfin vor ihnen erschien. So vergalt Gott der heiligen Elisabeth ihre Freigebigkeit gegen die Armen und Unglücklichen.

Nach Witzschel.

29.

Elisabeth's Brunnen.

An dem Brunnen, welcher noch heute den Namen der heiligen Elisabeth führt, unten am Fuße der Wartburg, weilte die hohe Fürstin oft und gern, legte daselbst einen Garten an, und erbaute auch, wie erwähnt, nahebei ein Siechenhaus. Sie selbst wusch am Brunnen die Kleider ihrer Pfleglinge und auch Fische entnahm sie aus dem Wasser, wenn sie derselben für ihre Pfleglinge bedurfte. Einst sandte sie eine Magd dorthin, um für die Kranken Fische aus dem Brunnen zu schöpfen. Ungläubig ging die Dienerin fort, als sie aber mit dem Eimer das Wasser des Bergquells schöpfte, erblickte sie voll Erstaunen, daß derselbe mit Fischen angefüllt war. Auch viele Wunder soll die heilige Frau an jenem Brunnen gethan und allerhand Lahme und Blinde geheilt haben.

Nach Joh. Rothe.

30.

Landgraf Ludwig und der Löwe.

Landgraf Ludwig hatte von seinem Schwager, dem Herzog von Oesterreich, einen großen Löwen geschenkt bekommen, den der Fürst in einem Kasten mit doppeltem Gitter aufbewahren ließ. Eines Morgens, als Ludwig in leichter Morgentracht über den Burghof und ins Freie gehen wollte, um sein Frühgebet zu verrichten, hatte der Knecht, dem die Pflege des Tieres anvertraut war, das Gitter nicht fest genug verschlossen und plötzlich

stand der Löwe vor dem Landgrafen, der ganz allein und ohne Waffen war. Da streckte der Fürst seine Hand gegen den Löwen aus und schrie ihn hart an; alsbald ließ dieser von seiner Furchtbarkeit ab, warf sich vor dem Fürsten nieder und wedelte mit dem Schweif, als ob er den Gebieter anflehen wollte. Der Türmer, welcher das Geschrei gehört und die Gefahr erkannt hatte, machte sofort Lärm und es gelang dem Gesinde und dem Löwenwärter, das Tier wieder in den Kasten zu bringen. Alle meinten, daß Gott den Landgrafen um der Tugend Elisabeth's willen wunderbar errettet habe. Zum Andenken an dieses Ereigniß wurde am Burgthor ein mit einem Löwen kämpfender Mann abgebildet, der noch immer zu sehen ist.

Leben des heiligen Ludwig.

31.

Landgraf Ludwig und der Krämer.

Als einst zu Eisenach Jahrmarkt gehalten wurde, wandelte der Landgraf durch die Buden, und fand dort einen armen Krämer, der mit Nadeln, Fingerhüten, Kindertrommeln u. Flöten einen kleinen Handel trieb. Gütig fragte ihn der Fürst, ob er sich denn durch diesen kleinen Handel nähren könnte. „Ach, gnädiger Fürst", antwortete der Mann, „ich schäme mich betteln zu gehen, aber zum Tagelöhner bin ich nicht stark genug; hätte ich nur freies Geleite, um von einer Stadt zur andern ziehen zu können, so wollte ich mich mit dem Kram wohl erhalten." Freundlich sprach der Landgraf: Wohlan, du sollst mein Geleite haben und in meinem ganzen Gebiete zollfrei sein; auch sollst du so viel Geld von mir erhalten, wie dein Kram wert ist, wenn du mich als Teilhaber nehmen und mir treue Gesellschaft geloben willst." Der Krämer war es gern zufrieden, und der Landgraf ließ ihm außer einem Geleitsbrief 10 Schillinge reichen, denn soviel war der Kram wert. Fröhlich zog der arme Mann weit und breit im Lande umher und brachte in jedem neuen Jahre seinem Herrn und Handelsgenossen allerhand Kleinode, und dieser kleidete den Krämer wie seine Hofdiener. Von Jahr zu Jahr mehrte sich der Handel, so daß der Krämer sich einen Esel kaufte und mit zwei großen Waarenkörben das

Land durchwanderte. Zuletzt zog er sogar bis Venedig, kaufte dort goldene Ringe, Spangen, Armbänder, Kränze und Edelsteine, Trinkgefäße, Elfenbeinspiegel und ähnliche gute Dinge und legte dieselben in Würzburg zum Verkauf aus, damit er Zehrung erhielte, und mit dem neuen Jahre wieder zu Eisenach seinem Herrn und Genossen den Anteil überbringen könnte. Nun hatten etliche fränkische Ritter die Waare des Mannes mit Wohlbehagen betrachtet und da sie dieselben gern für ihre Frauen und Geliebten haben wollten, aber den Preis nicht bezahlen konnten, so lauerten sie den Krämer auf, als er weiterzog und nahmen ihm den Esel und die Waare ab, ohne sich an den vorgezeigten Geleitsbrief des Landgrafen zu kehren, ja, sie wollten ihn selbst gefangen nehmen. Doch entkam er und berichtete seinem Herrn auf Wartburg unter Tränen alles, was geschehen war. Der milde Fürst tröstete ihn und ließ ihn einstweilen zu Eisenach bleiben. Alsbald entbot er seine Grafen, Herren, Ritter, Knechte und Landleute zu einer Heerfahrt nach Franken bis nach Würzburg hin und verbrannte die Felder und Dörfer, durch die er kam. Da erschrak der Bischof von Würzburg sehr und ließ ihn fragen, weshalb er dies thäte. Der Landgraf antwortete: „Ich suche meinen Esel, den mir die Ritter des Bischofs genommen haben.“ Da mußten die Ritter den Esel und den geraubten Kram zurückgeben und um Verzeihung bitten.

Nach Bechstein.

32.

Tod des Landgrafen Ludwig.

Auf der Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande erkrankte der Landgraf Ludwig an einem bösen Fieber und starb zu Otranto im 28. Lebensjahre. Als der Fürst erkannte, daß er sterben würde, ließ er den ehrwürdigen Patriarchen von Jerusalem zu sich rufen und empfing voll Andacht die Sterbesacramente. Als er nun, dem Tode nahe, Gott um die Freuden der Seligkeit bat, sah er plötzlich. daß das Gemach, in welchem er lag, mit schneeweißen Tauben angefüllt war, die um sein Bett flatterten. „Sehet ihr nicht“, sprach er zu denen, die zugegen waren, „diese Menge schneeweißer Tauben?“ Man meinte, daß er irre rede,

aber nach einer kurzen Zeit sagte er wieder: „Mit diesen schneeweißen Tauben muß ich nun von hinnen fliegen.“ Mit solchen Worten entschlief er sanft und seine Seele ging zu Gott. Diese Tauben hat ein Priester, der zu den Capellanen des Landgrafen gehörte, voll Verwunderung dem Aufgang der Sonne zufliegen sehn und sie so lange mit den Augen verfolgt, bis sie entschwunden waren.

Leben des heiligen Ludwig.

33.

Elisabeth erfährt den Tod ihres Gemahls.

Ehe Landgraf Ludwig von seiner Elisabeth schied, zeigte er derselben einen Siegelring, in dessen Stein ein Agnus Dei gegraben war und sprach: „Dies Ringlein, liebe Schwester, soll dir, wenn es jemand bringt, ein wahres Zeichen meines gesunden Lebens oder meines Todes sein.“ Als er nun gestorben war, überbrachte ein Bote das Ringlein nach Thüringen und dazu die Trauerbotschaft. Da nun Elisabeths Entbindung nahe war, so sorgte die alte Landgräfin dafür, daß vorläufig niemand der armen Wittwe die Kunde verriet, und erst, als Elisabeth aus den Sechswochen kam, rief die alte Landgräfin ihre Schwiegertochter zu sich und sprach: „Liebe Tochter, betrübe dich nicht allzu heftig über das, was meinem Sohne, deinem Gemahle, widerfahren ist.“ Damit glaubte Elisabeth zu vernehmen, daß er nicht todt, sondern nur gefangen sei und sprach zu ihrer Schwiegermutter: „Ist mein Bruder gefangen, so kann er mit Gottes und seiner Freunde Hülfe wieder frei werden.“ Aber die Schwiegermutter sprach unter Tränen weiter: „Fasse dich, liebe Tochter, und nimm dies Ringlein zu dir, das dir mein Sohn gesandt hat, denn er ist leider gestorben.“ Da wurde Elisabeth bleich und rot, sprang trostlos empor und rief einmal, über das andere: „Gestorben! Gestorben! Gestorben! Ach Gott, mögst du mir, der armen, trostlosen Witwe, und meinen Waisen gnädig sein!“ — Auch in dem Herzen der Mutter brach der Schmerz aufs neue hervor, und es erhob sich in dem ganzen Hofgesinde ein Jammern und Wehklagen.

Nach Bechstein.

34.

Vertreibung der heiligen Elisabeth von der Wartburg.

Nach dem Tode des frommen Ludwig ward dessen Bruder Heinrich der gottlose Rat gegeben, er solle die Wartburg, Eisenach und die besten Schlösser des Landes selbst nehmen, die Fürstin Elisabeth mit ihren Kindern von der Wartburg weisen, und sich verheiraten, damit er Erben gewönne. Wenn dann seines Bruders Sohn Hermann wirklich das mannbare Alter erreichte, so würde derselbe froh sein, einige wenige Besitzungen zu erhalten. Wirklich folgte Landgraf Heinrich diesem bösen Rate und ließ durch seine Boten die edle Elisabeth mit ihren Kindern austreiben, auch in Eisenach öffentlich bekannt machen, daß keiner, dem es an seiner Huld gelegen sei, die Vertriebenen aufnehmen und beherbergen dürfe. Vergeblich trat die alte Landgräfin Sophie gegen diese Härte auf, doch beachtete man sie nicht. Da erhob sich in dem Hofgesinde ein gewaltiges Wehklagen und die Landgräfin Sophie schloß ihre Schwiegertochter jammernd in die Arme und weinte über die unmündigen, hülflosen Waisen ihres verstorbenen Sohnes. Endlich mußten sie sich trennen, und mit wenigem Gute schritt die hohe Fürstin, die Tochter eines Königs, die Mutter der Armen und Kranken, aus dem Thore; auf ihren Armen trug sie ihr jüngstgeborenes Kindlein und ihre treuen Jungfrauen, Irmengard, Jutta und Isentrud trugen oder führten die anderen Kinder sowie die nötigsten Kleider und Bettgewänder. Als sie in die Stadt hinabkamen, wurden sie wie Bettler angesehen, der Hellgrafenhof verschloß sich ihnen, dazu jede andere Herberge und die, welche so viel geschenkt, gespeist, bekleidet und beherbergt hatte, fand kaum eine Stelle, da sie ihr Haupt hinlegen konnte. Endlich fanden sie eine gewöhnliche Wirtschaft, wo jedermann einkehrte, den die guten Herbergen zurückwiesen, und wo Bier und Wein geschenkt wurde, die „Rolle" zubenannt. Der Wirt daselbst erbarmte sich, ließ sie den Tag über dort und wollte sie auch des Nachts nicht austreiben. Da blieb sie unter heißem Weinen und innigem Beten die Nacht hindurch; des Morgens hörte sie von den Barfüßerbrüdern die Messe singen, und pries den Herrn über die Verschmähung und Not, die sie zu erdulden hatte. Manchem der Bürger that sie herzlich leid,

doch wagte keiner derselben, dem Zorn des neuen Landgrafen zu trotzen, außer den Barfüßern; die behielten sie bei sich und hießen ihr zu, daß sie sich und ihre Kinder durch Spinnen und Arbeiten zu erhalten suchte. Von denen nun, die sich früher ihrer Wohlthaten erfreut hatten, bewiesen viele ein hartes und undankbares Herz. So geschah es einst, daß die fromme Frau an dem Markte, da, wo man von der „Rolle“ zu der Badstube geht, beim Eingange der Messerschmiedegasse über die hohen Schrittsteine wandelte, welche über den Löbersbach, einen kotigen Graben, gesetzt waren; da begegnete ihr in der Mitte ein altes Bettelweib, dem Elisabeth oft und reichlich Almosen gespendet hatte, und stieß die unglückliche Fürstin, welche ihr nicht ausweichen konnte, in den tiefen Kot, daß sie alle ihre Kleider hernach auswaschen mußte. Auch diese Schmach ertrug die fromme Frau mit Geduld und dankte Gott mit lächelndem Munde, daß sie um seinetwillen also gedemütigt worden sei. — Von ihrem großen Leiden erfuhr endlich die Frau Aebtissin Sophie von Kitzingen, sandte ihr einen Wagen und ließ sie zu sich holen; sodann nahm sich ihrer auch der Bischof von Bamberg an und gab ihr das Schloß Bodenstein als Wohnsitz für sich, ihre Kinder und ihre Begleiterinnen.

Heinrich Raspe, der Landgraf, aber, welcher die fromme Elisabeth vertrieben hatte, nahm nach einander drei Gemahlinnen, aber von keiner derselben wurden ihm Erben zu teil; so strafte Gott an ihm seine Grausamkeit gegen die schuldlose und fromme Elisabeth.

Nach Joh. Rothe.

35.

Ein Gesicht der heiligen Elisabeth.

Als die heilige Elisabeth, von der Wartburg vertrieben, arm und unglücklich in Eisenach lebte, war sie eines Tages in der Kirche gewesen und hatte, auf den Knieen liegend, lange ihr Antlitz zum Altare gerichtet gehabt. Nachdem sie nun wieder in ihr ärmliches Obdach zurückgekehrt war, fühlte sie sich sehr schwach, nahm wenig Speise und legte sich etwas zur Ruhe nieder. Als sie so an dem Busen ihrer treuen Dienerin Isentrud, die ihr in das Elend gefolgt war, ruhte, fing sie heftig zu schwitzen an. Da

starrte sie nach dem offenen Fenster und fing allmählich an immer froher und heiterer zu werden und mild zu lächeln. Dann schloß sie wieder ihre Augen. Nach einer Stunde wurde sie wach und fing heftig zu weinen an; doch das dauerte nicht lange und bald wurde auf ihrem Antlitze wieder ein frohes Lächeln sichtbar. Nun sprach sie: „Herr, du willst bei mir sein und ich bei dir, niemals will ich mich von dir scheiden!" Als ihre vertraute Dienerin sie inständig bat, ihr näher mitzuteilen, was geschehen sei, sprach sie: „Siehe, ich sahe den Himmel sich öffnen und meinen süßen Herrn Jesum sich mit seinem reichen Troste zu meinem Unglücke herabneigen. Wenn ich ihn erblickte, wurde mir froh und heiter; wenn er sich aber wider von mir abzuwenden schien, mußte ich bitterlich weinen. Endlich lenkte er sein verklärtes Angesicht freundlich zu mir und sprach: „Wenn du bei mir sein willst, so will ich bei dir sein — und ich antwortete, wie du gehört hast." Da forschte die Dienerin weiter, was sie vorher in der Kirche geschaut habe; sie antwortete: „Dies, meine Liebe, darf ich dir jetzt nicht enthüllen; wissen indeß magst du, daß ich in großer Seligkeit wunderbare Geheimnisse Gottes schaute!"

Nach Witzschel.

36.

Kaiser Friedrich II. und die heilige Elisabeth.

Als Landgraf Ludwig von Thüringen gestorben war, bewarb sich Kaiser Friedrich II. um die heilige Elisabeth als Gemahlin. Sie aber wollte nicht einwilligen, da ihr Sinn nur bei Gott stand. Vergeblich bestürmte sie der Bischof von Bamberg mit Bitten, ja mit Drohungen; sie blieb dennoch bei ihrer Weigerung. Nicht lange darnach starb sie in Folge strenger, geistlicher Uebungen zu Marburg, ihrem Witwensitze und ward daselbst auch begraben. Als man sie erhob und beisetzen wollte, kam ein Kardinal dahin und der Bischof von Mainz und viele Prälaten, dazu der Kaiser und viele Reichsfürsten und Herren. Da sprach der Kaiser an dem Todtenschreine der frommen Dulderin: „Weil ich sie im Leben nicht krönen sollte, so will ich es nun nach ihrem Tode thun!" Und damit nahm er die Krone von seinem Haupte und wollte dieselbe der Heiligen aufsetzen. Dieserhalb strafte

ihn der Bischof von Mainz mit ernsten Worten; da schlug der Kaiser ihn zornig an den Hals. Das ward mit Ursache dazu, daß Papst Gregorius IX. mit dem Kaiser zerfiel, ihn bannte und sogar darnach trachtete ihn zu verjagen.

Nach Witzschel.

37.

Der Erbfolgestreit in Thüringen.

Als der Pfaffenkönig Heinrich Raspe auf Wartburg verschied, war der Mannsstamm des Landgrafen von Thüringen und Hessen erloschen. Da erhob sich ein langer und harter Streit um die Erbschaft zwischen der Herzogin Sophie von Brabant, einer Tochter der heiligen Elisabeth, und dem Markgrafen von Meißen, Heinrich dem Erlauchten. Letzterer erhob Ansprüche als Schwestersohn des Königs Heinrich, welcher ihn zum Erben eingesetzt habe; die Herzogin aber meinte, daß ihr junger Sohn ein besseres Recht besäße. So geschah es nun, daß der Landgraf das Land mit einem Heere überfiel und viele Städte und Schlösser, unter anderen auch die Wartburg, einnahm; die Herzogin aber kam gleichfalls herbei, da sie hörte, daß viele treffliche Leute ihrem Sohne wegen seiner Großeltern zugethan wären, und ließ in Hessen mehrere Städte und Schlösser besetzen. In Eisenach kam die Herzogin mit dem Markgrafen zusammen, als der Krieg schon drei Jahre lang vergeblich geführt worden war, und hatte daselbst ein Gespräch mit demselben. Als nun die Herzogin ihn lange ernstlich ermahnt hatte, daß er ihr und ihrem Sohne Thüringen wiedergeben möchte, reichte er ihr die Hand und sprach: „Gern, allerliebste Base; meine getreue Hand soll dir und deinem Sohne geöffnet sein!“ Doch kaum hatte er diese Worte gesprochen, da traten zu ihm seine Räte, der Marschall Hellwig und Hermann von Schlotheim, nahmen ihn bei der Hand und sagten: „Herr, was wollt ihr thun? Wie könnt ihr das reiche Land und das feste Schloß Wartburg aus der Hand geben wollen? Wäre es möglich, daß ihr einen Fuß im Himmel und den andern auf der Wartburg hättet, so solltet ihr lieber den einen Fuß aus dem Himmel ziehen und zu dem andern auf die Wartburg setzen. Passend aber würden wir es finden, wenn ihr dieses Land in

Besitz nehmen, Meißen und das Osterland aber euren Söhnen Dietrich und Albert übergeben wolltet!" Solchen Rat hörte der Markgraf gern und er wendete sich wieder zu der Herzogin und sagte: „Diese Angelegenheit bedarf reiflicher Ueberlegung; ich muß sie erst noch mit den Grafen und Edlen dieses Landes überlegen!" und damit schied er von ihr, ohne ihrer Forderung nachzukommen. Da weinte die Herzogin bitterlich, zog die Handschuhe von ihren Händen, zerriß sie und sprach: „Möge der gerechte Gott richten!" Sodann warf sie die Stücken der Handschuhe in die Luft und rief: „O du Feind aller Gerechtigkeit, arglistiger Teufel, nimm diese Handschuhe mit deinen falschen Ratgebern!" Und alsbald wurden die Handschuhe hinweggeführt und wurden hinfort nicht mehr gesehen. Die Räte aber sollen später eines schlimmen Todes gestorben sein.

Als später die Herzogin einmal nach Eisenach kam und mit den Ihrigen in die Stadt wollte, fand sie die Thore verschlossen und man wollte sie nicht einlassen, denn die Bürger waren zwar auf der Seite der Herzogin, aber deren Feinde hatten sich der Stadt bemächtigt. Da ergriff die kühne Frau eine Axt und hieb damit in das St. Jürgenthor; ganze 200 Jahre hat man in dem Eichenholze die Spuren der Axt gesehen.

Einer der Ratsherren von Eisenach, namens Heinrich von Velsbach*), war der Herzogin treu ergeben und hatte auch öffentlich ausgesprochen, daß deren Sohn, das Kind von Brabant,**) das Land Thüringen billig erhalten müßte, denn dasselbe habe ein besseres Recht als der Markgraf. Derselbe erfuhr dies, und alsbald ließ er den Mann holen, ihn in eine Schleuder legen, die vor der Wartburg stand, und in drei Stunden dreimal von der Wartburg herabwerfen. Als er das erste und das zweite Mal hinabgeworfen war, blieb er noch am Leben und sagte, wie früher: „Das Land gehört doch dem Kinde von Brabant!" Bei dem dritten Mal soll er gestorben sein.

Nach Gerstenberger.

---

*) Vgl. die Einleitung.

**) Dasselbe wurde auch das Kind von Hessen genannt.

38.

Die Flucht der Landgräfin Margarethe.

Nachdem der Erbfolgekrieg um Thüringen und Hessen neun Jahre lang gewährt hatte, verglichen sich die Streitenden dahin, daß Hessen dem Söhnlein der Herzogin von Brabant verblieb, Thüringen dagegen dem Markgrafen von Meißen zufiel. Der Markgraf behielt nun sein Land Meißen für sich und teilte Thüringen seinem Sohne Albrecht, das Osterland seinem andern Sohne Diezmann zu. Albrecht hatte Margarethe, des Kaisers Friedrich II. edle Tochter, zur Frau, die schenkte ihm zwei Söhne, Friedrich und Diezmann, und eine Tochter. Es geschah aber nach etlichen Jahren, daß Landgraf Albrecht heiße Liebe zu Kunne (Kunigunde) von Eisenberg, einer der Jungfrauen seiner Gemahlin, gewann, und diese umstrickte sein Herz dermaßen, daß er seine Hausfrau gern mit Gift umgebracht hätte, wenn es ihm anders möglich gewesen wäre. Da ließ er einen armen Knecht aus Eisenach kommen, welcher von der Stadt täglich mit zwei Eseln Holz und Fleisch auf die Wartburg schaffte, und forderte von ihm, daß er Nachts über die edle Landgräfin Margarethe kommen sollte, als wenn er der Teufel wäre, sie zu erwürgen und ihr das Genick zu zerbrechen; dafür sollte er dann großen Lohn empfangen. Nachdem der Knecht noch hatte schwören müssen, daß er niemandem etwas verraten wollte, ließ ihn der Landgraf von sich. Der arme Kerl geriet dadurch in sehr große Angst und er dachte: Deine gütige Herrin kannst du nicht tödten, denn sonst wirst du deines Lebens nie wieder froh und Gott kann dir nimmermehr verzeihen; wenn du aber entläufst, so wird dein Herr befürchten, daß du ihn verraten willst, und dann läßt er dir nachsetzen und dich erschlagen; und weigerst du dich endlich die That zu thun, so wird er dich auch tödten und deine gnädige Herrin dennoch durch seine Bosheit hingemordet werden. Diese Gedanken quälten den Knecht volle vierzehn Tage lang und ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Endlich merkte der Landgraf, daß ihm die Sache leid sei, und er redete den Knecht an und fragte ihn ernstlich, ob er seinen Auftrag ausführen wollte. Da erkannte derselbe, daß er nicht mehr zögern dürfte, kam Nachts in das Schlafzimmer der Landgräfin, fiel auf deren Decke und sprach: „Liebe, gnädige

Frau, schenkt mir mein Leben!" Als sie nun erschrocken gefragt und von ihm erfahren hatte, was der Landgraf von ihm verlangte, und wie er gern sich und die Fürstin erretten möchte, sandte sie ihn zu ihrem Haushofmeister, dem trefflichen Schenken Rudolf von Vargula, und ließ denselben zu sich entbieten. Den flehte sie um seinen Rat und Beistand an. Da riet ihr der Schenk, sie sollte ihre Kleinodien, etwas Geld und die nötigsten Sachen eilig zusammenpacken, dann hoffe er ihr zur heimlichen Flucht behülflich zu sein. Schnell und in der Stille wurde eine ihrer Jungfrauen und die Hofmeisterin geweckt, die mußten in der Eile Bänder und Seile schneiden und drehen. Die Landgräfin aber ging mit dem Schenken in das Gemach, in welchem ihre zwei Söhne schliefen, von denen der ältere Friedrich 3 Jahre, der jüngere Diezmann $1^1/_2$ Jahr alt war. Und die Landgräfin beugte sich in tiefer Betrübniß auf den ältesten und biß ihn in die Wange, und wenn der Schenke ihr nicht gewehrt hätte, würde sie auch den zweiten gebissen haben, denn sie sprach unter Tränen: „Ich will sie zeichnen, damit sie ihr Lebtag daran denken, wie ich habe von ihnen scheiden müssen." Drauf kam sie mit dem Ritter von Vargula in das Ritterhaus und dieser ließ sie in einem Korbe aus dem Zimmer des Knechtes über die Mauer hinab, dazu eine Magd, den Knecht und die wenigen Habseligkeiten, welche sie zusammengepackt hatte. Dann stiegen sie den Felsberg vollends hinab in das Thal und wandelten in der düstern Nacht durch den finstern Wald mit einander bis auf den Kraienberg, welcher dem Abte von Hersfeld zugehörte; von dort ließ der Amtmann die arme Fürstin nach Fulda geleiten, wo sie bei dem Abte freundliche Aufnahme fand und sichere Begleitung nach der Stadt Frankfurt erhielt. Die Bürger dieser Stadt hießen sie herzlich willkommen, wie es einer Kaisertochter zukam; aber schon im folgenden Jahre starb sie vor großem Jammer und Herzeleid und ist in Frankfurt begraben worden. Da nun des Landgrafen Bruder Diezmann, welcher zu Landsberg im Osterlande Hof hielt, solche Botschaft erhielt, fürchtete er, der Landgraf werde um der Kunne von Eisenberg willen seine Kinder tödten. Daher kam er nach Thüringen und nahm die Kinder zu sich, denn er selbst hatte keine Erben.

Nach Joh. Rothe.

39.

Friedrich der Gebissene und seine Brautfahrt.

Wie Landgraf Albrecht wegen seiner Schlechtigkeit der Unartige genannt wird, so legten die Leute seinem Sohne Friedrich den Namen der „Gebissene" zu, weil seine Mutter ihn bei ihrer Flucht in die Wange gebissen und er davon ein Mal erhalten hatte; auch wurde Friedrich noch der „Freudige" zubenannt. Als nun Friedrich sechzehn und sein Bruder Diezmann vierzehn und ein halbes Jahr alt war, begannen sie mit ihrem Vater Krieg, um das Unrecht zu rächen, daß derselbe ihrer armen Mutter zugefügt hatte. In diesem Kriege geschah es, daß Friedrich den vertrauten Rat seines Vaters, einen Bischof des Deutschherrenordens, gefangen nahm, aber in einer Schlacht bei Weimar wurde darauf Friedrich von seinem Vater gefangen und auf die Wartburg entführt, wo er in einen Kerkerturm geworfen wurde und des Hungertodes sterben sollte. Aber treue Freunde versorgten ihn ein Jahr lang heimlich mit Speise und Trank, darauf wußten sie ihn sogar zu befreien. In dem Kerker hat Friedrich mit den Nägeln ein Krucifix ins harte Gestein gekratzt. Als Markgraf Diezmann von Osterland starb, erbten Friedrich der Gebissene und sein Bruder dessen Land und später nahm Friedrich auch das Land Meißen als Erbe seines Großvaters fort. König Rudolf von Habsburg versöhnte nachmals den Landgrafen Albrecht mit seinen Söhnen; jener aber wollte später seinen Sohn Apitz, den ihm Kunne von Eisenberg geboren hatte, mit Land und Leuten begaben, und als ihm dies nicht gelingen wollte, verkaufte er Thüringen an den König Adolf von Nassau, welcher sein geringes Gut durch andere Länder zu vergrößern suchte. Nun hatten die jungen Markgrafen harten Strauß gegen den König Adolf, und als dieser gestorben war, mit seinem Nachfolger, dem König Albrecht von Oesterreich. Friedrich der Gebissene aber verlor niemals den Mut, sondern kämpfte seinen tapfern Rittern allenthalben als der erste voran. In diesem Kriege starb Kunne von Eisenberg und wurde in dem St. Katharinenkloster zu Eisenach begraben, dem sie reiches Gut vermacht hatte, denn sie war vor ihrem Tode eine Büßerin geworden und hatte an die Tilgung ihrer Schuld gedacht. Als nun auch Apitz, ihr

Sohn, todt war, nahm Albrecht der Unartige seinen Söhnen zum Trotz eine dritte Frau, Adelheid, die Witwe eines Grafen von Arnshauk, welche sehr reich begütert war und eine schöne Tochter von 14 Jahren hatte. Nach der Hochzeit, welche Albrecht auf der Wartburg sehr glänzend zugerichtet hatte, sollte die Jungfrau Elisabeth wieder nach ihrem heimatlichen Schlosse Arnshauk zurückgeführt werden, welches nahe bei Neustadt an der Orla liegt; da erblickte Friedrich der Freudige sie und faßte so große Liebe zu ihr, daß er ihr später mit einigen Rittern im Gehölz bei der Burg auflauerte und sie an einem Heiligentag entführte, als sie mit ihren Jungfrauen gen Neustadt zur Messe gehen wollte. Friedrich hob die Jungfrau Elisabeth auf seinen Hengst und seine Begleiter entführten ihre Dienerin. Elisabeth wußte nicht, wie ihr geschah, doch beruhigte der treffliche Ritter sie gar bald. Auf dem Schlosse Grimmenstein wurde die Jungfrau zwar gefangen gehalten, doch erfuhr sie die ehrerbietigste Behandlung und blieb von ihren Dienerinnen umgeben. Friedrich der Freudige ließ sogleich an seine Stiefmutter heimlich einen freundlichen Brief schreiben, in welchem er sagte, daß er sie wegen ihrer Frömmigkeit und Tugend gern zur Mutter haben möchte und ihre Tochter nach Gotha habe entführen lassen, nicht um ihr zu schaden, sondern sie zur Gattin zu nehmen. Die Entführung habe er deshalb vollbracht, weil er befürchtet habe, daß sein ihm so feindlich gesinnter Vater seinem Wunsche auf's heftigste widerstreben würde, wenn es in dessen Macht stände. — Die Mutter Elisabeth's sah, daß die Sache nicht zu ändern war, und da sie die guten Absichten erkannte, willigte sie in die Bewerbung. So ward denn nach Bartholomäustag eine herrliche Hochzeit angerichtet, an welcher alle Ritter und Herren teilnahmen, die zu dem freudigen Friedrich hielten; der Abt zu Reinhardsbrunn aber that die beiden Verlobten ehelich zusammen.

Nach Bechstein.

40.

Die Burg Klemme (Klemda) und das Landgrafenloch.

In Eisenach befindet sich noch jetzt ein Schlößchen, welches den Namen Klemme (Klemda) führt. Dasselbe rührt aus alter Zeit her und war ursprünglich eine Zwingburg, welche Markgraf

Heinrich der Erlauchte erbaut hatte, als er in den Besitz der Stadt Eisenach kam. Daher kam es, daß die Bürgerschaft das Schloß sehr haßte und darnach trachtete, sich desselben zu entledigen. Als nun die jungen Markgrafen der Stadt immer näher rückten, wendeten sich die Bürger an den Landgrafen Albrecht und die kaiserlichen Vögte mit der Bitte, die Zerstörung der Burg zu gestatten, denn, wenn die Markgrafen in den Besitz der Stadt kämen, sagten sie, so werde dies ebenso schlimm für die Stadt wie für die Landgrafen sein. Wirklich erhielten die Bürger die gewünschte Erlaubniß und nun stürzten sie sich wie rasend über die Klemme her, brachen dieselbe ab und stürzten ihren Turm nieder, ja sie gingen so weit, daß sie selbst zwei schöne Türme an der Frauenkirche niederrissen, mochten auch die Domherren hiergegen protestiren, namentlich weil sie nun keine Glocken mehr hatten, um zum Gottesdienste zu läuten. Später mußten die Bürger alles wieder gut machen; die Burg wieder aufbauen und, um ihr Unrecht gegen die Kirche zu tilgen, den Domherren manche Freiheiten gewähren.

Etwa vier Wochen nach der Zerstörung der Klemme sandte die Landgräfin Adelheid, welche des langen Krieges ihrer Stiefsöhne mit ihrem Gatten müde war und Friedrich den Freudigen, der ihr Schwiegersohn war, herzlich liebte, eine Botschaft an den letzteren und gab ihm Mittel und Wege an, wie er auf die Wartburg kommen und sich von dieser aus des Landes bemächtigen könne. Da kam Friedrich der Freudige heimlich mit 15 tapferen Gefährten und verbarg sich einen Tag lang in einer Grotte bei Eisenach. Dieselbe liegt, wenn man von Eisenach aus in das Marienthal geht, links von dem „gehauenen Steine"; ein schmaler Pfad führt in dieselbe hinein und hohe Bäume wachsen in ihr empor, das Tageslicht mit ihren Wipfeln verdunckelnd; auch rauscht in ihrem Hintergrunde ein Bächlein über das moosige Gestein. Aus dieser Grotte, welche seitdem das „Landgrafenloch" heißt, stieg der kühne Markgraf bei Nacht empor, und klomm mit seinen Gefährten auf schmalen Pfaden zur Wartburg hinauf. Ohne Schwertstreich fing der Markgraf seinen Vater und brachte ihn durch Unterhandlung dahin, daß er am andern Tage die Wartburg verließ. Albrecht der Unartige zog gen Erfurt, und weil er die Stadt mit vielen umliegenden Dörfern reichlich begabte, so bedachten ihn die Erfurter auch mit einer freien Pfründe für

12 Personen auf Lebzeiten; allgemein verachtet ist er daselbst gestorben. Markgraf Friedrich aber behauptete die Wartburg, ließ seine Gemahlin dorthin kommen und auch seine Schwiegermutter Adelheid mochte sich nicht wieder von ihm und ihrer Tochter trennen.

Nach Joh. Rothe.

41.

Markgraf Friedrich führt seine Tochter zur Taufe.

Die Eisenacher hatten kaum erfahren, daß der junge Markgraf die Wartburg genommen und Landgraf Albrecht sie geräumt habe, als sie mit den kaiserlichen Vögten gemeinsam die Burg umzogen und den Kaiser durch Eilboten um Hülfe baten. Der Kaiser entbot von Nordhausen, Mühlhausen und Erfurt Kriegsvolk gen Eisenach, und viele Schaaren kamen sogleich herbei, den jungen Friedrich von der Burg zu vertreiben. Der hatte dieselbe eilig in Verteidigungszustand gesetzt und trotzte dem wilden Angriffe, der sich von allen Seiten erhob. Die Feinde konnten der Burg nun zwar nichts anhaben, aber sie hielten sie so fest umschlossen, daß es schwer war, Zufuhr hinaufzubringen. In dieser großen Kriegsgefahr schenkte Frau Elisabeth ihrem Gemahle, dem Markgrafen, eine Tochter; es war aber auf der Burg kein Pfaffe, der dieselbe hätte taufen können. Da ward bei Nacht das Burgthor aufgethan, und mutig ritt der freudige Friedrich mit zwölf festen Streitern heraus; die hatten in ihrer Mitte die Amme mit dem achttägigen Kinde. Still kamen sie den Berg hinab an der Stadt vorüber und über den Sengelbach hinweg; da erst machten die Wächter Lärm in der Stadt. Während nun Friedrich mit seinen Gefährten hurtig von dannen ritt auf Schloß Tenneberg zu, merkte er, daß viele Feinde hinterdrein kämen, und spornte seine Gesellen zu noch größerer Eile. Da fing das Kind heftig an zu schreien und alsbald ließ die Amme ihren Zelter ruhiger traben und die Ritter an sich vorbeireiten; nur Friedrich blieb bei ihr zurück und fragte, warum das Kindlein schreie. Die Amme sprach: „Es wird nicht eher schweigen, bis es genährt worden ist.“ Alsbald rief der Landgraf den Seinigen ein donnerndes Halt zu und sprach dann: „Mein

Töchterlein soll wegen unserer Jagd nichts entbehren, und sollte es das Thüringerland kosten!" Nun schaarten sich der Fürst und seine Gesellen um die Amme her, die das Kindlein säugte, und wiewohl die Verfolger so nahe waren, daß man den Hufschlag ihrer Pferde deutlich vernehmen konnte, wurde doch der treue Vater mit seinem Kindlein nicht gestört. Als die Feinde zwei Meilen Weges vergeblich nachgeeilt waren, gaben sie die Verfolgung auf und kehrten nach Eisenach zurück; Friedrich dagegen gelangte noch vor Tagesanbruch glücklich nach seinem Schlosse Tenneberg. Dort ließ er das Kindlein durch den Abt von Reinhardsbrunn taufen und mit dem Namen Elisabeth benennen; dann mußte es mit der Amme bis auf bessere Zeiten auf Tenneberg zurückbleiben, während Friedrich, sein Vater, wieder fortzog, um für seine Gattin und Schwiegermutter, die er auf der Wartburg zurückgelassen hatte, Sorge zu tragen. — Nachmals haben die Eisenacher, als Kaiser Albrecht ermordet worden war, sich dem Landgrafen Friedrich unterwerfen und die Klemme wieder aufbauen müssen. Auch hat Friedrich später, nach seines Bruders Tode, sich Sachsen in blutiger Schlacht erstritten. Als nach derselben ihm der Rüstmeister den Helm aufband, hat er freudig gesprochen:

„Heut binde ich auf Meißen,
Thüringen und Pleißen,
Und alles, was meiner Eltern je gewart,
Gott helfe mir auf dieser Fahrt."

Nach Bechstein.

42.

Albrecht Knut.

Landgraf Albrecht hatte einen vertrauten Rat, der hieß Albrecht Knut; derselbe war rings im Lande so gewaltig, daß alles, was er und seine Freunde wollten, geschah. Darum pflegte auch das Volk zu sprechen: „Landgrafe untrute, das Land ist der Knute!" Als nun Markgraf Friedrich die Wartburg genommen und sein Vater Albrecht sich nach Erfurt zurückgezogen hatte, ging Albrecht Knut zu der Partei des jungen Fürsten über und half demselben gemeinsam mit seinen Verwandten und

Freunden, durch List und schlauen Rat gegen den König und alle anderen Feinde. Dieserhalb meinte der Mann in dem Lande so mächtig zu sein, daß er die Amtleute nach eigenem Willen bestellen und sich auch Burgen bauen könnte, wo und wie es ihm beliebte. Der Landgraf aber wollte, als er den Uebermut und Ehrgeiz des Knut erkannte, sein Ansehen wahren und redete im Rate mit harter Rede gegen das Unterfangen. Da begann Albrecht Knut mit kecken Worten also zu reden: „Herr, bedenkt wohl, daß ich, der euch zum Fürsten im Lande erhoben hat, auch Wege finden könnte, euch wieder zu entfernen!" — Da antwortete der Landgraf zornig: „Ei Knut, dann will ich euch wehren, so viel ich kann!" und alsogleich ließ er ihn greifen, und ihm den Kopf abschlagen. Nach Bechstein.

43.

Das Spiel von den 10 Jungfrauen.

Es war im Jahre 1320; Landgraf Friedrich der Freudig hatte alle seine Feinde überwunden und herrschte ungestört über Thüringen, Meißen und das Osterland. Da wurden die Leute in Thüringen wieder ihres Lebens gar froh und Bürger wie Bauern ergötzten sich nach langem Ungemach, das der Krieg ihnen bereitet hatte, an allerhand Kurzweil. So machten die von Eisenach am Abende vor Misericordias zu Beginn des Predigerablasses ein großes Spiel auf der „Rolle" zwischen St. Görgen und dem Barfüßerkloster; dasselbe betraf die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen, von denen der Herr Christus gepredigt hatte. Nun war auch Landgraf Friedrich der Freudige zugegen, um das Schauspiel anzusehen, und als die fünf thörichten Jungfrauen sich also säumig zeigten, daß ihre Lampen erloschen, und sie aus dem Himmelreich verstoßen werden sollten, so sehr auch die heilige Jungfrau und die Heiligen für sie baten; da überkam den Landgrafen ein Zweifel, und in gewaltigem Zorne rief er laut: „Was ist der Christenglaube wert, wenn sich Gott auf Mariens und aller Heiligen Bitten nicht über uns erbarmen will?" Alsbald verließ er zornig das Haus und stieg hinauf zur Wartburg. Fünf Tage lang verharrte er in diesem Zorne und die Gelehrten, welche ihm das Evangelium zu erklären suchten,

vermochten ihn nicht zu besänftigen; am sechsten Tage rührte ihn wegen seiner zornigen Erregung und heftigen Kümmerniß der Schlag, also daß er an der einen Seite gelähmt und zugleich der Sprache fast ganz beraubt wurde. In diesem trübseligen Zustande hat er noch bis ins vierte Jahr gelebt; dann erlöste ihn Gott und er starb, 67 Jahr alt, auf der Wartburg; begraben liegt er in der St. Johanniskapelle des Katharinenklosters.

Nach Bechstein.

44.

Weissagungen Johann Hilten's.

Im Barfüßerkloster zu Eisenach lebte ein frommer und hochgelehrter Bruder, namens Johannes Hilten, der besaß die Gabe der Weissagung und erkannte alle die bösen Irrtümer, welche die Kirche des Herrn verunehrten. Als er nun von der Kanzel herab gegen die Mißbräuche predigte, zog er sich den bittern Haß der Mönche und Pfaffen zu. Daran kehrte er sich aber nicht, sondern predigte mutig fort und redete viele Weissagungen, welche sich im Laufe der Zeit erfüllen sollten. So hat er vorher gesagt, daß das Barfüßerkloster zu Eisenach später ein Lustgarten, das zu Weimar ein Zeughaus, das zu Wittenberg ein Kornhaus, das zu Magdeburg eine Schule werden sollte. Besonders oft hat er aber diese Worte gesprochen: „Im Zeichen des Löwen wird ein Eremit aufstehen, der am Stuhle zu Rom gewaltig rütteln wird." Dieserhalb und seiner freien Lehren wegen ward er endlich von seinen Ordensoberen ergriffen und in das unreinlichste und schrecklichste Gefängniß des Klosters geworfen, um ihn zum Widerrufe zu drängen. Doch Johann Hilten ließ sich nicht irre machen, sondern blieb standhaft, obschon er in der Pestluft des Kerkers krank wurde. Als nun der Guardian des Klosters zu ihm kam, bat er ihn um einen besseren Aufenthaltsort; der aber fuhr ihn hart an und verweigerte erbarmungslos die Erfüllung der Bitte. Da sprach der Prophet mit fester Stimme: „Ehe fünfzehn Jahre vergehen, wird sich ein Held erheben, der auch Mönche scharf anfassen wird und den ihr weder fesseln noch binden sollt!" und mit diesen Worten starb der fromme Mann.

Als fünfzehn Jahre vergangen waren, schlug ein Bruder

Eremit,*) welcher sich bei Johann Hilten's Tode als armer Schulknabe sein Brot in der Currende zu Eisenach ersungen hatte, 95 Sätze gegen den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg an. Das war der Held, von welchem der Prophet gesprochen hatte; der Löwe aber war Papst Leo X.

Nach demselben.

45.

„Junker Jörg" auf der Wartburg.

Es war im Jahre 1521, als spät Abends ein gefangener Ritter in die Burg gebracht wurde, welcher vom langen Reiten sehr ermüdet war. Auf dem Ritterhause wurde ihm ein ehrliches Gemach als Obdach angewiesen, und zwei Edelknaben hatten ihn zu bedienen. Dieser Ritter wurde Junker Jörg genannt und so heimlich bewahrt, daß ihn niemand, sogar ein Herzog, der mit hohen Frauen zur Wartburg kam, nicht sehen und sprechen durfte. Später wurde ihm gestattet, daß er zuweilen in Begleitung eines treuen reisigen Knechtes, der ihn nie aus den Augen ließ, ausgehen oder ausreiten durfte. Mehr Freude als das Reiten und Jagen machte dem Ritter aber das Lesen und Schreiben, und wenn er zuweilen mit seinem Begleiter im grünen Walde war, dann zog er ein Buch hervor, setzte sich nieder und las oder sang ein selbstgedichtetes frommes Lied mit lauter und voller Stimme, so daß sein Begleiter still und andächtig zuhörte. Auch hatte er seine Freude an dem Gesange der Vöglein; die Jagd jedoch, auf die er zuweilen mit dem Burghauptmann Hans von Berlepsch ausritt, wollte ihm wenig behagen und die Jagdtiere, die erlegt wurden, dauerten ihn, da sie ihm vorkamen, wie die armen Menschenseelen, welche von dem Teufel gehetzt werden. Zuletzt durfte er auch benachbarte Städte besuchen, wie Eisenach, Gotha, Erfurt, Jena, aber immer unter dem Schutze des Knechtes, welcher auch darauf achten mußte, daß der Ritter sich nicht durch seine Gelehrsamkeit verriet. — Besonders fleißig hat der Rittersmann über der heiligen Schrift gearbeitet, die er seinem Volke übersetzen wollte; darüber hörte er oft ein unheimliches Gepolter und Gerumple, auch störte ihn des Nachts häufig ein Rasseln in einem Sack Nüsse, die der Burghauptmann ihm zum

*) So nannte man die Augustinermönche im Volk.

Geschenk gemacht hatte. Da merkte er, daß es der Teufel sei, welcher ihn beunruhigen und stören wollte, kehrte ihm mutig den Rücken zu und rief: „Bist du's, so sei's!" — Namentlich hat sich der arge Teufel sehr geärgert, wenn der gelehrte Ritter über dem Bibelbuche saß und dasselbe verdeutschte; dann schnurrte er dem frommen Manne in der Gestalt einer Fliege um den Kopf und machte ein so großes Geräusch, daß er endlich das Tintenfaß ergriff und nach dem Teufelsgespenst warf; seitdem hatte er Ruhe. — Noch jetzt zeigt man auf der Wartburg die Stube, den Stuhl und den Tisch des frommen Junkers Jörg und selbst die Stelle der Wand, an welche das Tintenfaß geflogen ist.

Nach demselben.

46.

Mönch und Nonne.

Ganz nahe dem öden Platze, auf welchem einst die Burg Mädelstein stand, sieht man zwei eigentümliche Felsbildungen, welche seit alter Zeit den Namen Mönch und Nonne führen und von denen folgende Sage geht: In einem Kloster der Stadt Eisenach lebte ein junger Mönch, in einem andern eine Nonne; die hatten heiße Liebe zu einander gefaßt. Weil nun die Klosterregel die irdische Liebe streng verbot und die beiden Liebenden von einander fern hielt, suchten sie sich heimlich zu treffen und ihres Herzens Sehnsucht zu befriedigen. Eines Abends enteilten sie, einer vorhergegangenen Verabredung gemäß, den dumpfen Mauern ihrer Klöster und erstiegen den Berg, auf welchem der Mädelstein in Trümmern lag. Dort an verborgener Stelle tauschten sie Gruß und Kuß und konnten sich nicht wieder trennen. Noch heut zu Tage stehen sie dort bei einander und werden so immerdar stehen, denn ihre liebewarmen Herzen erkalteten und erstarrten zu Stein; weil sie ihr Gelübde gebrochen hatten, wurden sie zur Warnung für andere in jene Felsenkolosse verwandelt, welche noch immer die Namen Mönch und Nonne führen. Wer sie von Weitem betrachtet, dem wird es so erscheinen, als neigten sie gegen einander das Haupt, um Kuß um Kuß zu tauschen, und es fehlt nicht an Dichtern, die dieses steinerne Liebespaar im Liede besungen haben.

Nach demselben.

47.

Die verfluchte Jungfer und der Fuhrmann.

Im schönen Marienthal bei Eisenach findet sich am Fuße der Frauenburg eine Felshöhle mit schmalem Eingange; dieselbe ist ziemlich rund und nicht gar geräumig, eine Kluft führt in ihr wie ein Schornstein in die Höhe. Diese Höhle ist in der Gegend als das Loch der verfluchten Jungfer bekannt und man erzählt von ihr manche Sage. Zu Eisenach gab es einst eine Jungfer von hoher Schönheit mit goldgelben Haaren; die war sehr stolz und wurde nicht müde sich zu putzen und ihr Haar mit einer goldenen Bürste zu kämmen, dagegen vergaß sie den Gottesdienst und das Gebet. Da nun ihre fromme Mutter trotz aller Ermahnungen und Bitten ihr Herz nicht von der Eitelkeit der Welt abzubringen vermochte, so verwünschte sie in ihrem übertriebenen Eifer die Tochter in jene Höhle. Alle sieben Jahre wird die verfluchte Jungfer einmal sichtbar; dann schaut man sie in prächtigen Seidengewändern und von ihren goldenen Haaren umwebt; weinend und klagend ersehnt sie dann ihre Erlösung. Einst hat es sich zugetragen, daß ein Fuhrmann die Straße von Eisenach daher kam und oben auf der Höhe jemanden nießen hörte. Treuherzig, wie er war, rief er: „Helf Gott!“ und als sie abermals nießte und dann noch neunmal hinter einander, sagte er jedesmal sein „Helf Gott“. Als es aber zum zwölften Male nießte, wurde er ärgerlich und rief: „Nun, wenn dir Gott nicht hilft, so helfe dir ein anderer!“ Da erseufzte die Jungfrau tief nnd verschwand wieder in ihrer Felsenhöhle. Wenn der Fuhrmann nur noch einmal sein „Helf Gott“ gesagt hätte, wäre die Jungfer erlöst worden.

Vor der Höhle befindet sich ein Platz, auf welchem kein Gras wächst, weil sich dort die verfluchte Jungfer öfter hinsetzt. In der Höhle vernimmt man oft ein Rauschen, wie fernes Wasser; das soll von ihren vielen Tränen kommen, die sie vergießt, weil sie verflucht worden ist.

Nach demselben.

48.

Die verfluchte Jungfer erscheint.

Als einst ein Hirt seine Heerde in der Nähe des verfluchten Loches weidete, trug ihm sein Weib das Mittagsbrot hinaus. Da erschien ihr die verfluchte Jungfrau und bat sie freundlich, ihre Haare mit einer goldenen Bürste, welche sie in der Hand hielt, zu kämmen; dafür sollte sie auch einen guten Lohn bekommen. Die Frau thut das Gewünschte und wird hernach von der Jungfer in die Höhle geführt. Daselbst erhält sie einen reichen Schatz als Lohn, die Jungfer aber ermahnt sie ernstlich, keinen Laut von sich zu geben, möge geschehen was da wolle. Als die Frau sich zum Eingange wendet, um wieder fortzugehen, sieht sie dort einen großen schwarzen Hund liegen, worüber sie dermaßen erschrickt, daß sie laut aufschreit und den Schatz fallen läßt. Derselbe verschwindet alsbald und die Hirtin eilt, so schnell sie kann, unter heftigem Grausen aus der Höhle nach Hause. — Ein andermal ging eine Frau mit ihrem kleinen Knaben in den Wald bei der Wartburg, um Holz zu lesen. Das Kind spielte im Walde, während die Mutter beschäftigt war; da sah es ein hübsches, buntes Vöglein flattern, dem lief es nach, um es zu fangen. Das Vöglein aber flatterte immer ein Stück Weges, setzte sich dann wieder auf einen Busch und flog aufs neue fort, sobald der Knabe sich näherte. So kam der Vogel zuletzt in die Höhle hinein; der Knabe aber ging dabei der Mutter verloren, die ihn vergebens im ganzen Walde suchte. Acht Tage waren vergangen, ohne daß man von dem Kinde etwas sah oder hörte; da vernahm ein Hirt auf dem Berge eine rufende Stimme und fand, als er näher zusah, den Knaben, wie er sich vergeblich bemühte, aus dem Gebüsche wieder herauszukommen. Er holt ihn hervor und bringt ihn zu seiner Mutter und diese fragt, froh ihn wieder zu haben: „Wo warst du mein Kind? Wer hat dir zu essen gegeben? Der Knabe antwortete: „Eine schöne Jungfer hat mir zu essen gegeben, und des Nachts mich warm und weich gebettet!“ Da erkannte die Mutter, daß das Kind in der Pflege der verwünschten Jungfer gewesen war.

Nach demselben.

49.

Der Silberborn der verfluchten Jungfer.

In der Nähe des Loches, in welchem die verfluchte Jungfer wohnt, bei der Frauenburg, sprang ein klarer Quell, der Silberborn genannt. Die Veranlassung zu diesem Namen ist folgende: Ein armer Leinweber aus Eisenach ging einst in den einsamen Grund, und als er bei der Hitze des Tages Durst bekam, beugte er sich zu dem Born und trank von dem frischen Wasser. Da warf das Wasser einen Klumpen Silber heraus, den nahm der arme Mann und trug ihn freudig in die Stadt zu einem Gevatter, dem Schlosser Rauchmaul. Derselbe zahlte ihm sogleich voller Freude funfzig blanke Thaler aus, bewirtete ihn festlich und forderte sodann, daß der Weber ihm den Ort zeige, wo er diesen edlen Schatz gefunden habe. Als sie nun gemeinsam zu dem Born gingen, fanden sie abermals einen Silberklumpen von ähnlicher Größe. Der Schlosser aber, der seinem armen Freunde die Teilnahme an dem Glücke nicht gönnte, schlich heimlich an den Born; da spielte die verfluchte Jungfer ihm den Streich, daß sie mit ihrem seidenen Kleide die Quelle tief in der Erde verstopfte. Seitdem fließt sie nicht mehr; viele Leute sind hinausgegangen, haben gehackt und geschaufelt, um das Kleid herauszuziehen, und die Quelle wieder zu öffnen, doch ist's vergeblich gewesen. Noch jetzt aber heißt ein Graben unterhalb der Frauenburg Silbergraben und bezeichnet die Stelle, wo der Weber den reichen Fund gemacht hat.

Nach demselben.

50.

Der Schlangenbeschwerer.

Am großen Wartberg befindet sich eine Höhle ganz nahe dem Silberborn, welche nur derjenige finden kann, den das Glück dazu bestimmt hat. Die Venetianer sollen sie also verzaubert haben, damit die Schätze ruhig weiter wachsen können, bis sie zur rechten Zeit zurückkehren.

Einst weidete ein Hirt aus Schmeerbach in der Nähe des Silberborns seine Heerde und lagerte sich daselbst über Mittag

zur Ruhe. Es war grade der Sonntag nach Pfingsten, und alles ringsum grünte und blühte, daß es eine rechte Lust war. Da trat plötzlich ein Mann aus den Büschen, der eine wunderliche Kleidung anhatte und einen Kessel sowie allerhand andere Gerätschaften trug, nickte dem Hirten freundlich zu, zündete auf der sonnigen Trift ein Feuer an, holte allerhand Tücher und Büchsen aus einem Quersacke, schnitt vom Haselbusche eine Gabelgerte ab, schöpfte Wasser aus dem Quell und hing den Kessel über dem Feuer auf. Der Hirte hatte das alles beobachtet und wunderbar! an einem nahen Felsen, auf den zufällig sein Auge gefallen war, und welchen die Sonnenstrahlen stark beleuchteten, gewahrte er ein Loch, das ihm bisher nie aufgefallen war. Jetzt winkte der Fremdling unserm Hirten und dieser trat näher herzu. Da zog der Mann drei Zauberkreise mit einem langen weißen Stabe, den er in den Händen trug, holte eine Pfeife hervor und pfiff auf sehr wunderbare Weise. Da begann es sich allenthalben in dem Gehölz und Geklüft zu regen und eine Menge Schlangen und Würme kamen herbei und krochen in die Zauberkreise; zuletzt kam auch der Lindwurm und setzte sich mit aufgesperrtem Rachen vor den Zauberer hin, der sehr zitterte. Auf einer hohen Ulme erschien endlich auch eine schöne schneeweiße Schlange mit einer goldenen Krone, die schlängelte sich von dem Baume herab und kroch auf das Tuch, welches der Zauberer auf den Rasen gebreitet hatte. Derselbe sprang schnell herbei, schlug das Tuch zusammen, nahm die Krone fort und steckte sie in die Tasche; dann tödtete er beherzt den Lindwurm und spießte ihn am Boden fest. Hierauf pfiff er wieder; da krochen alle Schlangen aus den Kreisen heraus und verschwanden. Die gefangene weiße Schlange war die Otternkönigin; die tödtete der Mann, zerstückelte sie und kochte die Stücke in seinem Kesselchen über dem Feuer. Als die Schlangensuppe fertig war, lud der Fremde den Hirten ein, dieselbe mit ihm zu verzehren, aber erst nach langem Zureden nahm er einen Löffel voll davon an. Da wußte er nicht, wie ihm geschah; seine Augen wurden hell und er sah, wie die Berghöhle sich weit aufthat und ganz von Gold und Silber leuchtete. Beide gingen nun hinein und nahmen von den Schätzen soviel, daß sie genug hatten. Nebenbei sagte der Fremdling zu dem Hirten: „Wenn du von dem Wurm selbst gegessen hättest, so würdest du von den Schätzen immer

aufs neue haben nehmen dürfen, soviel du gewollt hättest.“ Beim Abschiede schenkte der Mann dem Hirten noch ein Wunschtüchlein und lud denselben ein ihn einmal in seiner Stadt Venedig zu besuchen. Wirklich wünschte sich der Hirt einst zu dem Venetianer hin; siehe, da schwebte er plötzlich über den Türmen Venedigs, und fand seinen Bekannten in einem schönen, großen Palast, vor dem eine Wache stand. Der Mann führte ihn nun in dem Palaste umher, bewirtete ihn köstlich und beschenkte ihn mit allerhand Kunstwerken. Unter denselben befand sich auch eine kleine Kutsche mit 6 Pferden von gediegenem Golde; die hat der Hirt und seine Familie lange aufbewahrt; später ist sie in die Kunstkammer zu Gotha gekommen.

Nach demselben.

51.

Das Steinbild der Georgenkirche zu Eisenach.

In Eisenach befindet sich am westlichen Eingange der St. Georgenkirche gegenüber dem Denkmale des trefflichen Propheten Johannes Hilten ein Steinbild, welches einen Mann in betender Stellung und eine Wage darstellt. Die Sage erzählt nun folgendes: Zu der Zeit einer großen Teuerung trieb ein Bäcker Wucher mit seinem Brote und verkaufte dasselbe immer so klein wie möglich, so daß er oft deshalb zur Verantwortung und Strafe gezogen wurde. Als er auf dem Sterbebette lag, bereute er seine Schuld sehr und forderte zur eigenen Bestrafung, daß er an der Kirchthüre begraben werden möchte, damit die frommen Kirchengänger sein Grab mit Füßen treten müßten. Man erfüllte seinen Wunsch und begrub ihn am westlichen Eingange der Kirche; jener Stein deckt seine modernden Gebeine.

Nach Witzschel.

52.

Vom gefangenen Wolf.

Bei dem alten Gottesacker zu Seebach stand eine halbverfallene Kapelle, die nicht mehr zum Gottesdienste gebraucht wurde.

Da nun um die Kapelle so schönes Gras wuchs, so ging eines Tages eine arme Tagelöhnerfrau dorthin, es abzumähen; sie nahm ein kleines Kind mit und setzte dasselbe auf den Altar drinnen, auch hatte sie eine Ziege bei sich, die sie vermittelst eines Stricks vorn an die Kirchthür band, damit sie dort in der Nähe grasen könnte. Nun hauste damals auf der Wartburg ein großer Wolf; der kam, als er die Ziege witterte, aus dem Walde herab und sprang gierig auf dieselbe zu. Die Ziege lief, als sie den Wolf kommen sah, in die Kirche, der Wolf schoß hinterdrein und an der Ziege vorüber; worauf die letztere schnell wieder hinaus rannte und dabei mit dem Stricke, an den sie gebunden war, die Thür zuzog. Der Wolf war dadurch in der Kirche gefangen und sprang wild in derselben umher, Trepp auf und ab, stieß an die Fenster und Thüren und tobte gewaltig, sich zu befreien. Durch den Lärm wurde die Frau, welche bisher emsig Gras gemäht hatte, aufmerksam, und als sie erkannte, was geschehen war, eilte sie entsetzt von dannen, rief ihren Mann und brachte durch ihr Geschrei das ganze Dorf in Bewegung. Der Mann ergriff alsbald eine Flinte und kam, von einer großen Schaar begleitet, zur Kirche. Durch eine der Fensterscheiben erlegte er das Ungetüm; dann öffnete er die Thür und eilte voll Angst mit seiner Frau zum Altare, um nach ihrem Kinde zu sehen. Siehe, da lag dasselbe ruhig in dem Korbe auf dem Altare und schlief, denn die Engel Gottes hatten es mit ihren Flügeln bedeckt.

Nach Bechstein.

53.

Spuk beim hohen Kreuz.

Das Forsthaus zwischen Eisenach und Wilhelmsthal, welches jetzt den Namen „zur hohen Sonne" führt, trug früher die Bezeichnung „zum hohen Kreuz". Daselbst hat es schon oftmals argen Spuk gegeben. Einst fuhr Andreas Steinbrecher aus Etterwinden spät Abends von Eisenach mit einem Karren nach seinem Orte zurück und bemühte sich eben vergeblich, das Thor am hohen Kreuze zu öffnen, als er eine Kutsche herbeikommen sah. Da ließ er seinen Karren stehen und ging auf die Kutsche

zu, um zu sagen, daß der Tiergarten nicht aufzumachen wäre. Als sie herankam, bemerkte er, daß die Kutsche recht fein und schön war; sechs Pferde waren davor gespannt, ein Kutscher saß auf dem Bocke und ein Bedienter stand hinten drauf. Da schien es ihm, als ob das Geschirr der Pferde und die Kleidung der beiden Leute von Gold und Silber wären — so sehr glänzten dieselben. Als er nun den Kutscher anreden wollte, gab es plötzlich einen gewaltigen Krach und alles schien sogleich in der Erde zu versinken, so daß nichts mehr zu sehen war. Der Mann hat versichert, daß er alles ganz deutlich gesehen und ehe er an den Wagen gegangen, auch den Hufschlag der Pferde genau gehört habe. — Andern ist ein Leichenzug mit Trägern und einem Schülerchor in jener Gegend vorübergezogen und bei dem hohen Kreuze verschwunden; auch wird erzählt, daß sich bisweilen den einsamen Wanderern eine Frau aufhockte, indem sie die Arme über deren Schultern legte, bis sie am hohen Kreuze verschwand.

Nach Witzschel.

54.

Der spukende Pfarrer.

In der Ruhl wohnte auf der Eisenacher Seite*) der Pfarrer Feuchter. Dem starb die Frau, und weil sie ihm lieb gewesen war, schwur er hoch und teuer, daß er sich nicht wieder verheiraten wollte, und wenn er es dennoch thäte, so wolle er nicht selig werden. Aber dennoch verheiratete er sich zum zweiten Male und starb bald darauf. Da begann es alsogleich in dem Pfarrhause, in der Kirche, auf dem Gottesacker, ja im ganzen Orte zu spuken, so daß es unerträglich war. In ihrer Not riefen die Ruhlaer den Pfarrer Brandenburg von der gothaischen Seite herbei und baten ihn, daß er den Geist zu bannen suchte. Der ging mit einigen Jesuiten und der Witwe des verstorbenen Pfarrers in die Kirche. Nachdem dort allerlei Beschwörungen angestellt waren, mußte die Witwe ihren Mann beim Namen rufen und alsbald erschien der Geist des Pfarrers auf dem

*) Die andere Seite des Ortes Ruhla gehört zu Gotha.

Chore sehr zornig und ungeberdig. Da setzten die Jesuiten ihre Beschwörungen fort und brachten es dahin, daß er herabkam und in einen bereit gehaltenen Sack kroch. Vorher wollte er seiner Frau zum Abschiede die Hand reichen; da man sie aber warnte, hielt sie nur ihr Taschentuch hin, und sobald der Geist es erfaßte, ging es in Flammen auf. Hierauf wurde er fortgetragen und in die Gallert, ein Thal nach Etterwinden zu, gebannt. Dort spukte er seitdem, hockte sich denen, die von Salzungen nach Eisenach gingen, auf, gab Maulschellen und trieb es überhaupt so arg, daß die Teufelsbanner wiederkommen und ihn nach einem andern Orte führen mußten; seitdem soll er auf dem alten Schlosse Liebenstein wohnen und sich ruhig verhalten.

Nach L. Storch.

55.

Der Bieresel in der Ruhl.

In der Ruhl gibt es ein seltsames Gespenst, das jeder fürchtet. Langsam und still durchschleicht es um Mitternacht die Gassen des Ortes und hat die Gestalt eines großen, gräulichen Esels. Wenn nun um so späte Nachtzeit noch ein Mann vom Biere heimschleichen will, so hockt es sich ihm auf und er muß das schwere Ungeheuer bis an sein Haus tragen, wenn er auch noch so schwer geladen hat und noch so fern wohnt. Wer hübsch ordentlich und pünktlich nach Hause geht, der hat von ihm nichts zu fürchten. Mancher schon ist aus Furcht vor dem „Bieresel“ früher heimgegangen, denn es soll gar nicht fein sein, von ihm umhalst zu werden.

Nach Bechstein.

56.

Der Tolljungferstein bei der Ruhl.

Bei der Ruhl ist ein Felsen, welcher den Namen Tolljungferstein führt und nahe am Goldbrunnen bei der Pfarrhecke und dicht über dem Forsthause liegt. Ueber denselben gibt es folgende Sage im Volke: Eine schöne Jungfer ist einst wegen

ihrer Eitelkeit in diesen Felsen verwünscht worden; dieselbe läßt sich bisweilen sehen. Mit einem glänzendweißen Gewande ist sie bekleidet, am Gürtel trägt sie einen großen Bund Schlüssel und ihr Antlitz ist sehr traurig. So steht sie lange Zeit auf dem Steine, dann steigt sie von demselben herab und wandelt in tiefem Schweigen um den Felsen herum. Zuletzt wird sie wie unsinnig, rasselt gewaltig mit den Schlüsseln und verschwindet, nachdem sie solch tolles Wesen eine Zeit lang getrieben hat, in den Stein hinein. Von solchem Treiben hat der Stein den Namen Tolljungferstein erhalten und es ist in der Ruhl das Sprichwort gang und gebe: „Er geberdet sich wie die tolle Jungfer".

Nach L. Storch.

57.

Die weiße Gans.

Am Kirchberg, wo die alte Kirche stand, war einmal ein Schleifmüller, dessen Mühle ganz in der Nähe lag, in das Leseholz gegangen. Plötzlich erblickte er ganz nahe eine schneeweiße Gans, die ruhig ihres Weges ging. Schon glaubte er, sie habe sich aus dem Orte dahin verirrt und hoffte das stattliche Tier als gute Beute gebraten auf seinem Tische zu sehen. Doch als er nach ihr jagte, entging sie seinen Händen stets, und selbst wenn er sie wirklich erreichte, flog sie ihm wieder davon. In seinem Jagdeifer trieb sich der Schleifer auf dem ganzen Kirchberge herum und von dort kam er hinter der Gans her auf das Hausfeld, wo es ohnedieß spukt. Dort entschwand sie plötzlich seinen Augen, und da er sich auf dem verrufenen Orte erblickte, kam ihm ein solcher Schrecken an, daß er nicht schnell genug forteilen konnte.

Nach Bechstein.

58.

Hans Leinweber.

Zur Zeit des 30jährigen Krieges lebte in der Ruhl ein Wundermann, namens Hans Leinweber. Dem waren Geister

zu Diensten; einen derselben hatte er in der Gestalt einer Hummel in einem Loche über dem Fenster, einen andern hielt er in dem Heft einer Feile gebannt, und der letztere handhabte dieselbe, daß es eine Lust war den Meister und seine Gesellen arbeiten zu sehen. Dieses Geistes Einfluß war so bedeutend, daß der Lehrjunge mehr förderte, als bei andern Meistern zwei der stärksten Gesellen. Hans Leinweber hatte seinen Leuten auf's strengste verboten, je eine Feile auszukeilen; trotzdem wagte einst ein naseweiser Lehrling das Verbot zu übertreten, aber da erhielt er sogleich von unsichtbaren Händen bald rechts bald links Ohrfeigen und augenblicklich war auch der Meister da, der den erzürnten Geist wieder bannte. — Während des furchtbaren dreißigjährigen Krieges konnte selbst das stille Ruhla nicht von Plagen aller Art verschont bleiben, doch hat sich in dieser Zeit Hans Leinweber durch seine Zauberkunst oft als Helfer und Erretter seines Ortes bewährt. Die Raubschaaren der Feinde erblickten große Heere sich gegenüber, hörten lauten Kanonendonner und sahen zuweilen auch hohe Felsen und tiefe Gräben, die ihren Weg zu hemmen schienen. Als eine gefährliche Pest dem Kriege auf dem Fuße folgte, will man einst die Stimme vom Himmel gehört haben:

„Grab' Bibernellen, grab' Bibernellen,
Ist gut für schöne Junggesellen!“

Das meiste hat aber auch gegen die Pest jener Hans Leinweber gethan, indem er dieselbe in die große Linde verbohrte, die schon vor einiger Zeit umgehauen worden ist.

Als am 9. October 1636 die Ruhlaer gegen kaiserliche Truppen, die größtenteils aus Croaten und Panduren bestanden und vom Fürsten von Hessen-Homburg geführt wurden, kämpften, war Hans Leinweber mitten im Gefecht. Der feindliche Oberst war kugelfest und Hans Leinweber war es auch. Der letztere fing die Kugeln der Feinde und sogar die Freikugeln des Obersten in seinem Hute auf und entkräftete die Zaubermittel des Fürsten. Dann biß er einen halben Schreckenberger mit den Zähnen zusammen, lud ihn in's Gewehr, murmelte einen Zaubersegen und schoß den Fürsten vor dem Schlagbaume an dem Tennebergischen Brauhause vom Pferde. Sehr viele Croaten kamen um und spuken noch durch die Ruhl umher; von den Rühlern sind sechsunddreißig gefallen. Hans Leinweber ist in

hohem Alter gestorben. Als bei seiner Beerdigung die Chorschüler, wie üblich, vor dem Hause ein Lied gesungen hatten, alle Leidtragenden versammelt waren und die Träger den Sarg aufhoben, sah Hans Leinweber im zweiten Stock zum Fenster hinaus, zu jedermanns Grauen und Verwunderung. Ein Hohnlächeln schien um des Todten Mund zu spielen. Trotz dieser Erscheinung ging der Zug nach dem Kirchhofe, woselbst, wie es Sitte war, der Sargdeckel noch einmal abgehoben wurde; da sah man, daß der Sarg mit Steinen angefüllt war. Nun endete natürlich sofort die ganze Leichenfeier und man senkte den Sarg nicht ein, sondern setzte ihn über das sogenannte Kuhthor bei der Kirche, wo er so lange gestanden hat, bis er stückweise zerfiel. Leinwebers Geist spukte lange und wurde zuletzt in den Keller seines Hauses verbannt und dadrin vermauert.

Nach demselben.

59.

Vörwärts-Henns.

Johannes Hornschuh, gewöhnlich „Vörwärts-Henns" genannt, stammte aus dem anmutig gelegenen Dörfchen Thal, wo sein Vater ein armer Fenstermacher gewesen ist. Schon in seiner Jugend streifte er viel durch Busch und Heide, kroch auf der Ruine Scharfenberg umher und pflegte Umgang mit den Hirten der Nachbarschaft. Nach dem Tode seiner Eltern verheiratete er sich und lebte als fleißiger, aber armer Fenstermacher in dem Orte. So oft er konnte, setzte er seine Ausflüge durch Wald und Thal fort. Einst hatte er um Johannis den Wintersteiner Hirten besucht und viele Kräuter gesammelt; über den wilden Bergforst wollte er wieder heimkehren. Da es aber inzwischen Nacht geworden war, verirrte er sich in der Nähe des Meißensteines, einer jähen Felswand, in die ein Schloß verzaubert sein soll, und war in seiner hülflosen Lage gezwungen, in der Wildniß zu übernachten. Nur schwer fand er am Fuße des Berges in einem engen Thale eine trockene Stelle und träumte dort, von Erd- und Wassergeistern umspielt, wunderbare Dinge. Auch vernahm er durch einen Traum, daß der Wintersteiner Hirt im Walde ein Zauberbuch gefunden habe, und nahm sich vor dessen

Besitz zu erwerben. Nach mehreren Tagen fand er sich wieder bei jenem Hirten ein und siehe, derselbe las wirklich in einem großen Buche mit wundersamen Zeichen, vor welchen dem Leser ganz eigentümlich zu Mute wurde. Hastig rief ihm Henns zu: „Was willst du mit dem Buche?“ und während jener das Buch zur Erde warf und eilig zu seiner Heerde lief, nahm Henns den Schatz zu sich. Nach einiger Zeit kamen Jesuitenmönche nach Thal, welche Kunde von vielen verborgenen Dingen hatten; dieselben wohnten lange auf dem Heiligenstein, einem Wirtshause in der Nähe des ehemaligen Klosters Weißenborn. Mit ihnen verkehrte Henns ziemlich viel, studirte mit ihnen alte Bücher und grub in den verfallenen Klostermauern nach Schätzen. Nach dem Abzuge der Mönche besserten sich Hennsens Verhältnisse erheblich und er fing an zu wahrsagen und wunderbare Kuren an Menschen und Vieh vorzunehmen. Neben seiner Stube hatte er ein Kämmerlein, das niemand außer ihm betreten durfte; in dieses ging er stets, wenn jemand seinen Rat in Anspruch nahm, und sobald er wieder herauskam, wußte er die rechten Mittel zu verordnen. Man sagte allgemein, daß er einen Wassergeist in dem Kämmerlein gefangen gehalten habe. Seine Thür war stets mit Menschen aus allen Ständen und Gegenden umlagert, welche bei ihm Hülfe suchten. Für dieselbe hat Henns den armen Leuten nie etwas abgenommen, ja ihnen zuweilen noch Geschenke gegeben, und selbst von Reichen keine Belohnung gefordert. Sah er voraus, daß der Kranke, welcher seinen Rat suchte, nicht genesen würde, so sagte er dies offen und ohne Umstände, damit er den Leuten die unnötigen Gänge und Kosten ersparte. Alt und lebensmüde starb er, doch sein Andenken blieb weit und breit in Ehren.

Nach L. Storch.

60.

Der Korb mit Moos.

Wie die Rühler allesammt wissen, birgt der Boden ringsum viele Schätze, so namentlich auch der Breitenberg. Einst ging ein Mann am Sonntage vor Allerheiligen nach Thal und kam bei dem Rückwege bei einer Meilerstätte vorüber, auf welcher er

einen Korb mit weißem Moos erblickte. Gedankenlos geht er vorüber und denkt erst, als er vorüber ist, daran, daß nach der Sage dort herum ein Schatz stehen soll. Da er schon zu weit entfernt ist, um wieder umzukehren, so nimmt er sich vor ein andermal darauf zu achten. Sieben Jahre vergehen, da kommt er grade an dem nämlichen Tage wieder an der Stelle vorbei, und siehe da, der Korb mit dem weißen Moos steht an der nämlichen Stelle. Aber da er wieder gedankenlos ist, geht er auf's neue vorbei. Erst als er ein Stück Weges entfernt ist, fällt ihm die Sache wieder auf und er kehrt rasch um; allein jetzt ist der Korb mit dem Moose verschwunden und nichts mehr davon zu sehen.

Nach Bechstein.

61.

Der Rabenbrunnen.

Ein Förster in der Ruhl hatte ein wunderschönes Töchterlein, in welches sich ein Jüngling sterblich verliebt hatte; seine Liebe wurde auch erwidert. Nun mußte aber der Jüngling seine Heimat auf einige Zeit verlassen und bald langte die Nachricht in der Ruhl an, daß er gestorben sei. Hierauf bewarb sich ein anderer um die Förstertochter und fand das Jawort. Plötzlich kam der frühere Geliebte zurück und wurde, als er die Verlobung erfuhr, von furchtbarer Rache erfüllt. Er begab sich zu einer alten weisen Frau um sich Rat zu erbitten, und dieselbe entwarf ihm einen Plan, den er auch genau befolgte. Er ging zu einem Schlosser, forderte ein Schloß und zahlte, nachdem er sich nach dem Preise erkundigt hatte, die geforderte Summe ungehandelt, indem er vor sich hinsagte: „In Gottes Namen.“ Als dann in der Kirche die Trauung stattfand und der Pfarrer die Verlobten zusammenfügte, schnappte er das Schloß zu und sagte: „In's Teufels Namen!“ worauf er das Schloß in einen tiefen Brunnen warf. Als dies alles geschehen war, erfaßte die jungen Eheleute eine tiefe und unerklärliche Abneigung gegen einander; sie mochten sich nicht freundlich ansehen, und wenn sie fern von einander waren, hatten sie doch Sehnsucht sich nahe zu sein. So quälten sie sich ab und waren höchst unglücklich. Der Jüng-

ling erkannte bald das Elend, das seine Rache gestiftet hatte, und weil er seine That ernstlich bereute, ging er wieder zu der weisen Frau und bat sie um Mittel, das Geschehene rückgängig zu machen. Als ihm jene riet das Schloß wieder herbeizuschaffen, bemühte er sich auch ernstlich darum, aber es gelang ihm nicht dasselbe aus dem Brunnen herauf zu bekommen, weil es von einer Wasserfrau festgehalten wird. Der Brunnen heißt seit jener Zeit der „Rabenbrunnen."

Nach demselben.

62.

Vom Alp.

Der Alp zeigt sich den Leuten bisweilen in Gestalt eines kleinen leichten Steinchens oder einer noch leichteren Feder und kommt so durch das Schlüsselloch in's Zimmer, wo es dann auf den Schlafenden fällt und immer größer und schwerer wird. Der Alp ist aber nichts anderes als eine Person, die dem Schlummernden zu Liebe oder Lust naht und ihn nächtlich quält. Wer dieselbe kennen lernen will, der muß rasch sein und das Schlüsselloch verstopfen. Ein Rühler hat einmal das Mittel probirt. Als ein Alp zu ihm gekommen war, verstopfte er eilig das Schlüsselloch; da saß dasselbe sichtbar auf seinem Bette und hatte die Gestalt einer wunderlieblichen Frau, die mit einem feinen weißen Schleier bekleidet war. Dieselbe gefiel ihm so gut, daß er sie bei sich behielt und mit ihr einige Zeit zusammenlebte. Sie war aber immer traurig, lachte nie und bat stets, daß er das Schlüsselloch öffnen möchte, was er jedoch nicht that. Einst plagte ihn die Neugier und er wollte einmal sehen, was eintreten würde, deshalb nahm er die Verstopfung hinweg. Da wurde die Frauengestalt immer kleiner und zuletzt zu einer leichten Feder, die er vergeblich zu erhaschen suchte und die durch das Schlüsselloch wieder entflog.

Nach Bechstein.

63.

Der Schatz im Kloster Weißenborn.

Einem armen Knechte, welcher auf dem Pachthofe des ehemaligen Klosters Weißenborn diente, träumte eines Nachts,

unter der Wohnung des Pachters, da, wo aus einem Klostergemach ein Stall gemacht worden war, liege ein großer Schatz. Anfänglich achtete er auf die Sache nicht weiter; als ihm aber zum zweiten Male dasselbe träumte, wurde er nachdenklich und meinte, daß wiederholte Träume nicht ganz bedeutungslos sein könnten. Daher sprang er, als der Traum sich zum dritten Male wiederholte, hastig aus dem Bette und lief nach dem Stall. Da fand er denn, daß der Schatz, ein mit Geldstücken gefüllter Topf, wirklich heraufgerückt war, und hatte soeben die Absicht zuzugreifen, als er aufblickte und über sich einen großen Mühlstein erblickte, welcher an einem dünnen Faden hing und sich mit großer Schnelligkeit drehte. Daneben stand ein großer Mann, dessen Kopf bis an die Decke reichte, hielt eine große Scheere in der Hand und war soeben im Begriffe den Faden zu durchschneiden. Von furchtbarem Schrecken ergriffen, sprang der Knecht aus dem Stalle auf den Hof; sofort aber schämte er sich seiner Furchtsamkeit und kehrte zurück, da war alles verschwunden, Mann, Mühlstein und Schatz, und mit Aerger erkannte er, daß er sein Glück verscherzt habe.

Nach L. Storch.

64.

Die Prinzessin in Wittgenstein.

Etwa in der Mitte des Weges von Thal nach Farnrode ragt zur Rechten dicht über dem Thalbache aus Erlengebüsch ein hoher, vielzackiger, gespaltener Schieferfelsen empor; das ist der Wittgenstein. Von demselben erzählt die Sage mancherlei, unter anderm folgendes: Vor langer Zeit stand ein Schloß auf dem Wittgenstein und darin wohnte ein Ritter mit seiner einzigen Tochter. Die letztere liebte einen Ritter und wünschte ihn zu heiraten, aber der Vater mochte dies nicht zulassen, sondern wollte seine Tochter aus Ehrgeiz einem Prinzen vermählen. Darüber entstand großes Herzeleid im Hause und Vater und Tochter gerieten häufig in Streit. Zuletzt beredete sie den Ritter sie bei Nacht zu entführen, der Plan wurde aber dem Vater verraten und derselbe lauerte dem Ritter auf und erschlug ihn in der Nacht, in welcher er zum Schlosse heranritt und das

Fräulein holen wollte. Die Leiche des geliebten Ritters ließ der grausame Vater zu seiner Tochter bringen, welche vor Schreck sogleich starb. Hinfort ließ sich der erschlagene Ritter jede Nacht auf einem kohlschwarzen Rosse sehen, auf dem er zur Mitternachtsstunde an den Wittgenstein heranritt, um das Fräulein zu holen. Diese aber ging im Schlosse um und durchwanderte alle Räume und Gemächer desselben. Da ließ der alte Ritter Teufelsbanner kommen und den Geist des jungen Ritters auf den Ritterberg bannen, welcher nicht weit vom Wittgenstein entfernt liegt. Dort haben ihn schon viele Leute auf seinem pechschwarzen Rappen reiten gesehen; aber auch das Fräulein spukt noch in dem Wittgenstein umher und die Leute der Umgegend nennen es die Prinzessin. Die Liebenden können nun nicht mehr zu einander, so sehr sie es auch möchten.

Bei dem Wittgenstein führt ein steinernes Brückchen über den Bach; dort haben gute und arme Leute oft in stockfinstern Nächten ein Licht gesehen, welches mit hellem Scheine ihnen über die Brücke leuchtete; das soll die Prinzessin anzünden. Dieselbe läßt sich alle sieben Jahre sehen und erzeigt den Leuten, die sie erblicken und sich nicht vor ihr fürchten, allerlei Gutes. Einst graste des Rasenmüllers Magd unten am Stein; da erhebt sie ihre Augen und sieht plötzlich in der Kluft am oberen Ende des Felsens eine ganz seltsam gekleidete Jungfer sitzen, welche ein bleiches Antlitz hat und ihr gar freundlich zuwinkt. Aber die Magd lief furchtsam davon und ließ sogar ihren Grasekorb im Stiche. Als sie hernach in Begleitung eines Mahlknechtes wieder kam, fand sie den Korb in Stücke gerissen.

Nach L. Storch.

65.

Der Farnröder Tagelöhner.

Ein Tagelöhner aus dem Dorfe Farnrode kehrte in stockfinsterer Nacht heim. Da er nur sehr geringen Verdienst nach anstrengender Arbeit mit sich führte, so war er sehr unzufrieden. Plötzlich bemerkte er das helle Licht der Prinzessin am Stege; stieß an dasselbe mit dem Fuße, daß es ins Wasser fiel und verlosch und rief: „Licht, giebst du mir; Geld, das ich brauche,

gibst du anderen! Kann auch ohne dich den Weg finden!" Kaum waren solche Worte über seine Lippen gegangen, so lag er schon im Wasser und dies begegnete ihm in jener Nacht noch mehrmals, so daß er erst am Morgen ganz durchnäßt nach Hause kam. — Aehnlich übel ist es solchen frechen Leuten ergangen, welche die Prinzessin gerufen oder dieselbe mit höhnenden Worten geneckt haben; denen sind Steine um die Ohren geflogen und sie haben von unsichtbaren Händen Maulschellen erhalten.

Nach demselben.

66.

Nachtmusik für die Prinzessin.

Musikanten aus dem Dorfe Thal hatten in Farnrode zum Hochzeitstanze geblasen und kehrten vergnügt über ihren guten Verdienst um Mitternacht heim. Als sie nahe bei dem Wittgenstein vorüberkamen, lenkte sich das Gespräch auf die verzauberte Prinzessin und einer der Lustigsten rief: „Wollen wir nicht der Prinzessin im Wittgenstein eine Nachtmusik bringen?" Alle stimmten fröhlich zu und sie gingen über die Wiese dem Felsen näher; dann, als sie vor demselben standen, bestimmte der Meister das Stück und bald klangen feierlich und schön die Töne der Musik durch die Nacht, brachen sich an dem Felsen und verklangen langsam in den Windungen des Thales. Nachdem das Stück zu Ende war, stand plötzlich ein kleines, graues Männlein bei ihnen, das fragte sie, wem die schöne Musik gegolten habe. „Ei, der Prinzessin im Wittgenstein!" versetzte der Bursche, der den Gedanken angeregt hatte. „Nun, dann spielt nur lustig weiter!" sagte das Männlein und verschwand. Sie spielten wirklich noch einige schöne Stücke, packten dann ihre Instrumente zusammen und gingen fort. Da begegnete ihnen dasselbe Männlein und brachte jedem einen Eichenzweig. Die Musikanten ärgerten sich darüber und alle bis auf jenen lustigen Bruder warfen ihn fort; dieser aber befestigte ihn am Hut. Am andern Morgen fragte diesen seine Frau, was er denn für einen gelben Flitter aus Farnrode mitgebracht habe. Siehe, da war der grüne Zweig in gediegenes Gold verwandelt. Die andern Musikanten

hatten kaum davon gehört, als sie zurückliefen und nach ihren Zweigen suchten; allein sie fanden kein Blatt davon*).

Nach demselben.

67.

Farnröder Neujahrssänger.

Der Schulmeister in Farnrode pflegte früher nicht bloß in seinem Dorfe, sondern auch in Seebach mit seinem Chore das neue Jahr anzusingen. Als die Schaar nun einstmals von Seebach fröhlich zurückkehrte und an dem Wittgenstein vorüberkam, hatte einer den Einfall, auch der Prinzessin ein Neujahrslied zu singen. Sie blieben also wirklich stehen und stimmten einen feierlichen Choral an. Nach Beendigung desselben schickten sie sich an weiter zu gehen; da erblickten sie ganz nahe mitten im Schnee einen Haufen Knochen und wunderten sich mit Recht darüber, zumal dieselben trotz des bisherigen Schneegestöbers ganz unbedeckt da lagen. Indes was waren solche Knochen wert und wer sollte dieselben mitnehmen? Nur einer dachte bei sich, daß er sich auf der Ruhl ein Paar Messerschalen schneiden lassen könnte, wenn er einen der Knochen mitnähme und das that er auch. Bald hatte er die Sache wieder vergessen und erst am nächsten Morgen fiel ihm, als er den Rock anziehen wollte, auf, daß in der einen Tasche desselben ein schwerer Gegenstand steckte. Er griff in dieselbe und entdeckte zu seiner freudigen Ueberraschung zwei schwere Goldstangen. Natürlich kehrten die übrigen Sänger nun sofort zum Wittgenstein zurück, fanden jedoch nichts als Schnee und keine Spur mehr von den Knochen. Jener Glückliche wurde durch das Gold reich und erfreute sich auch sonst eines besonderen Segens.

Nach Bechstein.

68.

Die Kuh aus dem Wittgenstein.

In der Nähe des Wittgensteins weidete vor Jahren der Farnröder Hirte und erblickte mehrere Morgen hinter einander

*) Vgl. die verwandte Kyffhäusersage, Heft I., Nr. 8.

eine überaus schöne Kuh, die sich seiner Herde anschloß, ohne daß er wußte, woher sie käme und wem sie gehörte; ebenso war die Kuh Abends wieder von der Herde weg, ohne daß er gemerkt hatte, wo sie blieb. Als nun der Spätherbst herankam, gab er mit seinem Hütejungen recht genau Acht und erblickte eines Morgens die Kuh, wie sie aus den Erlenbüschen unter dem Wittgenstein herauskam; dorthin kehrte sie auch Abends wieder zurück. Am nächsten Abende wollte der Hirt noch genauer erforschen, was das für eine Bewandniß habe, und lief der Kuh nach, als sie die Trift verließ. Die Kuh ging in eine Kluft des Berges hinein und verschwand. Der Hirt folgte ihr nach und kam in einen hellen Gang und zuletzt an eine Thür, an welche er klopfte. Da trat eine Jungfer heraus und fragte ihn: „Was willst du?“ Der Hirt antwortete unerschrocken: „Das Hutgeld für die Kuh, die ihr mir alle Tage hinaus auf die Trift schickt!“ Das Fräulein reichte ihm einen alten Thaler und sprach: „Ich würde dir mehr gegeben haben, wenn du nicht gefordert hättest!“ Und damit ließ sie den Hirten stehen und verschwand. Dieser entfernte sich eilig; seit dieser Zeit aber sah er weder die Kuh auf der Weide noch erblickte er jemals wieder die Kluft, zu der er hineingegangen war.

Nach L. Storch.

69.

Der Bergmann am Marktberge.*)

Als ein Bergmann einst am „güldenen Sonntage“ am Marktberge spazieren geht, gewahrt er eine wunderschöne Blume, die er noch nie gesehen hat. Er geht hin, pflückt dieselbe und steckt sie an seine Bergmannsmütze. Da kommt ihm plötzlich die Gegend wie verwandelt vor; ein herrliches Schloß mit weit geöffneten Thüren steht vor ihm, er schaut hinein und erblickt darin allerhand, was seine Neugier reizt. So tritt er denn ein, geht verschiedene hell erleuchtete Gänge durch und kommt zuletzt in einen reich geschmückten Saal, in dessen Mitte hinter einem kostbaren

*) Vergl. die Sagen des I. Heftes Nr. 4 und 47, sowie unten Nr. 96.

Tische ein altes, graues, sonderbar gekleidetes Männlein sitzt, welches aus einem Kasten Goldstücke auf den Tisch zählt. Das Männlein weist auf das Gold hin und spricht freundlich: „Nimm dir, soviel du willst, vergiß aber den Schlüssel nicht!" Der Bergmann füllt sich erst die Taschen, dann nimmt er die Mütze ab und füllt dieselbe gleichfalls bis zum Rande. Dabei ist ihm aber die Blume von der Mütze abgefallen, allein er beachtet dies nicht, läßt sie am Boden liegen und schickt sich an fortzugehen. Da ruft ihm das graue Männchen zum zweiten Male zu: „Vergiß den Schlüssel nicht!" Allein diese Ermahnung ist ihm völlig unverständlich, und des erlangten Schatzes froh, eilt er aus dem Schlosse fort. Das Männlein macht, als es dies sieht, allerhand seltsame Grimassen und trippelt dem Bergmaune nach; zuletzt ruft es zum dritten Male mit großem Nachdrucke: „Vergiß den Schlüssel nicht!" Allein der Bergmann bleibt taub für alle Ermahnungen und verläßt das Schloß. Kaum hat er seinen Fuß aus demselben hinausgesetzt, so ist es wieder verschwunden und er befindet sich an der Stelle, wo er die Wunderblume gepflückt hat. Noch hört er eine Stimme rufen: „Hättest du die Blume nicht vergessen, welche der Schlüssel war, so hättest du jederzeit wieder kommen und neue Schätze holen können". Darüber grämte der Bergmann sich aber nicht besonders, denn er hatte sich soviel Gold aus dem Schlosse mitgenommen, daß er sorgenfrei leben konnte.

Nach demselben.

70.

Wo der Hund begraben liegt.

Fragt man die Thüringer, wo der Hund begraben liegt, so antwortet jedermann: „In Winterstein". Das kommt von folgender Geschichte her: Ein Herr von Wangenheim, dessen Besitzungen in Winterstein lagen, war Jägermeister des Herzogs von Gotha. Derselbe hatte einen sehr klugen und treuen Hund, welcher Stutzel hieß. Als nun der Herr todt war, hielt die gnädige Frau den Hund so gut wie früher und benutzte ihn, da er so klug war, oft zu Botschaften. So ging er mit Briefen, die an seinem Halsbande befestigt waren, ganz allein nach

Gotha zu der Herrschaft auf dem Friedenstein und machte mit Briefen denselben Weg wieder zurück. Endlich starb der kluge Hund ziemlich alt; da war die Frau Jägermeisterin über seinen Tod gar sehr betrübt, weinte, legte Trauerkleider an und verlangte auch von ihrer Dienerschaft, daß sie den schweren Verlust des Hauses beklagen und beweinen sollte. Die meisten Dienstleute stellten sich so, als wenn sie die Bekümmerniß der Herrin teilten, und bekamen dafür schöne Trauerkleider geschenkt; nur einer alten Köchin wollten die Tränen nicht fließen und sie wurde deshalb heftig gescholten. Da nahm sie eine Zwiebel, hielt dieselbe vor die Augen und trat weinend vor die Frau Jägermeisterin; diese gab ihr nun auch sofort ein schönes Trauerkleid. Die Frau Jägermeisterin hatte dem treuen Hunde auch ein Särglein machen lassen und wollte ihn durchaus unter die Christenmenschen auf dem Gottesacker begraben lassen. Das wollte der Pfarrer lange nicht zugeben; erst als die fromme Frau der Kirche 100 Thaler und dem Pfarrer 50 Thaler stiftete, erklärte er, daß es Gott nun gestatten würde, und ließ die feierliche Beisetzung geschehen, mitten unter den frommen Christen. — Bald ward die Geschichte im Lande bekannt und weit und breit spotteten die Nachbarn über die Wintersteiner, auf deren Kirchhofe der Hund begraben liege. Auch das herzogliche Consistorium in Gotha erhielt endlich Mitteilung darüber und erteilte deshalb dem Pfarrer einen Verweis; absetzen freilich ließ es denselben nicht. Das Traurigste aber war, daß der arme Hund wieder aus seiner friedlichen Ruhe unter den frommen Christen entfernt werden mußte; in der alten Schloßruine ist er darauf beigesetzt worden. Auf dem Grabsteine, den er dort erhielt, wurde sein getreues Bild angebracht und die Inschrift darunter gesetzt: „1650 ward der Hund begraben,

Daß ihn nicht sollen fressen die Raben;
Stutzel war sein Name genannt,
Bei Fürsten und Herren wohlbekannt
Wegen seiner Treu und Munterkeit,
So er seinen Herren und Frauen geweiht.
Schickt' man ihn hin nach Friedenstein,
So lief er hurtig ganz allein;
Gut hat er sein Sach' eingericht,
Drum hat er diesen Stein gekriegt."

Seitdem aber weiß ein jeder in Thüringen, daß „in Winterstein der Hund begraben liegt". Nach Bechstein.

71.

Die weiße Jungfer auf dem Burgberge.

In der Brunosburg bei Broterode wohnte eine stolze Gräfin, der das Gesinde nicht leicht ihre Wünsche befriedigen konnte. Dieselbe hielt eine besondere Dienerin, welche nichts weiter zu thun hatte, als das Haar der Gräfin zu kämmen, und mit der wunderbaren Gabe versehen war, daß jeder Wunsch in Erfüllung ging, den sie that. Als diese Dienerin einst die Gräfin kämmte und dabei unabsichtlich einigemal etwas zauste und rupfte, wurde dieselbe gar zornig und unwillig und ließ das Mädchen mit bösen Worten an. Das nahm sich dieses dermaßen zu Herzen, daß es, gleichfalls zornig, ausrief: „Ich wollte, daß gleich das ganze Schloß sammt euch und mir zwanzig Klaftern tief in den Erdboden hineinsänke!" Da entstand alsbald ein mächtiges Getöse und die Burg versank mit allem, was darinnen war, in die dunkle Bergestiefe. Nun hatte die Jungfer noch einen einzigen Wunsch zu thun und den that sie, indem sie sprach: „Ich wollte, daß ich von Zeit zu Zeit wieder hinauf an's Licht könnte, um zu sehen, wie es da droben aussieht und hergeht." Dieses letzten Wunsches Erfüllung ward ihr auch zu Teil, denn alle sieben Jahre darf sie sich auf der Oberwelt blicken lassen und zusehen, wie es daselbst hergeht. Nach einigen Leuten darf alsdann die Gräfin mit hinauf und wandelt mit ihrer Jungfer um die Höhe des Berges umher.

Nach demselben.

72.

Die Flitterbraut.

In dem Gemeindewirtshause von Broterode zeigte sich oft ein Geist in Gestalt einer Flitterbraut (d. i. einer Braut in dem eigentümlichen Brautanzuge der dortigen Gegend), während eine Brautjungfer („Züchterin" genannt) sich in der Küche sehen ließ. Ein Mann sah die letztere einst hastig nach etwas greifen, ohne daß sie sich an seine Scheltworte kehrte; als er näher zuschaute, bemerkte er, daß dieser Gegenstand aus einigen Fädchen bestand,

die aus einem Balken heraushingen. Er zupfte nun selbst darnach und zog dabei aus dem morschen Balken ein uraltes Leinwandbeutelchen mit einigen verschimmelten Groschen. Von jetzt an war die Brautjungfer nicht mehr zu sehen, dagegen, wie bisher, die Flitterbraut zu allen Tageszeiten; dieselbe ging an den Wirtsleuten vorüber und that ihnen keinen Schaden weiter, als daß sie zuweilen ihnen das Licht ausblies. Die Leute hatten sich allmählich an diesen Hausgeist gewöhnt und wagten ihn nicht anzureden, da er, wie sie meinten, ebenso gut Schaden als Gutes bringen könnte. Durch allerlei Umstände kamen die Wirtsleute zurück und starben, so daß der Gasthof anderweitig verpachtet wurde. Der neue Wirt war ein freundlicher und thätiger Mann, auch hatte er eine junge, blühende Tochter und eine rührige Frau, so daß sich die Wirtschaft bald wieder hob. Eines Abends mußte die Wirtstochter noch spät in den Keller, um für einen Gast kühlen Trunk heraufzuholen. Da erschien ihr die Flitterbraut und trat freundlich zu ihr heran. Sie aber meinte, daß es eine ihrer Freundinnen wäre, welche an diesem Tage Hochzeit gemacht hatte, und fragte: „Was machst du?" Da antwortete die Erscheinung: „Wisse, ich bin ein seit vielen hundert Jahren an diesen Ort gebannter Geist und bewache einen großen Schatz, welchen du heben und geschwind von seiner Stelle rücken mußt, denn wenn die Mitternachtsstunde schlägt und es nicht gethan ist, so bleibe ich für immer unerlöst. Eile also, der Schatz ruht an jener Stelle!" Sehr erschrocken eilte die Jungfrau zu ihren Eltern und teilte diesen das Geschehene mit. Alsbald ging der Vater mit Schaufel und Hacke in den Keller und hob im Beisein seiner Tochter an derjenigen Stelle, welche der Geist bezeichnet hatte, einen mit Goldstücken gefüllten Kessel. Der Wirt war nun ein reicher Mann und der Geist erlöst; die Nachkommen des Mannes leben noch im Orte als wohlhabende Besitzer. Die Tochter des Wirtes fing jedoch von jener Zeit an zu kränkeln, zitterte stets am Leibe und starb bald darauf. Im Volke geht die Rede, daß von denjenigen, die bei Hebung eines Schatzes zugegen sind, einer oder zwei bald sterben müssen.

Nach Bechstein.

73.

Hausgeister in Broterode.

Auf einer Waldwiese zwischen Broterode und der Ruhl stand vor Alters eine Schleifmühle, deren Besitzer in guten Verhältnissen war, denn ein guter Hausgeist förderte ihm in der Mühle die Arbeit in aller Weise. Sobald die Messerklingen in die Mühle gethan wurden, brauchte sich Niemand weiter darum zu bekümmern und nach kurzer Zeit fand der Schleifmüller dieselben fertig geschliffen. Der fleißige und hilfreiche Hausgeist war ein kleines Männlein, welches eine Mütze von sonderbarer Gestalt trug und zuweilen einen ganz eigentümlichen Ton von sich gab. Niemand störte den Geist und man ließ ihn thun, was er wollte. Also blieben Müller und Hausgeist lange im besten Einverständnisse. Da hatte der erstere einst den thörichten Gedanken, jenen seltsamen Ton des Hausgeistes nachzuäffen, als derselbe ihn von sich gab. Sofort verschwand der Hausgeist, und da die Klingen nun nicht mehr geschliffen wurden, wie früher, kam das Geschäft in Verfall und der Schleifmüller starb in großer Armut.

Eine andere Bergmühle stand bei Broterode an der Stelle, welche noch jetzt die „Schleifkothen“ heißt. Darin wohnten zwei Brüder, denen bei ihrer Arbeit gleichfalls zwei gute Hausgeister dienten, so daß sie täglich wohlhabender wurden. Da nun die kleinen Gesellen, so oft man ihrer ansichtig wurde, stets in sehr schlechter Kleidung erschienen, wollten sich die Brüder dadurch dankbar zeigen, daß sie denselben einen Anzug, Jäckchen, Höschen und Hütchen, anfertigen ließen und eines Morgens neben die Klingen legten, welche geschliffen und geschärft werden sollten. Als die Geister die neue Kleidung sahen, sprachen sie wehmütig zu einander:

„Da liegt nun unser Lohn;
jetzt müssen wir auf und davon“ —

nahmen die Kleider und verließen die Mühle.

Nach Bechstein.

74.

Die Funn von Karles quintes.

In der Jacobiwoche wird zu Broterode das Kirchweihfest gefeiert, wobei unter dem Geläute aller Glocken am Kirchturme eine Fahne ausgesteckt wird. Dieselbe wird vom Volke als Zeichen der Kirchweihfreiheit betrachtet und bleibt so lange ausgehängt, bis das Fest vorüber ist; dasselbe beginnt und schließt an einem Montage und dauert 8 Tage. In dieser Zeit hat jeder Einwohner das Recht Bier zu schenken und in dem Dorfwasser bis an die Brücke, welche unterhalb des Zainhammers über das Wasser führt, frei zu fischen. — Ueber die Entstehung dieses sogenannten Fahnenrechtes wird folgendes erzählt: Karl V, welcher in Broterode Karles quintes heißt, kam einst mit seiner Gemahlin durch Broterode; dieselbe hielt dort ihre Niederkunft und wurde von den Einwohnern so wohl bewirtet und bedient, daß der Kaiser aus Dankbarkeit der Gemeinde eine ansehnliche Waldung, das Blutgericht und mehre andere Freiheiten, darunter das Fahnenrecht, schenkte. In der Fahne, die seitdem die „Funn von Karles qnintes" heißt, stehen unter einer Krone Bergmanns-Schlägel und Eisen, die der Ort auch in seinem Gemeindesiegel führt.

Nach demselben.

75.

Der versunkene Schatz.

Die Magd eines reichen Kaufmannes in Broterode kommt eines Tages vom Felde, wohin sie den Tagelöhnern das Essen gebracht hat, und sieht im Hofe ein Kesselchen mit blanken Goldstücken stehen. Sie glaubt, ihr Brotherr wolle ihre Treue prüfen, geht daher zu ihm und spricht: „Daß ihr ein reicher Mann seid, weiß jeder wohl, aber deßhalb habt ihr es doch nicht nötig, das Geld hinaus in den Hof zu stellen, um arme Dienstboten in Versuchung zu führen. Ich rühre davon nichts an und, sollte euch etwas davon fehlen, so werde ich euch nimmer zugeben, daß ich unehrlich gewesen bin! Jedenfalls thut ihr besser, wenn

ihr euer Geld wegthut, wie sich's gehört." — Der Kaufmann weiß gar nicht, was das Mädchen meint, fragt sie dieserhalb aus und geht dann mit ihr auf den Hof, damit sie ihm das Geld zeige. Richtig, da steht noch das Gefäß, ist mit Goldstücken angefüllt und eine Haue liegt oben drauf. In demselben Augenblicke schlägt die Dorfuhr zwölf — und sofort versinkt das Kesselchen; der Kaufmann, welcher nach ihm greift, hält nur die Haue in seiner Hand, welche seitdem bei der Familie des Mannes geblieben ist.

Nach demselben.

76.

Der Fund des Hirten.

Zwischen Broterode und Steinbach, welches meist Hexensteinbach genannt wird, steht auf dem sogenannten Krätzerrasen eine schöne Buche, die weithin Schatten bietet und deren Boden hart getanzt ist; sie heißt die Tanzbuche, und das hat folgende Bewandniß: Wenn die erste Mainacht erscheint, dann kommen die sämmtlichen Hexen der Umgegend daselbst zusammen, um sich recht satt zu tanzen. Wer dann an die Stelle kommt und etwas findet, der mag es ja liegen lassen, denn es bringt ihm keinen Segen und sein Finderlohn ist nicht der beste. — Am ersten Mai trieb einst ein alter Hirte sein Vieh an der Buche vorüber, da findet er unter derselben eine herrliche Perlenschnur von Bernstein und steckt sie sich ein. Abends, als er seine Heerde wieder eintreibt, begegnet ihm ein Bekannter, Christpabst genannt; dem zeigt er den Fund. Christpabst schüttelt aber bedenklich den Kopf und spricht: „Du hättest besser gethan, wenn du das Ding liegen gelassen, wo es lag." Bedenklich geht der alte Schäfer heim; da tritt er fehl, kommt auf die nahen Kellerstufen, fällt die Treppe hinunter und bricht den Hals. Das war sein Finderlohn von den Hexen.

Nach demselben.

77.

Die Wassermenschen.

In Broterode und anderen Orten des Thüringerwaldes begegnet man oft sehr verkümmerten Menschen, die man Wasser-

menschen nennt; namentlich um Schmalkalden herum sind dergleichen häufig. Ueber dieselben erzählt man sich folgendes: In der Tiefe der Erde gibt es ein sehr häßliches, wenn auch menschenähnliches Geschlecht, das zuweilen auf die Oberfläche kommt; ein tiefer Teich bildet für dasselbe den Ein- und Ausgang, weshalb es den Namen der Wassermenschen führt. Namentlich kommen dieselben auf die Erdoberfläche, um den Müttern, die allzufest schlafen, die schönsten Säuglinge fortzunehmen und ihre eigenen an deren Stelle zu legen. Dabei umgeben sie die Mütter mit einem Zauber, so daß dieselben erst spät die Verwechselung merken. Solche Mütter sind gezwungen, das fremde Kind ebenso sorgfältig zu pflegen, wie ihr eigenes, wenn sie dasselbe wieder haben wollen. Denn wenn die Wassermenschen sehen, daß ihre eigenen Nachkommen auf der Oberfläche gut gedeihen und schöner werden, so entschließen sie sich zuweilen aus Liebe zu ihrem Geschlechte zu einem abermaligen Umtausche. Das wirksamste Mittel, um die Wassermenschen abzuhalten und die neugebornen Kinder zu sichern, ist das, die Thüren der Wochenstuben mit einem Schürzenband zuzubinden und die neugebornen Kinder nicht unbewacht zu lassen.

Nach Witzschel.

78.

Die verwünschten Burgen.

Im Grunde der Selige bei Schmalkalden liegen zwei hohe Felsen, der Haderholzstein und Falkenerstein, (Falkenstein) einander gegenüber. Auf beiden Felsen sollen Burgen gestanden haben, deren Besitzer sich auf das bitterste haßten. Allein die Kinder der Burgherren hegten nicht ihrer Väter Gesinnung, sondern der Junker vom Haderholzstein liebte die Tochter des Ritters von der Falkenburg (Falkenerstein). Nur heimlich durften sie mit einander zusammenkommen und ein unten im Thalgrunde verborgenes Hüttchen vereinigte sie zu seligen Stunden der Liebe. Als der Herr von der Falkenburg des Verhältnisses inne wurde, stieß er seine Tochter zornig mitten in der Nacht aus der Burg. Mühsam schleppte sich dieselbe bis zu jener Hütte wo sie sterbend ein Knäblein gebar. Am Morgen fand der Junker die

beiden Leichen und nahm sich das Leben, um an ihrer Seite zu verbluten. Der Streit der Väter war damit noch nicht erschöpft, vielmehr kam es zum offenen Kampfe, in welchem der Ritter der Falkenburg erschlagen wurde; auch der Burgherr des Haderholzsteines lebte nicht mehr lange und starb aus Gram über den Tod seines Sohnes. Die Geister der Liebenden aber haben die Burgen ihrer Väter verflucht und dieselben wurden in Felsen verwandelt. Noch jetzt soll man dort alljährlich Lichter und weiße Gestalten wandeln sehen; dieselben suchen sich tanzend zu umringen, erreichen sich aber nimmer. Sobald die Mitternachtsstunde schlägt, erlöschen die Lichter, die Gestalten eilen hinab und verschwinden unter dem Felsen, da, wo die Hütte gestanden hat.

Nach Witzschel.

79.

Der Most-Märten in Schmalkalden.

Von einem Bilde, das sich auf dem Rathause zu Schmalkalden befindet und gewöhnlich Most-Märten genannt wird, erzählt man folgende Geschichte:

Ein Reisender verirrte sich bei stürmischem Wetter in den Bergen; da hörte er auf einem hohen Berge plötzlich die größte Glocke der Stadtkirche in Schmalkalden, die große Oster genannt, läuten, ging ihrem Klange nach und gelangte so glücklich und wohlbehalten nach Schmalkalden. Hoch erfreut über seine Rettung, machte er eine Stiftung, aus welcher jährlich auf Martini alle Beamten, vom höchsten bis zum geringsten, sowie die Kinder der beiden Knabenschulen Most erhalten. Während der Austeilung wird mit der großen Oster geläutet und die Läuter bekommen gleichfalls Most.

Nach demselben.

80.

Der Luthersbrunnen.

Als der Reformator Dr. Martin Luther sich auf dem Fürstentage zu Schmalkalden befand (1537), erkrankte er gar

schwer und verlangte ernstlich nach seiner Heimat zurückzukehren. Darauf ließ ihn der Kurfürst von Sachsen, sein Landesvater und Beschützer, in seinem eigenen Wagen unter sicherem Geleite von dannen fahren. Nun empfand Luther unterwegs bei dem Rosengarten gar großen Durst und stieg aus, um denselben an einer frischen Bergquelle, die nahe der Fahrstraße entspringt, zu stillen. Der frische Trunk wirkte auf den Gottesmann so heilsam und stärkend, daß er sich sehr erleichtert fühlte und in frohem Vertrauen in Tambach einfuhr. Der Brunnen ist darauf mit Steinen eingefaßt und zum Andenken bis auf diesen Tag Luthersbrunnen genannt worden. In Tambach, wo der Reformator wohler als zuvor anlangte, schrieb er in der Stube, welche sein Obdach bildete, mit Kohle in lateinischer Sprache an die Wand: Tambach ist mein Phanuel*), hier offenbarte sich mir der Herr!" — Lange haben diese Worte in jenem Hause gestanden, bis im Jahre 1684 ganz Tambach in Flammen aufging.

Nach Bechstein.

81.

Der Falkenstein.

Auf dem Wege von Oberhof nach Tambach erblickt man in dem schönen Dietharzer Grund einen mächtigen Felsen, den Falkenstein. Auf diesem Felsen stand, wie die Sage erzählt, eine Ritterburg gleichen Namens; darin wohnte ein Raubritter, der die Bewohner der Umgegend in aller Weise plagte und quälte. Wenn Reisende durch den Thalgrund zogen, überfiel sie der Ritter, plünderte sie aus und führte sie gefangen mit sich auf die Burg. Wer nicht reiches Lösegeld zahlte, der wurde vor der Burg ermordet, so daß sein Blut den Felsen hinabfloß. — Endlich thaten sich die Bürger und Bauern der ganzen Gegend zusammen, erstiegen die Burg und stürzten den bösen Ritter die Felsen hinunter, so daß er an den Klippen und Abhängen zerschmetterte; die Burg aber ist zerstört und ihre letzten

---

*) Pniel, Angesicht Gottes, vgl. 1. Mos. 32, 30.

Reste sind verschwunden. Trotzdem zeigt sich am Berge und zwischen den Felsenspalten umher noch immer das Blut der ermordeten Wanderer, denn der Boden und der steile Felsen ist von zahllosen Blutnelken gerötet, welche aus dem Blute der dort ermordeten Reisenden entsprossen sind.

Alte Volkssage.

82.

Wunderbare Rettung.

Eine arme Frau hatte einst den Falkenstein bestiegen, um Waldgras und mancherlei Kräuter zu sammeln, die nur an solchen einsamen Orten wachsen. Sie hatte ihr kleines Kind mitgenommen und setzte dieses, um ungehindert arbeiten zu können, an einen sicheren Ort, wo es mit Steinen spielen und ruhig bleiben sollte. Nachdem das Kindlein einige Zeit so gespielt hatte, wurde es ihm langweilig; es rutschte weiter und weiter und befand sich plötzlich an dem jähen Felsenabhang. Der Mutter war es mit einem Male, als hörte sie einen Schrei; Schrecken ergiff sie und, Korb und Sichel fortwerfend, eilte sie zu der Stelle, an welcher sie das Kind zurückgelassen hatte. Dasselbe war den steilen Felsen hinabgestürzt. Auf einem großen Umwege eilte nun die arme Frau, so rasch sie konnte, in das Thal hinab, um ihr Kind zu suchen, welches sie zerschmettert am Boden zu finden glaubte. Wie sie aber hinunter kommt, sitzt das Kindlein am Fuße des turmhohen Felsens ganz munter und gesund und spielt mit drei roten Nelken, wie sie am Falkensteine blühen; die Engel hatten es auf ihren Flügeln getragen.

Nach Bechstein.

83.

Georgenthaler Klostersage.

In Georgenthal liegt bei dem Fruchthause unter der großen steinernen Rose ein großer Schatz. Nun wohnte vor nicht langer Zeit in Georgenthal ein Schneider namens Wilhelm oder in der Volkssprache Welm. Dessen Frau träumt drei Nächte

hinter einander, eine weiße Frau erscheine ihr und fordere sie auf, an das Fruchthaus zu gehen und den Schatz zu heben. Weil nun der Traum dreimal gekommen ist, geht sie endlich mit ihrem Manne hin, freilich nicht ohne große Angst. Sie finden die Stelle, graben beide fleißig drauf los — und endlich rasselt's und klingelt's von unten herauf und der Topf ist da. In demselben Augenblicke aber springt ein kohlschwarzer Kater über den Topf. Erschrocken schreit die Frau: „Ach Welm, ach Welm!" und alsbald ist der Topf mit dem Schatze wieder verschwunden.

Nach Witzschel.

84.

Das Mönchsgrab.

Nahe bei Friedrichrode liegt der Körnberg und auf dem Gipfel desselben ein Erdhügel mit einem alten Steine. Die Sage erzählt von dem letzteren Folgendes: In Reinhardsbrunn lebte ein junger Mönch, welcher, als er in das Kloster trat, die Weltlust nicht abgelegt hatte. Daher kam es, daß sein Herz von heißer Liebe zu einer schönen Wälderin erfüllt wurde und er dieselbe in den Bergen aufsuchte. Da oben auf dem Körnberge fand er sie und gewann ihre Zuneigung. Allein die Strafe für den Bruch seines Mönchsgelübdes war ein plötzlicher Tod an jener Stelle, wo er auch begraben wurde.

Zweifelhaft ist, ob seine Klosterbrüder ihn getödtet haben, oder ob der Tod durch göttliche Schickung eintrat.

Nach Witzschel.

85.

Der Bäcker Wolfhart in Reinhardsbrunn.

Im Jahre 1279 lebte im Kloster Reinhardsbrunn ein frommer Mann namens Wolfhart, welcher das Backhaus der Mönche zu besorgen hatte. Damals war das Korn sehr teuer und viele arme Leute kamen und bettelten; denen gab er Almosen, so viel er konnte. Als der Abt dies vernahm, befürchtete

er, daß der Convent an Brot und Speise Not leiden könnte, und erließ an Wolfhart das Gebot, nur dasjenige Brot als Almosen fortzugeben, welches bei der Tafel übrig bliebe. Das that aber der treffliche Bäckermeister nicht, sondern gab den armen Leuten, welche klagend und bittend zu ihm kamen, heimlich weit mehr. Als der Abt dies erfuhr, lauerte er auf den Bäcker, um ihn auf der That zu ertappen. Einst kam derselbe den Hof daher und hatte unter seinem Kleide viele Stücke geschnittenen Brotes, die er den armen Leuten bringen wollte, welche vor dem Thore sehnsüchtig warteten; da trat ihm der Abt entgegen und fragte: „Backmeister was tragt ihr da?“ — „Herr, ich trage Späne in das Thorhaus!“ antwortete jener, und als der Abt sein Kleid auseinander that, wurden wirklich nur Späne sichtbar. So ging der fromme Bäckermeister und speiste die Armen mit dem Brote. Später bemerkte der Abt eines Tages, daß das Korn auf dem Boden sehr abgenommen hatte, ließ den Backmeister kommen und sprach zu ihm: „Wo ist unser Korn geblieben? Von dem wenigen, das noch vorhanden, kann der Convent nicht leben!“ Da antwortete Wolfhart verlegen: „Wir haben Korns genug.“ „Das sollt ihr mir zeigen!“ rief der Abt, ging mit ihm und fand die Böden voll Getreide. „Das war heute noch nicht hier; woher kommt es?“ fragte der Abt verwundert. „Gott hat es uns geschenkt!“ war Wolfharts Antwort.

Nach Joh. Rothe.

86.

Bruder Volkmar in Reinhardsbrunn.

Im Kloster Reinhardsbrunn lebte ein frommer Mönch namens Bruder Volkmar, welcher zur Büßung seiner Sünden einen Panzer an seinem Leibe trug. Seine Heiligkeit war so groß, daß selbst die heilige Elisabeth seine Fürbitte erbat. Nun hatte Bruder Volkmar das Mühlenamt zu verwalten und dabei hatte er das Unglück, daß, während er an dem Werke etwas bessern wollte, sein rechter Arm ergriffen und zerbrochen wurde, so daß er große Schmerzen zu leiden hatte. In der Nacht nach diesem Unglück starb zu Marburg die heilige Elisabeth.

Als nun der fromme Mönch auf seinem Schmerzenslager ruhte und Gott um Linderung seiner Pein anflehte; da erschien ihm die Landgräfin in himmlischer Klarheit und in königlicher Kleidung und sprach zu ihm: „Bruder Volkmar, wie geht es dir?“ Der Kranke erschrack über die große Herrlichkeit und sprach: „O gnädige Frau, welch köstliche Kleidung habt ihr doch an, die ihr sonst so niedrige Gewänder zu tragen pflegt!“ Sie antwortete: „Bruder Volkmar, ich habe meinen Stand verwandelt!“ und damit rührte sie seine Hand an und verschwand. Bruder Volkmar fühlte keine Schmerzen mehr und am Morgen war er wieder frisch und gesund.

Nach Bechstein.

87.

Das Wahrzeichen von Friedrichrode.

Zu Friedrichrode am Stadtthore ist ein steinerner Kopf eingemauert, der das Maul weit aufsperrt; damit hat es folgende Bewandniß: Einst kam ein der Gegend ganz unkundiger Mann nach Friedrichrode hergewandert und fragte, als er des ersten Einwohners ansichtig wurde, mit lauter Stimme: „Was ist das für ein Dorf?“ Kaum hatte er das Wort „Dorf“ ausgesprochen, so blieb ihm das Maul offen stehen und er konnte es niemals wieder zubringen. Und das geschah deshalb, weil er die „gute Stadt Friedrichrode“ ein Dorf genannt hatte. Darauf haben die Bürger von Friedrichrode den maulaufsperrenden Kopf als Wahrzeichen und zur Warnung für Reisende an ihrem Stadtthore anbringen lassen.

Nach Bechstein.

88.

Die Mönchskutte in Waltershausen.

Im Turme zu Waltershausen befindet sich ein feuerfestes Archiv des Stadtrates, die „eiserne Kammer“ genannt, in welchem seit langer Zeit eine Mönchskutte hängt, mit der es folgende Bewandniß hat: In alten Zeiten kam während der

Geisterstunde ein Mönch über den Markt gegangen, legte auf dem ehemaligen breiten Steine, der die Grenze des Erfurter Gebietes bezeichnet, seine Kutte nieder, wandelte geheimnißvoll die Straße hinab und kehrte punct 1 Uhr wieder zurück, um auf's neue in seine Kutte zu fahren. Das hatte der wachsame Türmer oft schon genau beobachtet und er bekam den Gedanken, dem Mönche einen Streich zu spielen. Er ging also zu dem Steine und nahm die Kutte fort. Als er mit derselben zu dem Turme zurückkehrte, kam auch der Mönch wieder, lief dem Diebe nach und wollte ihn eben fassen, als die Turmuhr ein Uhr schlug. Sofort verschwand der Mönch mit den Worten:

„Wäre es nicht zwölf und ein,
so bräche ich dir Hals und Bein!"

Seitdem hängt die Kutte in der eisernen Kammer."

Nach Witzschel.

89.

Der Sammetärmel bei Waltershausen.

Die Stadt Waltershausen führt im Wappen einen Karpfen zwischen Bäumen und man erzählt, daß diese Zusammenstellung folgenden Grund habe: Früher befand sich vor dem Waldthore am Fuße des Strömelberges eine schöne Quelle, welche zum Thale floß und die Stadt mit Wasser versorgte. Dieselbe begann eines Tages also stark zu fließen, daß durch die Menge des Wassers die Stadt ernstlich bedroht wurde und alle Leute sich ängstigten. Die Fluten stürzten durch das Waldthor herein und drangen schon in die ersten Stockwerke der Häuser, als der Stadtrat einen Pfaffen aus dem nahen Reinhardsbrunn verschrieb; der ging hin zum Berge, stopfte mit einem Aermel die Quelle zu und versprach sie. Da hörte das Wasser zu fließen auf und der Ort, an welchem vordem die Quelle sprang, bekam seitdem den Namen Sammet- oder Mönchsärmel. Als das wilde Wasser sich verlief, fand man eine große Menge von Karpfen und anderen Fischen auf Zäunen und Bäumen wieder; deshalb nahm die Stadt einen Karpfen und drei Bäume in ihr Wappen auf. — Nachdem durch den Mönchsärmel der Quell

gestopft war, trat bald in Waltershausen Wassermangel ein und die Stadtgemeinde mußte der Dorfgemeinde zu Wahlwinkel ihren Bach abkaufen; derselbe wurde dann zur Stadt geleitet, an welcher er noch vorbeifließt.

Nach Bechstein.

90.

Die weiße Frau auf Tenneberg.

Im Sommer der Jahres 1559 kam unter fürstlichem Geleite und auf Befehl des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren nach dem Schlosse Tenneberg eine vornehme Frau, welche im Volke für die „Königin von England" gehalten wurde, nämlich für Anna von Cleve, die geschiedene Gemahlin König Heinrichs VIII. Daß sie sich für die Königin ausgegeben und gesagt hat, sie habe sich nach harter Gefangenschaft in den Schutz des gütigen Fürsten begeben, ist wahrscheinlich. Auf dem Schlosse Tenneberg lebte die Fremde nicht wie eine Freie, sondern sie wurde oft in ein hartes Verhör genommen, da man dahinter gekommen sein wollte, daß sie nicht die Königin wäre. Bei jedem Verhöre sagte sie nun etwas anderes aus und erschwerte dadurch ihre Lage gar sehr. Endlich wurde sie wahnsinnig und erlitt harte Anfechtungen, ja sie drohte sich selbst zu ermorden. Da nun der Amtmann von Tenneberg der Ueberzeugung war, daß der böse Feind in ihr sein Wesen triebe, ließ er den Scharfrichter aus Jena kommen und die Frau ernstlich foltern. Nun bekannte sie manches darüber, daß der Teufel ihr erschienen sei, und zuletzt gab sie noch an, daß sie eine uneheliche Tochter des Herzogs von Cleve und eine Vertraute der Königin Anna sei; wobei sie standhaft beharrte. Sie saß zuletzt auf dem Tenneberg in einem gemauerten Gewölbe und trug ein langes, weißes Kleid; nie hat man später von ihr gehört und man weiß nicht, ob sie auf dem Tenneberg gestorben oder von dort entkommen ist. Seitdem aber, so geht der Volksglauben, erscheint sie als weiße Frau auf dem Schlosse Tenneberg. Sie kommt aus einem Turme und durchwandelt ruhelos die zahlreichen Gemächer und Säle des Schlosses, um dann wieder zu dem Turme zurückzukehren. Oft

hat man auch zur Nachtzeit Licht in dem öden unbewohnten Flügel des Schlosses gesehen; sonach wird wohl jene angebliche Königin von England in der Gefangenschaft gestorben sein.

Nach Bechstein.

91.

Der Hörselberg und die Königin Reinswig.

Ueber den Hörselberg, welcher zwischen Gotha und Eisenach sargähnlich emporsteigt, erzählt man sich mancherlei Sagen. Hoch oben an dem Berge geht an einer steilen Felsenwand eine Schlucht hinein, welche das Hörselloch heißt. Dort vernimmt man oft ein dumpfes Brausen, wie unterirdischen Sturm, oder ein Rauschen, als stürze Wasser auf rasch umlaufende Mühlräder. Früher glaubte man dort oft ein jämmerliches Wehklagen, namentlich nachts, zu vernehmen, und die Leute der Gegend schlossen daraus, daß dort die Seelen Verstorbener ihre Höllenqualen abbüßen müßten, weshalb sie den Berg „Hör-Seelen-Berg" oder kurz „Hörselberg" nannten. Andere hielten den Berg für den Sitz des Fegefeuers und die Pforte der Hölle; auch glaubte man, daß das wilde Heer dort seinen Wohnsitz habe, und endlich verlegte man auch den Zauberpalast der Heidengöttin „Frau Venus" in den Berg, so daß derselbe in der Gegend noch vielfach der Venusberg genannt wird.*) In England, so erzählt nun eine Sage, lebte eine fromme Königin namens Reinswig sehr glücklich mit ihrem Gemahle, und als derselbe starb, ward sie sehr betrübt und wollte nun zeitlebens für ihn beten und um ihn trauern; auch ließ sie viel durch die Priester für ihn beten und Messe lesen, damit er aus der Pein des Fegefeuers erlöst werde. Als sie dies eine zeitlang gethan hatte, erschien eines Nachts ihr verstorbener Gemahl und sagte ihr: „Im Lande Thüringen liegt ein Berg, eine Meile von Eisenach, darin wird meine Seele mit anderen gequält und deine Seelenmessen und Almosen werden mich schwerlich aus diesem Fegefeuer erlösen. Kaum hatte

---

*) Vgl. hierzu und zu der folgenden Tanhäusersage meinen Vortrag über den Tanhäuser in den „lyrischen Dichtungen des deutschen Mittelalters" S. 207 ff.

der Morgen getagt, da rief die Königin ihre Jungfrauen und Diener zusammen, packte all ihr Geld und Gut ein und fuhr über das Meer nach Deutschland. An dem verrufenen Berge wählte sie sich einen freundlichen Platz aus und baute daselbst ein Kirchlein und ein klösterliches Haus, darin sie mit ihrem Gefolge wohnen und beten konnte; diese Ansiedlung nannte sie Satansstätte, weil daselbst der Teufel mit seinen bösen Geistern oftmals erschien; jetzt heißt der Ort Sättelstädt. Weil nun die fromme Königin noch andere fromme Frauen und Jungfrauen zu sich nahm und mit denselben emsig für die Seele ihres Gemahles betete, so gelang ihr endlich die Erlösung desselben, worauf sie selbst entschlief. Ihre Jungfrauen sind nachmals nach Eisenach gezogen, wo die fromme Jungfrau Adelheid, die Tochter Ludwig's III. von Thüringen, ein Nonnenkloster nach der Regel des heil. Benedictus gestiftet hatte. Nach demselben.

92.

Der treue Eckardt und die wilde Jagd.

Wenn die Frau Holle ihr Bett ausschüttet, daß die Schneeflocken wie Flaumfedern vom Himmel fallen, dann fährt oft unter Sturmesbrausen bei Nacht die wilde Jagd durch den Wald dahin. Dieselbe besteht aus den verdammten Geistern, welche im Hörselberge wohnen und der wilde Jäger führt sie an. Mit lautem Halloh und wildem Jagdlärm sieht man die Gestalten dahinziehen, teils zu Fuß, teils zu Roß, teils hoch in den Lüften, teils zwischen den Bäumen, teils auch auf der Erde hin. Mancher reitet auf einem dreibeinigen Pferde, mancher hat seinen Kopf unter dem Arme; ein anderer ist an ein Rad gebunden und das Rad läuft mit ihm um; der eine hat das Gesicht auf dem Rücken, ein anderer seine Beine auf die Achsel gehoben, kommt aber doch mit fort. Solch Gespenst zeigt sich in vielen Teilen Thüringens, aber der Hörselberg ist sein Sitz. Es ist nicht gut, wenn man dem wilden Heere begegnet, es sieht oder hört; demselben geht überall ein alter Mann mit langem, weißem Haare und weißem Stabe voran, in der Richtung, welche das Höllengelichter einschlagen will; dieser Mann ist der treue Eckardt. Derselbe warnt alle, denen er begegnet, rechtzeitig und ermahnt sie, bei Seite zu gehen oder sich niederzuwerfen, damit sie den Spuck nicht sehen und das Heil ihrer Seele bewahren.

Sobald der Tag graut und der Hahn kräht, fährt der ganze tolle Spuk wieder zum Hörselberge hinein und der treue Eckardt setzt sich dann innen in die düstre Felsenspalte, um allezeit jeden zu warnen, welcher zu dem Venushofe will, um für sündige Lust die ewige Seligkeit preiszugeben. Nach demselben.

93.

Die Schäfer im Hörselberge.

Zwei Schäfer kamen einst von einer Kirmse mit ihren Sackpfeifen am Berge vorüber und machten noch um Mitternacht an demselben viel Lärm uud Geschrei. Während sie so ihres Weges ziehen, stehen plötzlich drei Männer neben ihnen und fordern sie auf mit in den Berg zu kommen und daselbst mit ihren Sackpfeifen aufzuspielen. Leichtsinnig, wie sie sind, sagen sie zu und wandern, wenngleich nicht ohne Grauen, mit den fremden Männern in den Hörselberg hinein. Dreizehn Tage blieben sie in demselben, und als sie dann wieder an's Tageslicht kamen, schlichen sie ganz still nach Hause und haben fortan ihr Lebtag nicht wieder gelacht und sich mit anderen gefreut. — Nach einer anderen Sage wurde ein Lautenist in ähnlicher Weise in den Hörselberg geladen. An dem Eingange fand er den getreuen Eckardt, welcher ihn ermahnte für sein Spiel keinen Lohn zu nehmen und beim Fortgehen sich nicht umzudrehen. Als er nach 6 Tagen den Berg wieder verlassen will, hört er hinter sich einen furchtbaren Lärm, welcher durch eine große Schaar, die ihm nachfolgt verursacht wird. Da vergißt er der Warnung des treuen Eckardt und kehrt sich um; aber alsbald steht ihm sein Hals zur Seite. Mit Furcht und Zittern erreicht er den Ausgang; sein Hals aber blieb für immer zur Seite stehen und niemand sah ihn seitdem mehr lachen. Nach Witzschel.

94.

Der Tanhäuser.

Der Ritter Tanhäuser, welcher unter den Minnesingern hervorragt, und, wenn er auch derjenigen Zeit angehört, in welcher die edle Kunst verfiel, manch schönes Tanzlied gesungen hat, kam bei seinen weiten Reisen auf dem Wege nach der Wart-

burg an dem Hörselberge vorüber. Da sah er in der Felsenpforte ein wunderliebliches Frauenbild stehen, wie er es sein Lebtag noch nicht gesehen hatte, das war nach heidnischer Art nur leicht und lockend gekleidet und winkte ihm freundlich zu, während ein Schall süßer Lieder aus der Bergestiefe hervordrang. Das war die Frau Venus, welche unsern Ritter zu sich in den Zauberberg zu locken suchte. Und der Ritter folgte der Verlockung; ein ganzes Jahr blieb er in dem Berge und genoß alle Freuden im Uebermaß, die den Sinnen schmeicheln, bis er sich übersättigt fühlte und eine Sehnsucht in ihm erwachte, aus dem Ort der Sünde wieder nach der schönen Oberwelt zurückzukehren. Frau Venus war sehr ungehalten darüber, daß er sie verlassen und den Versuch machen wollte, ob er Vergebung seiner großen Schuld erlangen könnte; als er jedoch erklärte, er wolle zu ihr zurückkehren und immer bei ihr bleiben, wenn er keine Gnade fände, war sie es zufrieden und entließ ihn sehr betrübt aus dem Berge. Nun zog der Ritter gen Rom zu dem Papste Urban, um dort Buße zu thun und um Vergebung zu bitten. Reuig fiel er vor dem Papste nieder, küßte ihm die Füße und beichtete ihm die schwere Schuld, daß er ein Jahr lang im Venusberge gewesen sei. Da ward Urban über die Maßen zornig, zeigte auf den weißen Kreuzesstab in seiner Hand und rief aus: „So wenig dieser dürre Stab grünet und jemals wieder grünen wird und kann, darfst du hoffen, jemals bei Gott und mir Verzeihung und Gnade zu finden. Dies harte Wort bewegte den Ritter über die Maßen; vergeblich bat und flehte er, ihm doch nur ein Jahr Zeit für Reue und Bußen zu lassen.

Gar traurig und an seinem Gott und Heiland verzweifelnd, zog der arme Ritter wieder gen Thüringen zurück, wo ihn die Frau Venus mit süßen und zärtlichen Worten empfing. Da ging er in den Venusberg zurück und ist nie wieder herausgekommen. Aber durch ein göttliches Wunder fing der Stab des Papstes nach drei Tagen an zu grünen und der Papst sah erschüttert, daß bei Gott kein Ding unmöglich sei. Sofort sandte er Boten in alle Lande, den Ritter zu suchen und ihn zurückzurufen, damit ihm die Gnade des Himmels verkündet werden könnte; aber derselbe war nirgends zu finden und muß nun ewig in dem Berge bleiben.

Nach Bechstein.

95.

Das Jesusbrünnlein.

Ein Hirt aus dem Dorfe Kahlenberg hütete einst auf dem Hörselberge seine Heerde, und da eine furchtbare Hitze herrschte, fürchtete er vor Durst mit seiner Heerde zu verschmachten. Alle Quellen und Brunnen, die er in der Nähe kannte, waren ausgetrocknet, und wohin er auch spähte, war kein Wasser zu finden. Ueberwältigt von der Pein des Durstes, fiel er auf seine Kniee nieder und flehte, während ihm schon die Gedanken zu vergehen drohten, mit voller Inbrunst zu dem barmherzigen Heilande Jesus, daß er ihm durch Gott und die heilige Jungfrau Maria helfen und sein armes Leben fristen möge. Als er noch betend auf den Knieen lag, sprudelte neben ihm aus dem Felsen ein frischer Quell hervor, welcher ihn und seine Heerde am Leben erhielt. Freudig lobte er Gott und trank das herrliche Wasser. Dasselbe ist seitdem nie wieder versiecht und führt nun den schönen Namen Jesusbrünnlein für alle Zeiten.

Mündlich.

96.

Der Hirt von Mächterstedt.

Nicht weit von Mächterstedt nach Sättelstedt zu sprudelt ein herrliches, klares Brünnlein, dessen Wasser alle Leute kennen und gern trinken. Bei dieser Quelle hütete einst der Hirt von Mächterstedt und ging um die heiße Mittagsstunde zu demselben, um einmal zu trinken und im Schatten der Bäume, die das Brünnlein umstehen, ein Stündchen der Mittagsruhe zu pflegen. Da sah er mit Erstaunen am Brunnen einen noch nie gesehenen Hügel mit einer geöffneten Thür. Er trat an dieselbe und sah in einen langen, sonderbar erleuchteten Gang, durch welchen eine weißgekleidete Jungfrau auf ihn zuschritt. Ihr Kleid und Schleier waren ungewöhnlich und blendendweiß wie Schnee, ihr Antlitz war mild und schön, aber bleich und kummervoll. Da erblickte er plötzlich oberhalb des Brunnens drei wunderschöne Blumen in einem Strauche, wie er sie nimmer gesehen hatte; ging hin und pflückte die Blumen. Als er sich dann nach der Jungfrau umschaute, waren ihre Gesichtszüge heiter geworden und sie sprach zu ihm: „Nun kannst du mich erlösen, wenn du

hier hineingehst; aber vergiß beim Rückwege das Beste nicht." Der Hirt ging auch in den geöffneten Berg hinein, kam durch viele helle und glänzende Gemächer, wie sie ihm nie vorgekommen waren, und namentlich blendete ihn das viele Gold und die Edelsteine. Zuletzt kam er in einen großen Saal, in welchem viele Ritter und Edelfrauen an reichbesetzter Tafel schwelgten und den Pocal lautlos umhergehen ließen. Der Hirt besah sich alles, doch befiel ihn plötzlich ein unheimliches Gefühl, so daß er endlich an die Rückkehr dachte. Zufällig fiel sein Auge auf ein schönes Trinkhorn, welches unter drei gekreuzten Schwertern an der Wand hing, legte die Blumen einstweilen auf den Tisch und langte sich das Horn von der Wand herunter. Wohlgefällig betrachtete er es und ging dann, ohne an seine Blumen zu denken, eilig durch die langen Gänge wieder dem Ausgange zu. Da trat die Jungfrau ihm wieder traurig entgegen und sprach mit flehender Stimme: „Vergiß das Beste nicht, sonst muß ich ewig unerlöst bleiben!" Aber zugleich erhob sich im Innern des Zauberschlosses ein mächtiges Getöse, die Jungfrau wurde durch unsichtbare Hände zurückgezogen, wiewohl sie sich sträubte und Klagelaute ausstieß, der Hirt aber stürzte erschrocken mit seinem Horn durch die Pforte in's Freie hinaus. In dem nämlichen Augenblicke schloß sich polternd die Thür, der Berg sank wieder in die Erde und der Platz am Brunnen war wieder derselbe, wie ihn der Hirt Tags vorher gesehen hatte. Unter der Erde aber vernahm er das Jammern der Jungfrau und alle Mittage, wenn er zum Brunnen kam, legte er das Ohr an die Erde, vernahm den Klageruf der Jungfrau und weinte bitterlich darüber, daß er die Blumen vergessen hatte. Auch jetzt soll man an jenem Orte noch zuweilen das Jammern einer Frau vernehmen.

Nach L. Storch.

97.

Die Hirtenknaben.

Eine Anzahl munterer Burschen hütete auf den Wiesen des Hörselthales die Pferde. Sie trieben allerhand Scherz und kamen auch auf den Gedanken in das Hörselloch hineinzukriechen. Geführt von einem mutigen Knaben, stiegen sie, nach dem die

Pferde zusammengekoppelt waren, hinauf zu dem Berge. Da zeigte sich aber, daß es nicht allen Ernst mit der Sache sei, aber der erste drängte sie und brachte es dahin, daß sie sich, um die Gefahr zu teilen, mit Riemen und Halftern an einander banden. Der erste kroch voran und die andern hinterdrein. Dem letzten klopfte am heftigsten das Herz und nachdem sie vier Lachter hinabgestiegen waren, schnitt er sich mit dem Taschenmesser von seinen Genossen ab, um zurückzubleiben. Jene stiegen weiter in eine mannshohe Höhle, in der sich auch eine in Stein gehauene Treppe befand, und von dort in einen schmalen Gang weiter abwärts. Der letzte schaute mit ängstlichen Blicken nach; noch eine Zeit lang erblickte er den matten Schimmer des Kienspanes, den der erste angezündet hatte, und hörte die hallenden Tritte in der Ferne. Endlich wendete er sich ein Stück Weges zurück, harrte und lauschte dann wieder, aber nun war es still in der Tiefe und nur das Tröpfeln der Feuchtigkeit vom Gestein wurde ihm vernehmbar. Lange wartete er noch, rief die Namen der Kameraden in die Tiefe hinab und lauschte mit Aufmerksamkeit, aber es wurde nichts in der Tiefe rege und endlich trieb ihn Angst und Schauder dem Ausgange zu. Als er denselben erreicht hatte, wartete er noch einige Zeit, dann kehrte er, weil der Tag sich zu neigen anfing, allein- und tief bekümmert nach Hause zurück. Die übrigen Knaben aber hat niemand mehr gesehen und selbst jener letzte der noch dem Verderben entronnen war, blieb todtenbleich und starb schon im dritten Monate. Nach Bechstein.

98.

Die Weinfuhrleute.

Einst fuhren mehrere Fuhrleute ihre Lastwagen, die mit Wein beladen waren, auf der Heerstraße von Gotha nach Frankfurt an dem Hörselberge vorüber. Eben fing es an zu dämmern, als sie in der Nähe des letzteren anlangten, und sie beeilten sich das Dorf Schönau zu erreichen, in welchem sie zu übernachten pflegten; da hatten sie ein eigenthümliches Gesicht. Sie sahen nämlich eine Oeffnung an dem Berge, die ihnen noch nie zuvor aufgefallen war, und traten neugierig heran, um zu-

zusehen, was darinnen für Feuer brenne. Da bemerkten sie in einer furchtbaren Glut, die einem Kochofen glich, in welchem Eisenerze geschmolzen werden, eine Menge Lebender und Verstorbener, von denen ihnen die meisten bekannt waren, namentlich viele reiche Weinhändler, von denen sie oft Fracht erhalten hatten; dieselben wurden, das sahen sie wohl, dafür mit Feuer bestraft, daß sie den feurigen Rheinwein mit Wasser verdünnt oder gar mit giftigen Stoffen versüßt hatten. Den Fuhrleuten ward gar bange und einer schrie überlaut: „Daß Gott erbarm'!" — Da war plötzlich alles verschwunden und die Fuhrleute trieben, nachdem sie sich gekreuzt und gesegnet hatten, ihre Pferde an, um so schnell wie möglich ihr Nachtquartier zu erreichen.

Nach demselben.

99.

Waltmann von Sättelstedt.

Zur Zeit des frommen Landgrafen Ludwig und seiner Gemahlin, der heiligen Elisabeth, lebte ein Ritter namens Waltmann als Dienstmann des Fürsten auf seinem Gute zu Sättelstedt; derselbe war wegen seiner Tapferkeit weit und breit berühmt. Nun ritt einst der Landgraf zu friedlicher Beratung nach Merseburg und hatte dahin seine Ritter entboten; auch viele Herren aus Sachsen, Meißen, dem Osterland, Franken, Hessen und der Mark kamen dahin. Als nun der tapfere Waltmann zu dem Gefolge des Landgrafen kam, trug er eine prächtige Rüstung und hatte eine wohlgeschmückte Jungfrau bei sich, welche auf einem schönen Zelter ritt, einen Jagdfalken auf der Hand trug und einen Jagdhund führte. Alle drei Meilen, so oft der Zug des Landgrafen anhielt, ließ der tapfere Ritter ausrufen, daß er mit jedem, der da wolle, eine Lanze zu brechen bereit sei; werde er bei solchem Rennen aus dem Sattel gehoben, so solle der Gegner seinen ganzen Harnisch, den Falken und den Jagdhund bekommen, ihn selbst aber die Jungfrau mit einem goldenen Ringlein auslösen. Wenn aber er, der Ritter Waltmann, nicht niedergeworfen werde, so solle der Gegner nur der Jungfrau ein goldnes Ringlein geben. — Da fanden sich fortgesetzt viele Ritter, welche mit Waltmann streiten wollten,

und oft stritten mehrere über den Vorrang im Zweikampfe. Aber immer hielt sich Waltmann so tapfer, daß er die Jungfrau nach Merseburg und von dort wieder nach der Heimat zurückbrachte, ohne auch nur ein einziges Ringlein zu verlieren; die Jungfrau aber brachte soviele Ringlein mit, als sie Finger an beiden Händen hatte, und teilte dieselben unter den Frauen und Jungfrauen aus, die das Gefolge der heiligen Elisabeth bildeten. Alle Ritter und Frauen priesen aber des Ritters Stärke und Tapferkeit.

Nach demselben.

100.

Von der Frau Holle.

Zu Weihnachten hält Frau Holle ihren Zug durch's Land; dann legen die Mägde in Thüringen ihren Spinnerocken auf's neue an, umwinden ihn mit vielem Werg und Flachs und lassen ihn über Nacht stehen. Sieht Frau Holle im Vorüberziehen solche Rocken stehen, so spricht sie:

„So manches Haar,
So manches gutes Jahr!"

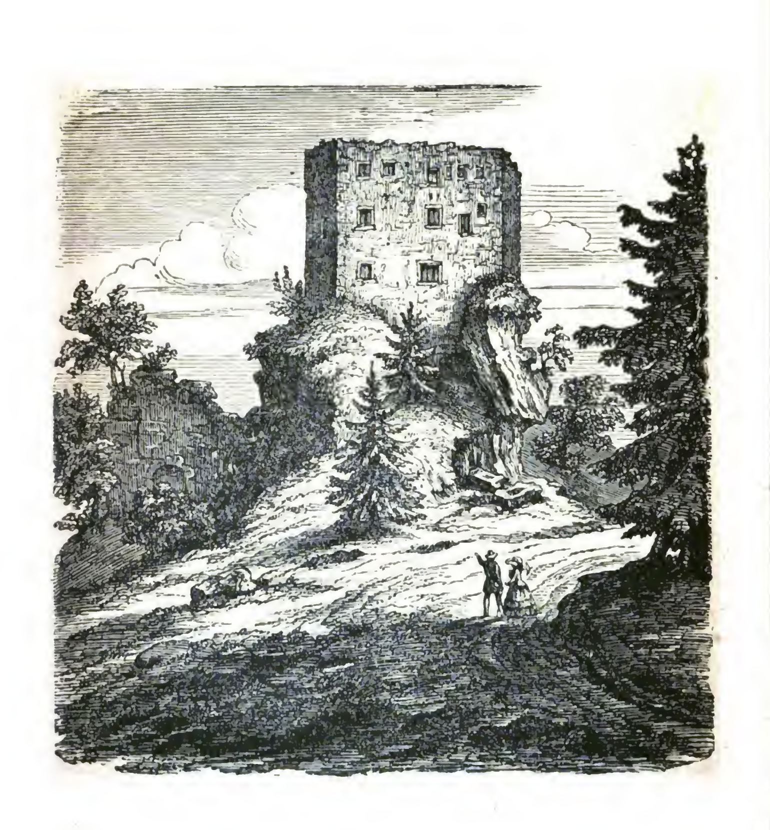
Am Tage der heiligen drei Könige aber muß sie wieder in den Hörselberg ziehen; wenn sie dann unterwegs noch Flachs auf den Rocken antrifft, so sagt sie:

„So manches Haar,
So manches böses Jahr!"

Daher kommt es, daß die Mägde am Abende vorher alles von ihrem Rocken herunterreißen, was sie bis dahin nicht abgesponnen haben; ja sie brennen sogar die kleinen Flachsfäserchen mit Licht sorgfältig herunter, damit ja nichts daran bleibe und ihnen von der Frau Holle nichts Uebles geschehe; — die fleißigen freilich haben bis dahin allen Flachs oder Werg sorgfältig herabgesponnen.

Nach Witzschel.

Druck von Ernst Schneider in Eisleben.



Deutscher Sagenschatz.

Herausgegeben

von

Dr. J. W. Otto Richter.

3. Heft.

Eisleben, 1877.
Verlag von Otto Mähnert.

Sagen

des

südlichen Teiles des Thüringerwaldes,

sowie des

Werra- und Gerathales.

Vorrede.

Das vorliegende dritte Heft der Sagen des Thüringer Landes enthält außer denjenigen des südlichen Teiles des Thüringerwaldes namentlich die des Werra- und des Gerathales; es ist also der Begriff des Thüringer Landes etwas weiter, etwa in dem heutigen Tages üblichen Sinne, aufgefaßt worden. In der Auswahl und Fassung der Sagen habe ich die früheren Grundsätze befolgt. Daß die „Wasunger Streiche" hier, wie bei L. Bechstein, eine Stelle gefunden haben, wird jeder gern entschuldigen, der ohne Einseitigkeit des Urteils an die Sammlung herantritt und weniger Stoff für die Kritik als für eine genußreiche Lectüre sucht. Unter den Quellen, von denen diejenigen, welchen ich mich bei der Fassung vorzugsweise anschloß, bei jeder Nummer angegeben worden sind, erwähne ich hier: Joh. Rothe's düringische Chronik, Spangenberg's hennebergische Chronik, Heusinger, Sagen aus dem Werrathale, Grimm, deutsche Sagen, Thuringia, Zeitschrift zur Kunde des Vaterlandes 1841, 1842, Gutgesell, Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums (Meiningen), Brückner, Landeskunde des Herzogtums Meiningen, Falkenstein, Historie von Erfurt, Carl Engel, das Volksschauspiel „Doctor Johann Faust," sowie besonders die Sagensammlung von L. Bechstein u. A. Witzschel; — außerdem ist hin und wieder mündlichem Berichte gefolgt worden.

Eisleben, Pfingsten 1877.

Der Herausgeber.

Einleitung.

Der südliche Teil des Thüringerwaldes, dessen Sagen in dem vorliegenden dritten Hefte unserer Sammlung voranstehen, bietet in dem Schneekopfe und Beerberge die höchsten Punkte, in der Gegend des erstgenannten Berges die wildesten Partien des schönen Gebirges dar. Von dem 70′ hohen Aussichtsturme des Schneekopfes aus genießt man der umfassendsten Rundsicht über das ganze Gebirge sowie die an dasselbe angrenzende Landschaft, und in der Nähe dieses Berghauptes und des noch ein wenig höher ragenden Beerberges bilden Partien, wie die grausige „Höllenschlucht" mit dem Venetianerbrunnen und der „Schneetiegel," dem die „wilde Gera" entstürzt, höchst anziehende Punkte. Neben diesen Naturschönheiten bietet dieser Teil des Gebirges seit langer Zeit eine besonders reiche Industrie. Da der spärliche, dem Ackerbau gewidmete Boden die zahlreiche Bevölkerung nicht zu ernähren vermag, so hat dieselbe, mannigfach angeregt durch Ansiedler aus der Ferne, sich nützlichen Beschäftigungen aller Art zugewendet, zu welchen die natürlichen Schätze des Gebirges das geeignete Material reichlich darbieten. So sind zahlreiche Glashütten, Porzellanmanufacturen mit Malereien, Messer- und Gewehrfabriken, sowie Spielzeugmanufacturen entstanden, welche einen zwar nur spärlichen, aber der genügsamen Bevölkerung ausreichenden Erwerb darbieten. Mannigfach sind die Sagendichtungen, die uns in diesen Gegenden dargeboten werden; reicher indeß noch ist unsere Ausbeute, wenn wir uns wieder nach NW. wenden. Hier müssen wir namentlich in der Nähe des reizenden Liebenstein Halt machen. Der älteste Badeort Thüringens, hat sich dasselbe bis in die neueste Zeit das gewählteste Publikum zu erhalten gewußt, und das ist kein Wunder. Seiner alten eisenhaltigen Hauptquelle, die unter einer Tempelhalle hervorsprudelt, hat schon manch blutarmes Menschenkind frischeres Leben in den Adern verdankt, alle Badeeinrichtungen sind den höheren Ansprüchen genügend, und wie anmutig sind die rings umgehenden Promenaden, Waldparks,

Ruinen und Schlösser! Der schönste Punkt unstreitig ist Altenstein, das sich mit seiner alten Schloßruine, dem Amthause und dem neuen, geschmackvollen Lustschlosse höchst romantisch aus weitreichendem Bergparke erhebt. Kein Wunder, wenn auch die Sage sich an diesem lieblichen Punkte heimisch gemacht und ihn und die nächste Umgegend mit zahlreichen Dichtungen umwoben hat, aus welchen wir eine Anzahl mitteilen. — Wenn wir sodann durch das von saftigen Wiesen und reichen Fruchtfeldern erfüllte Thal der Werra wandeln, wird unser Fuß oftmals gehemmt durch freundliche Dörfer und blühende Städte, durch verödete Klöster und verfallene Burgen und allenthalben erzählt uns das biedere Volk heitere oder ernste Begegnisse, mit dem Gewande der Sage umkleidet. So gelangen wir von Salzungen über Frauenbreitungen nach dem guten Wasungen, das nicht gar so übel ist, wie sein Ruf, und von dort zu dem freundlichen Meiningen mit dem hochgelegenen Schlosse Landsberg und der nahen Ruine Henneberg, dem ehemaligen Sitze mächtiger Herrscher. Weiter gegen SO. ziehend, rasten wir wieder in der Gegend von Themar, um nun bald über den Kamm des Gebirges hinweg zu dem Fluße Gera und seinem linken Zufluße Ohra zu wandern. Dort bieten das gothaische Städtchen Ohrdruf, die burggeschmückten drei Gleichen, das schwarzburg-sondershäusersche Arnstadt und die hochgetürmte Stadt Erfurt für uns Punkte, an denen wir gern längere oder kürzere Zeit rasten, um neben Naturschönheiten und geschichtlichen Erinnerungen uns auch der Sagendichtungen zu erfreuen, welche hier zahlreich erwuchsen. Erfurt, dessen Anfänge bis in's 5. Jahrhundert zurückgehen, für dessen Emporblühen die Stiftung des Bonifacius soviel beigetragen hat, das während des Mittelalters tapfer und siegreich die Rechte des Bürgertums gegen Raubritter, geistliche und weltliche Fürsten geltend zu machen wußte und das dann auch den Bruder Martin in den engen Mauern des Augustinerklosters zum heldenmütigen Reformator erzog, bildet für uns zuletzt noch einen überaus anziehenden Punkt, mag auch die geschichtliche Persönlichkeit dessen, welche daselbst der Sage den meisten Stoff gegeben hat (Doctor Faust) bei näherer Betrachtung weniger bedeutend erscheinen, als die herrliche Dichtung Goethes erwarten läßt.

1.

Der Bergmann und der Reiter am Teufelsbade.

Auf dem Gipfel des Schneekopfes liegen gar schlimme Sumpfstellen, welche Teufelskreise genannt werden. Wehe dem Wanderer, der sich in jener Gegend verirrt, namentlich wenn der Berggeist dem Gipfel die Nebelkappe aufsetzt! Besonders gefährlich ist das größte der Moorlöcher, Teufelsbad genannt, denn wer in dasselbe geraten ist, kommt nicht wieder davon. Die Leute der Umgegend erzählen, daß alle Gegenstände, die man in das Loch wirft, in einem Brunnen zu Arnstadt wieder zum Vorscheine kommen. Da der Teufel in dem Loche badet und überhaupt in jener Gegend sein Wesen treibt, so ist's dort allenthalben nicht geheuer, wie denn auch der Bergbau daselbst so lange belästigt wurde, bis man ihn aufgab. Zu der Zeit, wo er noch in Betrieb war, soll sich folgende Geschichte zugetragen haben: Ein armer Bergmann begab sich einst am Abende von der Arbeit nach Hause. Da begegnete ihm ein großer Reitersmann in einem weiten roten Mantel und fragte ihn, ob er ihm wohl für Geld und gute Worte den Weg auf den Schneekopf und zu den Teufelskreisen zeigen wolle. Weil nun der Bergmann sehr arm war, entschloß er sich den Gang zu thun, zumal der Mond hell schien und das Haupt des Berges klar vor ihm lag. An dem Teufelsbade stieg der Reiter vom Pferde, übergab dasselbe der Obhut des Mannes, breitete den Mantel auf der Erde aus und sprach: „Habet wohl Acht, ob das Wasser sich rot färbt, denn wenn dies geschieht, so kehre ich nimmer wieder und ihr mögt dann Roß und Mantel als Lohn für euch behalten und ruhig heim kehren!" Alsbald stieg der Reiter in die Lache des Teufelsbades und versank in derselben.

Mit Zittern beobachtete der Bergmann die Oberfläche des Wassers, doch blieb dieselbe ungefärbt und nach einiger Zeit stieg der Fremdling wieder aus der Tiefe empor, umhüllte sich mit dem Mantel, schwang sich auf das Roß und ließ sich wieder auf die Straße zurückführen. Dabei befahl er dem Bergmann seinen Kober mit dem Laube der Büsche am Wege zu füllen und ritt davon, ohne den ihm geleisteten Dienst zu belohnen oder auch für denselben zu danken. Aergerlich machte sich der arme Mann auf den Heimweg, und da er sich vor den Scheltworten seines Weibes fürchtete, weil er so spät heim käme und nur einen Kober voll Laub mitführte, schüttete er dasselbe wieder aus. Zu Hause angelangt, hörte er die Strafreden seiner Frau geduldig mit an, da er sich selbst wegen seiner Thorheit Vorwürfe machte. Als nun aber am andern Morgen seine Frau ihm das Essen in den Kober stecken wollte, siehe, da fand sich, daß jedes Blättlein, das von dem Laube hängen geblieben war, sich in ein Goldstück verwandelt hatte. Zu spät erkannten sie jetzt, daß sie sehr reiche Leute geworden wären, wenn nicht Verdruß und Argwohn zu dem Fortwerfen des Laubes geführt hätte.

Nach Bechstein.

2.

Das Pferd im Teufelsbad.

In die Sommerhut auf der Schmücke geben die Umwohner vielfach ihre Pferde. Von diesen verlief sich einst ein Tier, das einem reichen Geizhalse gehörte. Lange wurde es von den Leuten vergeblich gesucht und auch der Besitzer durchwanderte forschend den Bergwald, in dem er fortwährend die Worte vor sich hinmurmelte: „Wo hat's der Teufel nur versteckt?“ Da fand sich's, daß das Pferd im Teufelsbade steckte, und zwar so tief, daß nur noch sein Schwanz herausguckte. Gern wollte der Besitzer es wieder herausziehen, wenngleich es todt war; da dies aber nicht möglich wurde, so suchte er ihm wenigstens beizukommen, um den schönen langen Schwanz abzuschneiden, welchen er dem Förster zu Wildschlingen zu verkaufen gedachte. Nachdem der Schwanz abgeschnitten war, versank das Pferd vollends. Nun

machte sich der Mann auf den Heimweg; wer aber beschreibt sein Erstaunen nnd seinen Aerger, als er im Stalle das verlorene Pferd frisch und gesund vorfindet, abgesehen von dem Schwanze, den er selbst in der Hand hielt? — Der Teufel hatte ihm solchen Streich gespielt.

Mündlich.

3.

Jagdverblendung.

Nicht weit von den Teufelskreisen sieht man mitten im Walde einen einfachen Denkstein, aus dessen Inschrift man ersieht, daß an jener Stelle am 16. September 1690 der Förster zu Gräfenrode durch seinen Schwestersohn erschossen worden ist, und zwar unversehens. Darüber erzählen sich die Leute der Gegend folgendes: Der Neffe, welcher bei seinem Oheim als Jägerbursche diente, wurde von letzterem häufig ganz ohne Grund unfreundlich behandelt. Als sich nun in der Gegend wiederholt ein großer Hirsch blicken ließ, gab der Förster seinem Burschen den Befehl denselben jedenfalls zu schießen. Mehrfach machte der junge Mensch Jagd auf das Tier, aber so oft er auch auf dasselbe feuerte, konnte er es doch nicht erlegen und wurde dieserhalb von dem Förster heftig getadelt. In seiner Not klagt er einem Bekannten das Geschehene und der rät ihm, in der nahen Glashütte auf dem Gehlberg sich eine gläserne Kugel machen zu lassen, um sie bei der Jagd auf den Hirsch zu verwenden. Der Rat wird richtig befolgt und der Bursche lauert nun auf das Erscheinen des Wildes. Dieses tritt bald aus dem Dickicht, der Jäger zielt und — plautz! liegt das Tier von der Kugel durchbohrt an der Erde. Hurtig ist der Schütze zur Stelle, doch mit Entsetzen sieht er nun, daß er keinen Hirsch, sondern seinen Herrn und Verwandten mitten durch die Schläfe geschossen hat; der liegt regungslos da und ist starr und todt. An jener Stelle hat man den Stein errichtet, welcher gemeinhin Jägerstein genannt wird.

Nach Bechstein.

4.

Der Lehrbursche auf dem Ottilienstein.

An dem Domberge bei Suhl sieht man einen großen Felsen hervortreten, welcher Ottilienstein heißt, weil auf demselben ehedem eine Kapelle der heiligen Ottilia gestanden hat. Von diesem Felsen geht unter anderen folgende Sage: Ein armer Bursche, welcher bei einem Kupferschmiede in Suhl eine traurige Lehrzeit durchzumachen hatte, aber gut und sanft alle Kümmernisse ertrug, sah jeden Morgen, wenn er aufstand, an dem Ottilienstein, der dem Hause seines Lehrherrn grade gegenüber lag, ein Licht schimmern. Weil er nun fürchtete von seinem Meister ausgescholten zu werden, wenn er diesem oder einem andern Hausgenossen die Wahrnehmung mitteilte, so schwieg er lange Zeit. Endlich aber läßt ihm die Neugier keine Ruhe mehr und er beschließt auf den Stein zu klettern, sobald sich das Licht wieder zeigen werde. Da zeigt sich an einem Sonntag in der Morgenfrühe dasselbe wirklich wieder, und sogleich macht er sich heimlich zum Domberge hinan. Wie er oben ankommt, erblickt er von dem Lichte keine Spur mehr und will eben ärgerlich wieder fortgehen, als er einen Kober stehen sieht. Er nimmt denselben und findet beim Oeffnen Frösche darin. Das nimmt ihn zwar Wunder, aber er läßt doch die Tiere darin und kehrt mit der sonderbaren Beute zurück. Zu Hause schüttet er den Kober aus, siehe, da haben sich die Frösche in alte Goldstücke verwandelt und der arme Bursche ist plötzlich zum reichen Manne geworden.

Nach Bechstein.

5.

Der Mönchsstein.

Wer einmal durch den Forst des Dorfes Manebach gewandert ist, der hat wohl einen Denkstein gesehen, welcher das Bild eines Mönches trägt und von dem man diese Sage erzählt: Einem Kloster zu Erfurt war versprochen worden, es sollte eine so große Strecke Feld und Wald bekommen, als ein Mönch einen schweren Stein zu tragen vermöchte. Da machte sich einer

der Brüder auf und schleppte den Stein an einem Tage von Erfurt bis in den Manebacher Forst und wollte nicht ruhen und rasten, um seinem Kloster so reiches Gut wie möglich einzubringen. Aber seine Kräfte versagten ihm endlich und an der Stelle, wo der Denkstein steht, sank er todt nieder. Darauf soll das Dorf Manebach, d. h. Mönchsbach, genannt worden sein; früher hieß es „Am Bach." Mündlich.

6.

Die Schätze der Steinsburg.

Bei Heinrichs erhebt sich die Steinsburg, welche früher ein Schloß getragen haben soll, von dem zwar das Auge nur noch wenige Spuren zu entdecken vermag, aber die Sage mancherlei zu erzählen weiß. Ein Steinmetz aus Suhl hatte viel davon gehört, daß auf dem Berge Schätze vergraben wären, und da ihm auch mancherlei Träume dies zu bestätigen schienen, so hielt er sich für berufen, die Schätze zu heben. Mit seinen sechs Gesellen machte er sich eines Tages früh an die Arbeit und stieß, als es bereits zu dunkeln begann, auf eine eiserne Thür.

Nun glaubte er die Hauptsache vollbracht zu haben und verschob den Rest der Arbeit auf den nächsten Tag. Als er am neuen Morgen wieder auf den Berg stieg, war jede Spur von der Thür verschwunden. Doch weil ihm die Sache ernst war, ging er mit den Leuten wieder frisch an's Werk und nahm sich vor, dasselbe diesmal auch während der Nacht fortzusetzen, bis das Bemühen den erwünschten Erfolg haben würde. Beim Hereinbrechen der Dunkelheit hatten die Leute wiederum die eiserne Thür erreicht. Bei der Fortsetzung der Thätigkeit wurden sie indeß von einer unwiderstehlichen Müdigkeit überfallen, und als sie sich beim Morgenrot des neuen Tages die Augen rieben, entdeckten sie mit großem Aerger, daß sie die beste Zeit verschlafen hatten und von der Arbeit des zweiten Tages wiederum jede Spur verwischt war. Da schwand dem Steinmetz der Mut, und überzeugt, daß ihm das Glück nicht zu Teil werden sollte, kehrte er traurig nach Suhl zurück. — Auch von einer Wunderblume erzählen die Leute der Gegend, welche einem Glückskinde auf der Burg erblühen und die Schatzkammern derselben erschließen soll. Nach Bechstein.

7.

Spuk am roten Stein.

Nahe dem Wege, der nach Oberhof hinauf führt, liegt ein großer Porphyrfelsen, der rote Stein genannt; auf demselben steht ein wilder Rosenstrauch und daneben entspringt das „rote Bächel.“ Nun weiß die Sage allerhand zu erzählen, was an dieser Stelle sich zugetragen haben soll. Eine Jungfrau soll in den Steine verzaubert sein und alle sieben Jahre von ihm zum Bächlein hinabwandeln, um sich dort zu waschen. Eines Tages kam ein fröhlicher Hochzeitszug an dem Stein vorüber, eine Musikbande voran und das Brautpaar mit den Hochzeitsgästen jubelnd hinter drein. Da ertönte eine Stimme aus dem Stein: „Heute rot, über's Jahr todt! Und wirklich war kaum ein Jahr vergangen, da trug man die junge Frau an den Ort, von dem man nicht wiederkehrt. Seitdem schweigt jeder Hochzeitszug, wenn er an dem roten Steine vorüberzieht. — An demselben Orte soll ein Wanderer ein Nießen vernommen und sechs mal hinter einander „Gott helf“ gerufen haben; als aber das Nießen nicht aufhörte, habe er verdrießlich gesprochen: „Du verdammte Hexe, laß mich zufrieden!“ Hierauf soll eine klagende Stimme aus dem Felsen gesprochen haben: „Warum hast du mir nicht noch einmal Gottes Hülfe gewünscht, auf daß ich von dem Fluche, der mich drückt erlöst würde? Nun habe ich keine Hoffnung mehr.“*)

Mündlich.

8.

Drei Schüsse nach einem Kleeblatt.

Einst kamen drei Wildschützen auf den Schenkkeller zu Heinrichs, um einen Trunk zunehmen. Da nun ihre Meisterschaft von den Gästen bezweifelt wird, pflückt einer von ihnen im Garten ein Kleeblatt ab, der zweite nimmt die Leiter und befestigt dasselbe an der Mauer, der dritte aber ergreift die Büchse, mißt 90 Schritte von der Mauer aus ab und schießt

*) Vgl. die ähnliche Sage von der nießenden Jungfrau im 2. Heft Nr. 47.

das eine Blatt des Kleeblattes herunter. Darauf folgen die beiden anderen nach und schießen ebenfalls jeder sein Blatt herab. Nach diesen Meisterschüssen verlassen sie mit einander schweigend den Ort. Die übrigen Gäste aber haben nicht ohne Grausen zugesehen, denn sie mußten annehmen, daß solche Meisterschaft nicht ohne Hülfe des Bösen zu erringen sei. Noch heutzutage kann man an der Wand des Schenkkellers die drei Büchsenkugeln dicht neben einander erblicken.

Mündlich.

9.

Die todten Männer.

Die Gegend, wo sich die Wege von Suhl nach Mehlis und von Albrechts nach Zella schneiden, unweit des Dorfes Albrechts, führt die Gegend den Namen „die todten Männer.“ Das hat folgende Bewandniß: Die Landstraße nach Franken führte sonst dort vorüber auf Themar zu. Weil nun im Thüringer Lande und namentlich im Walde eine pestartige Krankheit herrschte und die Bewohner des Werrathales die Ansteckung fürchteten, wurde die Landstraße gegen alle von Norden her kommenden Wanderer und Gefährte sorgsam abgesperrt. Dennoch versuchten einst zwei Fuhrleute auf jenem Wege durchzukommen; da sie aber von den Wächtern entdeckt wurden, ließen sie das Fuhrwerk im Stiche und ergriffen eilig die Flucht. Nun wurden die Wagen untersucht und man entdeckte mit Schrecken in denselben die Leichen von zwei Männern, welche an der furchtbaren Pest verstorben waren und von ihren Knechten hatten in die Heimat gebracht werden sollen. Sofort wurden die Leichen an jener Stelle vergraben und Wagen und Pferde verbrannt. Nachmals setzte man zwei Denksteine daselbst und nannte die Stätte die „todten Männer.“

Nach Bechstein.

10.

Die Betrügerin und der Amtmann.

Es ist der Glaube des Volkes, daß Leute, die ihre Lebtage hindurch andere betrogen oder ungerecht behandelt haben, nach ihrem Tode zur Strafe als Gespenster umgehen. So will

man in der Nähe von Mehlis bei dem Reissigerstein oft eine Frau mit einem Schlüsselbunde gesehen haben, welche gegen Mittag ihren Umgang hielt und einmal über das andere schrie: „Drei Viertel für ein Pfund! Drei Quärtchen für eine Kanne!“ Und ältere Leute aus Mehlis haben gesagt, sie hätten in der Frau eine Krämerin erkannt, welche bei ihren Lebzeiten die Käufer durch falsches Gewicht und Maß betrog. — Auch mancher Amtmann, welcher seine Unterthanen geschunden hat, ist zum Gespenst verurteilt worden. In der Nähe des Häselberges kann man einen solchen als furchtbares Gespenst oft genug erkennen. So ist's geschehen, daß Frauen aus Bärmich einst gegen Sonnenuntergang vorübergegangen sind. Da hat die eine zur andern gesagt, indem sie stillstand und nach einer großen Eiche am Kreuzwege zeigte: „Siehst du dort unten den Amtmann?“ Und als nun die andere hinsieht, wird sie richtig den Bösewicht gewahr, wie er leibte und lebte, und es scheint ihr, als blicke er drohend zu ihnen hinüber und wolle ihnen etwas anhaben. In großer Furcht verlassen sie den Weg und ergreifen durch die Büsche zur Seite desselben eilig die Flucht. Da ist ihnen plötzlich ihr Tragekorb fort und sie müssen lange umher suchen, ehe sie denselben wiederfinden. Das konnte ihnen nur der böse Amtmann angethan haben. Derselbe ist, wie viele Leute es gesehen haben, des Nachts als Feuergespenst in der Gegend sichtbar und hat schon viel Unheil angerichtet.*)

Mündlich.

11.

Die Braut in Benshausen.

In Benshausen sollte sich einst eine Braut gegen ihre Neigung verheiraten. Schon war sie festlich gekleidet und die Glocken läuteten zur Kirche, als sie zu ihren Eltern sagte: „Ich will erst noch einmal in den Garten gehen und frische Luft schöpfen.“ Unter heftigem Weinen beklagte sie dort ihr Unglück und wollte sich gar nicht beruhigen. Da stand plötzlich ein Mann in ihrer Nähe, der suchte sie zu trösten und auf an-

*) Eine ähnliche Sage wird von dem Walperholz bei Arnstadt erzählt.

dere Gedanken zu bringen. Deshalb sagte er ihr, sie sollte einmal mit in seinen Garten kommen, der dicht neben anläge. Und er nimmt sie an die Hand und führt sie hinüber in einen herrlichen Garten, der dicht nebenan ist und den sie noch nie gesehen hat. Da finden sich wunderliebliche Blumen, kühle Springbrunnen plätschern und unzählige Vöglein zwitschern ihr anmutiges Lied, so daß der armen Braut das Herz immer leichter wurde. Endlich läuteten die Glocken zum dritten Male, und der Mann sagte zu ihr: „Nun ist's Zeit und wir wollen Abschied nehmen!“ Da ging die Braut wieder in das Haus zurück, um zur Trauung mit ihrem Bräutigam zu gehen. Wie erstaunt sie aber, als sie eintritt, denn alles war darin ganz verändert, fremde Leute waren zugegen und trugen unbekannte Trachten, auch fand sie von den Eltern und dem Bräutigam keine Spur. Wie nun die fremden Leute sich auch sehr wundern, geht einer zum Pastor und der findet im Kirchenbuche geschrieben, daß vor hundert Jahren eine Braut vor dem dritten Ausläuten in den Garten gegangen und nicht wiedergekommen war.

Nach Bechstein.

12.

Der verzauberte Bergmann.

Ein Bergmann aus Benshausen ging einmal Sonnabends zur Beichte und wollte am nächsten Tage zum Abendmahle gehen. Nun soll aber der, welcher gebeichtet hat, nicht mehr an selbigem Tage arbeiten, sondern seine Gedanken dem Himmel zuwenden. Das wollte der Bergmann nicht thun, sondern fuhr, um sein Bischen Lohn nicht zu verlieren in seinem Schachte an. Kaum war er in der Grube, so fiel dieselbe zu und er war begraben, daß er sich nicht wieder raus finden konnte. Nach hundert Jahren kommen andere Bergleute und graben an derselben Stelle eine Grube in die Tiefe, da finden sie einen Bergmann in dem alten Gange liegen, der hat einen langen weißen Bart und scheint zu schlafen. Als sie ihn wecken und er seine Augen aufschlägt, ist seine erste Frage, ob die Glocken schon geläutet wären, denn er müßte zum Abendmahl gehen. Die antworteten ihm: „Heut ist kein Sonntag, sondern ein Werkeltag, da ist

keine Kirche und auch kein Abendmahl." „Freilich" — sagt er — „ist heute Sonntag; gestern bin ich zur Beichte gegangen und heute muß ich zum Abendmahle gehen." Und weil er es nun einmal haben will, bringen sie ihn in die Kirche und rufen den Pfarrer; der gibt ihm das Abendmahl, wie er's verlangt, und als er's empfangen hat, fällt er zusammen und ist nur noch ein Häuflein Asche.

Nach demselben.

13.

Die Schätze des Rupberges.

Auf dem Rupberge bei Zella St. Blasii hat einst ein großes Schloß gestanden, das von Gebhard von Nordeck zerstört sein soll. Noch ruht im Grunde des ehemaligen Schlosses ein großer Schatz, welchen einst ein Jesuiter heben wollte. Der warb einen Zelaer Mann, daß er ihm helfen und dazu drei schuldlose Knäblein herbeischaffen sollte, die alle den Namen Johannes führen und dem großen schwarzen Hunde geopfert werden müßten, der den Schatz bewachte. Der Mann hat es auch zugesagt und in einer Johannisnacht ist der Jesuiter mit einigen Männern aus Mehlis auf den Rupberg gestiegen und hat an dem Kellerloch seine Beschwörung angestellt. Wirklich rückt auch der Schatz in einer großen Braupfanne herauf und schon sieht der Ring derselben hervor, da entsteht plötzlich ein furchtbarer Spuk, der alle mit Entsetzen erfüllt. Sie sehen einen Galgen und ein Rad, dann ein großes Heer Soldaten ohne Köpfe, ein großes Fuder Heu fährt dicht vorüber und droht auf sie zu fallen, ein schreckliches Getöse dringt aus der Tiefe und weiße Jungfrauen umtanzen sie und winken ihnen zu folgen. Das ist doch gar zu viel, und einer von den Leuten thut einen Angstruf; alsbald ist alles verschwunden, der Spuk, und die Braupfanne; nur den Ring behält der in der Hand, welcher ihn eben ergriffen hatte. In der Kirche zu Mehlis soll dieser Ring noch heutigen Tages aufbewahrt werden.

Nach Bechstein.

14.

Vom Schwertstein.

Von dem Schwertstein, welcher nahe bei Wichtshausen an dem Wege nach Ebertshausen liegt und das Zeichen eines aufrecht stehenden Schwertes trägt, wird folgendes erzählt: Zwei Jägerburschen hatten ein schönes Mädchen lieb und haßten sich dieserhalb wie die Hölle; deshalb kamen sie dort zusammen und kämpften auf Leben und Tod um den teuern Besitz. Da ist's geschehen, daß sich beide gegenseitig durchbohrten. Zum Gedächtniß wurde der Stein aufgerichtet. Einst baute sich nun ein Mann in Wichtshausen ein Haus, wozu er sich von jener Höhe Steine anfahren ließ. Da geschah's, daß der Fuhrmann auch den Schwertstein mitbrachte und die Maurer denselben zur Mauer verwendeten. Aber das hatte böse Folgen. Kaum war das Haus fertig und der Besitzer eingezogen, als derselbe durch fürchterliches Gepolter entsetzlich erschreckt wurde. Nach langem, vergeblichem Forschen wurde der Schwertstein als der Urheber des Unheils entdeckt, aus der Mauer wieder herausgenommen und nach seiner alten Stelle zurückgebracht; von Stund an wurde Ruhe im Hause.

Mündlich.

15.

Von der Wüstung Germelshausen.

Von der Wüstung Germelshausen, welche in der Dillstedter Flur liegt, geht die Sage, daß das Dorf daselbst verwünscht sei. Viele Leute der Gegend haben es gesehen, wenn es wieder einmal dem menschlichen Auge erschienen ist. Ein glaubwürdiger Mann aus Wichtshausen ging einst nach Marisfeld zu. Da sah er plötzlich in dieser Gegend, welche ihm damals noch völlig fremd war, ein stattliches Dorf liegen, hörte die Hunde bellen und die Hähne krähen, auch erblickte er eine Frau, welche vor ihm her dem Dorfe zueilte. Er rief derselben zu, um sie nach dem Orte zu fragen, aber sie wollte nicht hören und je mehr er schrie, desto schneller eilte sie nach dem Dorfe. In der Nähe desselben befand sich auch ein Teich, welcher vollständig eingeraset

war und er konnte die Leute nicht begreifen, welche ihn also vernachlässigten. In das Dorf selbst ist er nicht gekommen, sondern an demselben vorübergegangen. Als er wieder des Weges zurückkam, sah er weder Dorf noch Teich, sondern nichts als gewöhnlichen Acker. Die Geschichte erzählte er einem Manne in Wichtshausen, der meinte: „Seid froh, daß ihr nicht in das Dorf gegangen seid, der Frau nach, denn sonst hättet ihr eure Heimat nicht wiedergesehen; was den Teich betrifft, so hättet ihr ein Kleidungsstück auf denselben werfen sollen, wodurch er geblieben wäre und euch vielleicht Glück gebracht hätte; freilich konnte auch das Gegenteil eintreten.“ — Ein Feldscher, welcher denselben Weg machte, will in das Dorf gekommen sein und erzählt davon folgendes: In dem Dorfe begegneten ihm die Leute in altmodischen grauen Kutten und gingen in die Kirche; redete er sie an, so erhielt er keine Antwort. — Eine Frau endlich erzählt, daß sie einst in jener Gegend auf einem Leinentuche eine Menge Flachsknoten gesehen und einige derselben mitgenommen habe. Bei dem Nachhausekommen fand sich's, daß die Knoten zu Dukaten geworden waren. Hernach hat die Frau keine Knoten wieder gefunden.

Nach Bechstein.

16.

Von der Trompetereiche.

Unweit des Kirchberges steht bei Schmeheim im Walde eine alte Eiche, von welcher folgendes erzählt wird: Die Schweden und Kaiserlichen standen sich während des dreißigjährigen Krieges dort grade gegenüber, als die Botschaft kam, daß der westfälische Friede abgeschlossen sei. Da sandte jedes Heer an das andere einen Trompeter ab, ihm die Friedensbotschaft mitzuteilen. An jener Eiche trafen dieselben zusammen, stiegen in die grüne Laubkrone derselben hinauf und bliesen den lieben Frieden fröhlich in die Welt hinein, daß Berg und Thal davon wiederhallten und allen Menschen, die mit Zittern den Beginn einer blutigen Schlacht erwartet hatten, das Herz von Wonne erfüllt wurde. Von jener Zeit an heißt der uralte Baum die Trompetereiche.

Mündlich.

17.

Wie die Stadt Schleusingen gegründet ward.

Vor uralter Zeit jagte einst ein junger, schöner Graf in den großen Wäldern, welche den Südabhang des Thüringerwaldes bedeckten. Da sprang vor ihm ein schneeweißes Reh auf, das er mit frischer Jagdlust fortgesetzt verfolgte, aber, so sehr er sich abmühte, nimmer erlegen konnte. Endlich breitete die Nacht ihre Schatten über die ganze Gegend aus und, von seinen Jagdgenossen getrennt, mußte der edle Herr ein einfaches Lager auf dem moosigen Grunde des Waldes suchen. Am Fuße eines Felsberges streckte er sich nieder und schon begannen seine Lider sich im Schlummer zuzusenken, als ein wunderbarer Glanz ihn umleuchtete. Er rieb sich die Augen und gewahrte eine herrliche Grotte, in welcher sich ein Krystallbecken befand. Drei silberklare Quellen ergossen ihre Gewässer hinein nnd auf diesen tanzte eine wunderliebliche Fee, um deren Stirne sich ein funkelndes Band mit den Zeichen S L U S schlang. Süße Weisen tönten von der Fee zu dem Grafen hinüber und ihre weißen Hände winkten ihm freundlich zu, so daß er, von Sehnsucht ergriffen, zu der Grotte eilte. Da erzählte ihm die holde Wasserfee, daß das weiße Reh ihre Tochter sei, die der böse Zauberer, dessen festes Schloß auf dem Felsberge stände, also verwandelt habe. Und nun bat sie ihn mit rührenden Worten, daß er, sobald sie den Bösewicht durch ihren Gesang eingeschläfert habe, hinauf steigen und ihn tödten möchte. Gern war der edle Graf hierzu bereit und da die Fee ihm durch die Wunderzeichen ihres Stirnbandes Kraft einflößte, war bald das schwere Werk gethan. Die geheimnißvollen Zeichen aber bedeuteten: Sie (nämlich die junge Fee) Liebe Und Siege. Hierauf mußte der Graf vollends den Zauber der jungen Fee lösen, indem er das weiße Reh dreimal in der Silberflut der vereinten Bergquellen badete. Dasselbe verwandelte sich in eine unbeschreiblich schöne Jungfrau, die der Graf zur Gattin nahm. Auf dem Berge über dem Born, in dem sich die drei Bergbäche Schleuse, Erle und Nahe vereinigen, gründete er ein schönes Schloß und nannte sich und sein Geschlecht von der Brunstätt. Unterhalb des Schlosses entstand bald darauf die Stadt Schleusingen, deren Namen aus den geheim-

nißvollen Buchstaben S L U S gebildet ist. Noch jetzt führt die Stadt, nachdem das Geschlecht der Grafen von der Brunstätt längst ausgestorben ist, als Wahrzeichen eine Wasserfee und diese soll noch immer in dem klaren Schloßbrunnen ihre Wohnung haben.

Nach Bechstein.

18.

Die Glocke des Gottesfeldes.

Auf dem Gottesfelde, einer Wiese am Südabhange des Adlerberges, lag einst eine blühende Stadt; da aber ihre Bewohner über alle Maßen gottlos waren, ließ sie der Herr mit denselben plötzlich tief in die Erde hinabsinken. Nun geschah es, daß lange Zeit darnach ein Hirt seine Heerde daselbst weidete; da gewahrte er eine Glocke, welche durch ein Wildschwein aus dem Boden hervorgewühlt worden war. Er machte in Schleusingen davon Anzeige und die Bürgerschaft dieser Stadt zog alsbald hinaus, erhob die Glocke vollends und fuhr sie hinab in den Ort. Weil man nun im Turm noch Platz für eine Glocke hatte, so ward die gefundene hinaufgewunden und zu den übrigen gehängt. Aber siehe da, beim ersten Läuten gab sie einen ganz entsetzlichen Klang und schon beim dritten Schlage war sie zersprungen. Die Schleusinger wußten schnell Rat; sie gaben das Metall einem Glockengießer und ließen die Glocke neu gießen. Aber der Klang blieb so schauerlich wie früher und beim dritten Schlage war die Glocke wieder zersprungen. So ist's noch ein drittes Mal ergangen; da haben die Schleusinger richtig erkannt, daß der Fluch Gottes ebenso auf der Glocke ruhe, wie auf dem ganzen Gottesfelde, und haben keinen weiteren Versuch gemacht ihr einen frommen Klang zu entlocken.

Nach demselben.

19.

Die Nixe der Todtenlache.

Von der Todtenlache, welche zwischen Rappelsdorf und Schleusingen liegt und ihren Namen davon haben soll, daß die Leichen der Rappelsdorfer, die in Schleusingen beerdigt werden, bis an diese Stelle das Trauergeleit zu erhalten pflegen, erzählt

man unter anderen folgende Sage: Eine junge Nixe stieg einst aus der Todtenlache empor, die war wie ein junges, schlankes Mägdlein, trug um den Hals eine schwarze Perlenschnur, um den Leib ein schuppiges Mieder von meergrüner Farbe; ein rotes Tuch schlang sich um ihren Busen, geschmückt mit einem Perlenstrauß, ihre Lenden umgab ein scharlachroter Schurz und ein häßlicher Fischschwanz schleifte hinter ihr drein. Nun wurde auf der Hudelburg, einem Gasthofe bei Rappelsdorf, eben ein Hochzeitstanz gehalten; dorthin eilte das Nixlein und setzte sich zu dem langen Frieder, einem rüstigen Junggesellen. Der fand Gefallen an dem Nixlein und dieses an ihm, also daß sie fröhlich um die Linde mit einander tanzten und heitere Gespräche führten. Da offenbarte ihm auch die Nixe, daß sie ihn recht lieb habe und gern seine Braut wäre, wobei sie ihn zärtlich anblickte und innig küßte. So ging der Tag allmählich vorüber und die Nacht brach an, ohne daß sie darauf achteten. Plötzlich sprach das Nixlein zu seinem Frieder: „Weh' mir, nun muß ich von dir scheiden und zu der Lache zurückkehren, in der ich wohne. Wie gern würde ich bei dir bleiben, mein Geliebter, oder doch bald zu dir zurückkehren, aber da ich gegen meines Vaters Gebot gekommen und nun so lange fortgeblieben bin, werde ich wohl mein bei dir genossenes Glück mit dem Tode büßen müssen!" Geh' morgen früh zu der Lache, und findest du sie hell und grün, so bin ich gesund; findest du sie aber blutigrot, so ist's um mich geschehen. Und dabei fing es bitterlich zu weinen an und eilte nach einem herzlichen Kusse von dannen. Sobald der Morgen des nächsten Tages graute, eilte der Frieder zu der Lache, und als er sie blutigrot fand, ergriff ihn so tiefer Schmerz und so heiße Sehnsucht nach seinem Nixlein, daß er in die Todtenlache sprang, um sich mit demselben zu vereinigen.

Nach demselben.

20.

Die unheimliche Nonnenprocession.

Am St. Ursulentage ging ein Priester von Krauthausen nach Kreuzburg, als eben der Tag zu dämmern anfing. Eben näherte er sich der Stadt, als er einem Zuge weißgekleideter Nonnen mit brennenden Kerzen begegnete, welche den Hymnus de profundis sangen. Der Priester war ganz starr vor

Schrecken, wagte aber nicht von der Stelle zu gehen. Da wendete sich eine der Schwestern zu ihm um und sprach mit freundlicher Stimme: „Wie kannst du schweigen, da du ein Priester bist? Komm zu uns und singe unsern Hymnus mit!" Der Priester faßte sich ein Herz und that also. Als der Zug nun in der Nähe der Liboriuskirche anlangte, näherte sich ihm ein ehrwürdiger Priester, vor welchem sämmtliche Nonnen das Knie beugten, um von ihm den Segen zu erhalten. Nachdem dies geschehen, übernahm der ehrwürdige Greis die Führerschaft des Zuges, der sich unter Gesängen an der Werra einen Bergpfad hinaufbewegte. Sobald der Priester Gelegenheit fand, machte er sich von dem unheimlichen Zuge fort. Kaum aber war er von demselben einige Schritte entfernt, als eine Stimme ihm nachrief: „Vergeblich suchst du zu fliehen — deinem Verderben wirst du nicht entfliehen!" — Schon am dritten Tage darauf starb er, vom Blitze getroffen.

Nach Witzschel.

21.

Die Bierreise von Kreuzburg nach Coburg.

Es war im Jahre 1399 und überaus heiß, als etliche Bürger aus Kreuzburg, darunter Curt und Hans Henning, zur Werra hinabgingen, um sich in den Wellen derselben zu erfrischen. Nachdem sie aus dem Bade gestiegen waren und sich auf den Heimweg gemacht hatten, sprach Curt Henning von ungefähr: „Was meint ihr, wollen wir nicht jetzo zu Biere gehen!" „Warum nicht?" sagten die anderen — „wenn du uns eine Herberge zeigst, in der ein guter Trunk feil ist." „Daran soll's nicht fehlen," — versetzte jener — „wenn ihr nur folgen wollt!" „Wir gehen überall hin mit dir!" rufen alle. Und Curt geht voran, die anderen hinter drein, und so wandern sie in ihren Badekleidern zum Thore hinaus nach Coburg, 14 ganze Meilen weit, und trinken sich allda mehrere Tage lang dick und voll. Der Rat von Coburg vernimmt von den seltsamen Gästen und läßt sie fragen, woher sie gekommen wären. Sie antworten: „Wir sind ehrliche Bürger von Kreuzburg und wollen uns nur einmal an gutem Biere erquicken!" Nachdem etliche Tage verstrichen sind, und die Kreuzburger sich des Guten

genug gethan haben, schicken sie einen Boten nach ihrer Heimat, um von ihren Weibern Geld zuholen, damit sie die Zeche bezahlen und als ehrliche Leute wieder nach Hause ziehen könnten. Das wäre nun freilich nicht nötig gewesen, denn der Rat von Coburg hielt sie frei und ließ sie mit allen Ehren abziehen. So kamen sie denn in ihren Badekleidern wieder glücklich in Kreuzburg an, und ihre Weiber sollen, der endlichen Rückkunft froh, allen gern die weite Bierreise verziehen haben. Das Coburger Bier ist seitdem immer gut und berühmt geblieben.

Nach demselben.

22.

Das Storchengericht.

Es war an einem Sonnabend des Jahres 1355, als gegen Abend eine so große Menge von Störchen in die Stadt Kreuzburg kam, daß alle Dächer der Kirchen, Türme und Häuser mit ihnen bedeckt wurden. Die guten Kreuzburger waren darüber nicht wenig erstaunt und redeten mit einander, was das wohl zu bedeuten haben möge. Das sollten sie am nächsten Tage erfahren. Als nämlich die Glocken zur Messe geläutet wurden, machten sich alle Störche auf und flogen vor die Stadt, wo sie sich auf einer Wiese beim Hetzthale niederließen. Nun sahen die Leute, die ihnen gefolgt waren, daß die langbeinigen Tiere sich in zwei Gruppen teilten, als ob sie mit einander beraten und ein Verhör abhalten wollten, und es schien dies um so mehr der Fall zu sein, als einzelne von der einen zur andern Seite hin und her gingen, wie es bei Verhandlungen zu geschehen pflegt. Als die Störche sich nach einiger Zeit wieder erhoben und davon flogen, fand man drei Todte auf der Wiese und Leute, welche besonders gut unterrichtet zu sein glaubten, haben hernach erzählt, daß dieselben sich des Ehebruchs schuldig gemacht hätten und deshalb von dem Storchengericht mit dem Tode bestraft worden wären. In der That erzählt man, daß die Störche die Verletzung ehelicher Treue nicht unter sich dulden und über alle, welche sich derselben schuldig gemacht haben, strenges Gericht halten.

Nach demselben.

23.

Die Wichtelmänner im Spatenberge.

In dem Spatenberge bei Kreuzburg, das ist in dortiger Gegend allgemein bekannt, haben seit Alters Wichtel- oder Heinzelmänner gehaust. Die kleinen runden Steinchen, die man in jener Gegend vielfach findet, pflegt man Wichtelsteinchen zu nennen, weil die Wichtelmännchen damit spielen. In vielen Häusern von Kreuzburg haben auch Wichtelmännchen gewohnt, die dem einen Glück, dem andern Unglück gebracht, in Sonderheit aber sich der Kindbetterinnen angenommen, deren Kinder häufig vertauscht oder gestohlen, sowie die Pferde in den Ställen mannigfach beunruhigt haben. Einst ging eine Nonne aus dem St. Petersкloster in Kreuzburg mit einer andern am Spatenberge vorüber; da vernahm sie hinter sich ein leises Geräusch und bemerkte, als sie sich umschaute, ein kleines, steinaltes Männlein mit langem Barte und schneeweißem Haupte, das trug bäuerliche Kleidung und führte ein weißes Stäblein in der Hand. Das Männlein kam näher, nahm das Hütlein ab und grüßte die Nonne gar freundlich. Als dieselbe dankte, fragte es, wohin sie gehen wollte, und sagte dann: „Habe auf den Weg wohl Acht, denn dort am Berge kann jeder, der nicht genau Bescheid weiß, sich arg verirren. Willst du, so begleite ich dich bis zu der Stelle, von der aus du sicher gehen kannst.“ Da nun die Nonne viel von den Wichtelmännchen gehört hatte, die am Spatenberge hausten, aber niemandem etwas zu Leide thäten, so war sie unerschrocken, nahm die Begleitung an und unterhielt sich lange mit dem Kleinen. Dabei fragt sie ihn, ob er nicht einmal in das Kloster kommen und die Nonnen besuchen wolle, dann solle er mit Eiern, Milch, Butter und Kuchen wohl bewirtet werden. „Das will ich gern thun“ — sagt der Kleine — „nur dürft ihr mich nicht kränken und mir keine Unruhe bereiten, denn sonst würde es euch übel bekommen.“ Unterdessen hatten sie den Hügel erreicht; da sagte das Männlein: „Dort ist der rechte Weg, der euch sicher führt, nun bin ich nicht mehr nötig!“ und damit grüßte es freundlich und kehrte wieder um. Die Nonne hat dies alles ihren Klosterschwestern erzählt, man hat aber nicht gehört, daß der Wichtelmann in das Kloster gekommen ist, wie er versprochen hat. Nach demselben.

24.

Der Wichtelmann in der Kinderstube.

Eines Metzgers Frau lag, während er auf den Viehhandel gegangen war, im Kindbette darnieder. Während er Abends bei der Heimkehr an dem Spatenberge vorübergeht, vernimmt er zu seiner Verwunderung den Ruf: „Wenn du nach Hause kommst, sag' Kielkehl, daß seine Frau krank sei und bald sterben werde!" Er dreht sich um, aber bemerkt niemanden, so daß er gedankenvoll weitergeht. Daheim sagt er seiner Frau, die er im Bette findet: „Als ich am Spatenberge vorüberging, rief mir eine Stimme nach: Wenn du nach Hause kommst, sag' Kielkehl, daß seine Frau krank sei und bald sterben werde! — Ich weiß gar nicht, was das zu bedeuten hat, denn ich habe keinen Menschen gesehen und auch noch nie von einem Kielkehl gehört." — Kaum hat er solche Worte gesprochen, so kriecht unter dem Bette der Frau ein kleines Männlein mit runzligem Gesichte und langem Barte hervor, tritt mit erschrockenem Antlitze vor den Metzger und spricht: „Meine Frau, sagst du, ist krank? Da muß ich machen, daß ich nach Hause komme." — Und alsbald ist das Männlein zur Thür hinaus; es war ein Wichtelmann, der sich bei der Kindbetterin heimlich eingestellt hatte — in welcher Absicht, hat man nicht erfahren.

Nach demselben.

25.

Wie die Wichtelmänner des Spatenberges ihren Abzug hielten.

Nachdem die Wichtelmänner lange Zeit im Spatenberge gewohnt und dort ihr Wesen getrieben hatten, faßten sie plötzlich den Beschluß von dort nach einem andern Orte zu wandern. Eines Morgens pochten zwei kleine Männer bei dem Fährmann Beck in Spichra noch vor Sonnenaufgang stark an das Fenster und forderten von ihm an das jenseitige Ufer gefahren zu werden. Der Fährmann sprang auf und begab sich mit den Kleinen in den Kahn. Eben wollte er von dem Ufer abstoßen, als die

Männlein ihn baten noch einen Augenblick zu verziehen. Er kam dieser Aufforderung willig nach, aber wer beschreibt sein Erstaunen, als der Kahn sich, ohne daß neue Fahrgäste sichtbar werden, immer tiefer senkt und zuletzt nur eine Hand breit über dem Wasser emporragt? Er schüttelt einmal über das andere den Kopf, als aber die kleinen ihm die Abfahrt befehlen, rudert er rüstig vorwärts. So schwere Fahrt hat er aber noch nie gehabt; es ist, als wenn die Ladung viele, viele Centner beträgt. Endlich hat er das andere Ufer glücklich erreicht; da ereignet es sich, daß der Kahn sich ebenso weit aus dem Wasser wieder erhebt, wie er sich vordem gesenkt hat. Das wird dem Fährmann immer seltsamer und er schaut unter eigentümlichen Gedanken auf die Kleinen, als einer derselben zu ihm spricht: „Du wunderst dich über deine Fahrgäste; willst du sehen, wen du gefahren hast, so blicke mir über meine rechte Schulter hinweg." Als dies der Mann thut, wird er eine unendliche Reihe von noch viel kleineren Männlein gewahr, die über das Maßhelder Feld hinziehen und noch immer dem Kahne entsteigen. Da beginnt wieder das Männlein: „Da du nun weißt, wen du gefahren hast, wirst du mir auch sagen können, was die Ueberfahrt kostet; du kannst dir Geld fordern, wenn du nicht einen Scheffel guten Salzes vorziehst." Der Fährmann wählte das letztere, und gleich darauf lag dasselbe neben ihm im Kahne, während die Männlein verschwanden. Beck kehrte zufrieden nach Hause zurück, wo er den Seinigen die Geschichte erzählte. — Seitdem hat man am Spatenberg keine Wichtelmänner wieder gesehen.

Nach Heusinger.

26.

Der lahme Fleischbote von der Brandenburg.

Unweit Gerstungen erheben sich die Trümmer der Brandenburg, auf welcher einst ein mächtiges Grafengeschlecht hauste, welches das Recht besaß, für die Fleischer in Gerstungen die Taxe zu bestimmen und sich an jedem Fleischtage das beste Stück abholen zu lassen. Nun hatte der Graf einst einen Krüppel mit der Botschaft betraut, welcher sich auf einem Esel zu den Fleischtagen einstellte und in zwei großen Körben, die dem Esel zur

Seite hingen, das Fleisch fortführte. Da aber die Fleischer vor der Ankunft des Boten kein Fleisch verkaufen durften, so ärgerten sie sich gewaltig darüber, daß derselbe immer sehr spät zur Stelle kam. Vergeblich ermahnten sie den Krüppel zu einer pünktlichen Ankunft, derselbe aber kehrte sich nicht hierdran, verspottete die Fleischer und erklärte, daß er als Vertreter seines Grafen und Herrn nicht nach den Wünschen der Gerstunger zu fragen brauche. Der Gildemeister der Fleischer, ein stolzer und heftiger Mann, sprach endlich zu seinen Mitmeistern: „Wollt ihr das Unwesen noch länger dulden? Ich für meine Person mag es nicht, sondern werde dafür sorgen, daß es anders wird.“ Die anderen schwiegen; als aber der lahme Bote wiedergekommen war, man ihn von dem Esel herabgehoben hatte und er nun in unverschämter Weise das Fleisch musterte, um die besten Stücke für seinen Grafen zu fordern, versetzte ihm der Gildemeister einen derben Schlag, daß er umsank. Die übrigen Meister folgten seinem Beispiel nach und schlugen so lange auf den Krüppel los, bis derselbe ganz todt war. Den Leichnam hackten sie in Stücke, legten diese dem Esel in die Körbe und gaben dem Langohr einige kräftige Hiebe, daß er ohne Führer der Brandenburg zutrabte. Der Graf hatte kaum gesehen, daß man ihm statt des Fleisches seinen Boten zu Stücken gehauen übersandte, als er den Gerstungern fürchterliche Rache schwur und sofort Fehde ankündigte. Der Rat der Stadt geriet in große Sorge und beschloß zunächst, durch einen geschickten Unterhändler einen Vergleich anzustreben. Der Abgesandte begab sich auf die Burg und stellte dem Grafen vor, daß die Fleischerzunft durch die absichtliche Verspätung und den Uebermut des Boten dermaßen gereizt worden sei, daß solche Gewaltthat ganz erklärlich erschiene; wolle nun der Graf die Schuldigen strafen, so müsse er die ganze Fleischerzunft ausrotten, was unmöglich seine Absicht sein könnte, wenn er bedächte, wie viele Witwen und Waisen dann um eines Mannes willen entstehen würden; gern — so setzte er hinzu — werde die Stadt eine bedeutende Buße zu zahlen bereit sein. Der Graf dachte: Wollen sie selbst eine Buße auf sich nehmen, so soll dieselbe eine derartige sein, daß ihnen hören und sehen vergeht. Er sagte also zu dem Unterhändler: „Dünkt euch das Blut eurer Fleischhacker so wertvoll, so schafft mir einen Scheffel Silberlinge von eines

Pfennigs Wert, drei himmelblaue Windhunde und drei Eichenstöcke ohne Knoten, so hoch wie ich selbst bin. Schafft ihr diese drei Stücke bis heute über fünf Jahre, so soll die Sache vertragen und überdies mein Recht auf eure Fleischbank erloschen sein, denn ich mag aus den Händen eurer Bluthunde nichts mehr empfangen. Ist aber die Zeit verstrichen, ohne daß meine Forderungen bis auf's kleinste erfüllt werden, so soll mir die ganze Rotte überliefert werden und ich will dann mit ihr thun, was mir gut scheint." Als der Gesandte wieder in die Stadt kam, entsetzte sich der Rat, denn die Erfüllung jeder Bedingung erschien so außerordentlich schwer, daß man an derselben verzweifeln mußte. Allmählich jedoch beruhigte man sich und beschloß die Sache wenigstens zu versuchen. Man sandte also einen Boten aus, der in allen Landen bei den Juden und Kaufleuten nach ganz kleinen Silberlingen spähen und dieselben sammeln sollte. Sodann wählte man ein Schock kräftiger Eichensprößlinge aus, die soeben den ersten Trieb aus der Erde gemacht hatten, hob dieselben behutsam aus, setzte sie in einen besonders gut gedüngten und zugerichteten Garten und umgab sie mit hohen, genau anschließenden Glasröhren, sodaß Seitensprossen ganz unmöglich waren und die jungen Reiser kerzengrade in die Höhe wachsen mußten. Endlich richtete man ein Gemach ein, dessen Wände, Fußboden und Decke himmelblau, dessen Fenster mit himmelblauen Zeugen verhängt waren. Dahinein setzte man nun drei schneeweiße junge Windhunde, kleidete ihre Wärter gleichfalls himmelblau und gab ihnen auch stets nur Futter und Wasser von dieser Farbe. Als nun die beiden Hündinnen, die unter den Tieren waren zum ersten Male Junge warfen, waren dieselben wirklich mit blauen Fleckchen versehen. Man behielt also die Einrichtung bei, erhielt bei der zweiten Zucht schon etwas blauere Tiere, ja bei der dritten Zucht war himmelblau bereits die Hauptfarbe und am Ende des fünften Jahres fanden sich in dem vierten Geschlecht wirklich drei Hunde, welche vollständig himmelblau aussahen. Mit den Eichenschößlingen glückte es nicht minder. Zwar ging eine Anzahl derselben ein, eine andere Zahl trieb trotz der Einrichtung Seitenaugen, aber drei Pflänzchen wuchsen doch kerzengrade und ohne Knoten empor und erreichten die Höhe eines großen Mannes. Der Bote endlich, welcher nach jenen kleinen Silberlingen suchte,

kehrte zur rechten Zeit zurück und brachte soviel der kleinen Münzen herbei, daß das Scheffelmaß ganz voll wurde und auch kein einziger Silberling mehr darauf ging. — Da mußte der Graf seine schlimme Absicht aufgeben und zugleich auf sein altes Recht verzichten. Der Rat von Gerstungen aber war gar froh und verwandelte, um auch den Himmel zu versöhnen und sich für die Errettung dankbar zu erweisen, den Fleischscharren in ein Siechenhaus für arme Krüppel; auf dem Platz aber, wo die blutige That geschehen war, ließ er einen breiten Stein einlegen, welcher nach dem lahmen Boten des Grafen noch jetzt der Limpertstein heißt.

Nach demselben.

27.

Vom Brautstrudel.

Ein junges Brautpaar kehrte einst von der Hochzeit in Kreuzburg mit seinem Gefolge nach Buchenau zurück. Als sie nun an den Fuß des Eschenborner Berges kamen, wo sich die Werra über einer bodenlosen Tiefe im raschen Wirbel dreht, sprach die junge Frau scherzend zu ihrem Manne: „Würdest du mir wohl nachfolgen, wenn ich dort hineinstürzte?" und indem sie mit dem Finger nach dem Strudel zeigte, trat sie so dicht an das Ufer heran, daß die Wellen ihre Füße benetzten. Der Mann entgegnete: „Wie kannst du daran zweifeln? Doch wozu solche Frage? Komm, laß uns weiterziehen!" Aber sie bleibt lächelnd stehen, und je mehr ihr Mann sich ängstigt und sie zum Weitergehen ermahnt, desto mehr steigert sich ihr übermütiger Scherz. Da rauscht plötzlich der Strom hoch auf und aus dem Strudel taucht die Nixe mit bleichem, drohendem Antlitz empor. Die junge Frau will sich zu ihrem Manne flüchten, doch schon ist sie von der Nixe ergriffen und von derselben mit in die Tiefe des Strudels hinabgezogen. Der treue Mann besinnt sich keinen Augenblick; zur Rettung seiner Frau springt er in den Strom, doch auch er wird in den Abgrund hinabgerissen. Seitdem heißt jene Stelle der Brautstrudel und wird namentlich von Liebenden ängstlich gemieden.

Nach demselben.

28.

Wie man die Wichtelmänner los wird.

In einem Bauernhause des Werrathales hatte sich ein Wichtelmännlein eingefunden, das den Leuten bei ihren Arbeiten getreulich half und nie etwas Böses zufügte. Zu tadeln fanden die Leute nur, daß es bei den Kindern immer hungrig stehen blieb, wenn dieselben ihr Brot verzehrten, und sobald sie dieses einmal aus der Hand legten, drüberher war und es verzehrte. So kam es denn, daß Kinder und Eltern dem Gaste bald in gleicher Weise abhold waren und darauf sannen, wie sie ihn los werden könnten. Einst erzählten sie die Sache einem Fremden, der des Weges daher kam; der sagte: „Nehmt, wenn das Wichtelmännlein wieder einmal bei den Kindern steht und ihr Brot neidisch anblickt, zwei Nußschalen, füllt die eine derselben mit Wasser und gießt nun eine Zeit lang fortgesetzt dasselbe aus der einen Schale in die andere, so wird das Männlein bald auf und davon sein.“ Die Leute führten auch wirklich aus, was ihnen der Fremde geraten hatte; da sah das Wichtelmännlein einige Augenblicke gar verwundert zu und rief dann aus:

„Bin so alt wie der Sülingswald,
Doch muß ich gesteh'n:
Solche Brauerei hab' ich niemals gesehen.“

Alsbald lief es zur Thür hinaus und ließ sich niemals wieder sehen.

Nach Witzschel.

29.

Der Wagen der Frau Holle.

Die Frau Holle hält, wie man weiß, in der Weihnachtszeit ihren Umzug. Davon erzählt man folgende Geschichte: Durch den Wald, welcher früher in der Gegend von Tiefenort und Krainburg stand, fuhr einst im kalten Winter ein Wagen, in dem eine fremde Dame saß. Da nun der Weg vom Schnee- und Regenwetter gar sumpfig und morastig war, so blieben die Räder im Kote stecken und eins der Räder zerbrach. Zum Glücke kamen einige Holzhauer, die von der Arbeit heimkehren

wollten, des Weges daher; die werden von der Dame um Hülfe gebeten, hauen auch sogleich einige Stangen ab und machen für das zerbrochene Rad eine sogenannte Schleife, so daß der Wagen aus dem Sumpfe herauskommen und weiterfahren kann. Die Dame sagt ihnen schönen Dank und fordert sie auf, die umherliegenden Späne als Lohn für ihre Mühe mitzunehmen. Darüber haben sie ihren Spott und gehen unwillig ab, ohne der Aufforderung nachzukommen. Nur einer von ihnen hebt, ohne sich etwas dabei zu denken, einige Späne auf und steckt sie in die Tasche. Zu Hause holt er dieselben hervor, um sie in den Ofen zu werfen; siehe, da haben sie sich in gediegenes Gold verwandelt.

Nach demselben.

30.

Der Hautsee bei Dönges.

Zwischen Marksuhl und Vach liegt in der Nähe des Dörfchens Dönges ein kleiner See mit einer schwimmenden Insel, die wie eine Haut auf dem Wasser liegt, weshalb der See den Namen Hautsee erhalten hat. Einst war in Dönges Kirmes und alle Leute fröhlich und guter Dinge. Da kamen auch zwei schöne Jungfrauen in das Dorf und tanzten mit den jungen Burschen bis in die späte Nacht hinein. Als nun aber die Uhr zwölf schlug, waren sie plötzlich verschwunden, trotzdem der Tanz noch nicht beendet war. Am folgenden Tage waren die beiden wieder da und vielbegehrte Tänzerinnen. Damit sie aber nicht wieder so bald fortgehen sollten, versteckte einer der Burschen während des Tanzes die Handschuhe. Als die Mitternachtsstunde herannahte, wollten sie wieder fort und die eine lief ängstlich umher, ihre Handschuhe zu suchen. Während des Suchens schlug es zwölf; da liefen die Jungfrauen in großer Hast davon und stürzten sich in die Tiefe des Sees. Derselbe hatte sich am folgenden Tage blutrot gefärbt und soll auch jedesmal an demselben Tage des Jahres diese Farbe annehmen. Die zurückgebliebenen Handschuhe waren mit schönen Perlen und kostbaren Steinen besetzt.*)

Nach Grimm.

---

*) Vgl. die Sage Nr. 19. Eine ähnliche Sage wird auch von dem Sülzenbrücker Teiche in der Nähe der Gleichen erzählt.

31.

Vom Zinselloch und Rutenacker.

Das Zinselloch ist eine Tropfsteinhöhle am oberen Retschenbach zwischen Meschenbach und Rabenäußig; dort sollen seit Alters Zwerge gehaust haben, welche man in der Gegend Zinselmännchen nennt. Einst — so erzählt man — findet ein Bauer aus Meschenbach ein Zinselmännchen in seinen Erbsen und will ihm zur Strafe sein Mützchen abpfänden. Da bittet das Männlein und verspricht dem Bauern, daß es ihm dafür eine Rute stecken wolle, von der er immer glücklich sein sollte. Der Bauer ist's zufrieden und läßt das Männlein wieder frei; dieses aber steckt ihm nun den ganzen Acker voll Ruten, so daß er die Glücksrute nicht finden kann. Das ärgert den Bauer gewaltig, und als er wieder einmal ein Zinselmännchen in seinen Erbsen findet, ergreift er es und schlägt es unbarmherzig todt. Darüber wurde die kleine Gemeinde der Zinselmännlein so erbittert, daß sie die Gegend verließ und sich eine neue Heimat aufsuchte. Wohin sie gezogen ist, hat man noch nicht erfahren können, doch jenen Acker nennt man noch immer den Rutenacker und jene Tropfsteinhöhle das Zinselloch.

Nach Witzschel.

32.

Wasunger Streiche.*)

Der Galgen.

Auf einem Hügel unweit Wasungen stand ein Galgen, welcher der Stadt gehörte. Nun wurde einst ein fremder Dieb nach Wasungen gebracht und sollte an dem Stadtgalgen gehenkt werden. Da versammelten sich die Ratsherren von Wasungen und legten feierlichen Protest hiergegen ein, indem sie sprachen: „Wir haben hier einen Galgen für uns und unsere Stadtkinder und brauchen keine fremden armen Sünder daran.“ Sie litten also nicht, daß jener Dieb an dem Galgen gehenkt wurde, und

*) Sämmtliche nach Bechstein.

da sie nun nicht wußten, was sie mit ihm anfangen sollten, so gaben sie ihm einen Zehrpfennig und sagten ihm, daß er sich aus der guten Stadt Wasungen fortscheren und sich hängen lassen sollte, wo er Lust hätte.

Die Eselseier.

Einst kam ein Fuhrmann durch Wasungen, welcher Kürbisse geladen hatte. Da nun die Wasunger noch keine Kürbisse gesehen hatten, so betrachteten sie dieselben mit großer Neugierde und einer fragte den Fuhrmann, was das für Eier wären. Derselbe antwortete schalkhaft: „Es sind Eselseier, die ich nach Hamburg fahre, dort werden sie ausgebrütet und aus jedem kommt ein junger Esel." Da meinten die Wasunger, das käme auf eine Probe an, und kauften auf Stadtkosten einige dieser Eier, um sie von den ehrsamen Bürgersfrauen ausbrüten zu lassen. Auf dem Schloßberge wurde das Eselsnest gebaut, die Eier hineingethan und von dem weisen Rate der Stadt angeordnet, daß die Frauen dem Range und Stande gemäß nach einander dieselben bebrüten sollten. Einer Bürgersfrau wurde bei dieser Thätigkeit die Zeit lang und sie rutschte auf dem Neste hin und her, da ereignete es sich von ungefähr, daß eins der Eier herausrutschte und den Berg hinabrollte. Natürlich erhob die Frau ein großes Geschrei, auf welches hin ein Wasunger, der in der Nähe war, herbeieilte. Er stürzte dem rollenden Eie nach und auf eine Hecke zu, in welcher es seinen Blicken verschwunden war; da sprang grade ein Häslein aus der Hecke und suchte am Fuße des Berges hin das Weite. Kaum hatte der Wasunger die langen Löffel Lampe's erkannt, so hielt er dieselben für Eselsohren und das flüchtige Tier für das junge Eselein, das aus dem Eie herausgekommen sei und sein Nest wieder aufsuchte. Deshalb rief er aus Leibeskräften hinterdrein: „Heda Heppele! hie eröm! da obe ihs di Moittr!"*) Das angebliche Eselein aber sprang munter davon und ließ sich nicht wieder sehen. Mit Bekümmerung erkannten dies die guten Wasunger und da die übrigen Eselseier inzwischen sämmtlich verbrütet waren, so bedauerten sie das gute Geld der Stadt umsonst verwendet zu haben.

---

*) Hier herum! da oben ist deine Mutter!

Der Ertrunkene.

Bei Walldorf, eine halbe Stunde oberhalb Wasungen gelegen, fiel ein fremder Mann in die Werra und ertrank; sein Leichnam wurde bei Wasungen aufgefunden. Nun entstand zwischen den Walldorfern und Wasungern ein heftiger Streit über die Frage, wer die Beerdigungskosten tragen sollte, denn die Wasunger lehnten dieselben ab, weil der Mann bei Walldorf ertrunken, die Walldorfer, weil er bei Wasungen an's Land gekommen sei. Als die Sache vor Gericht kam, entschied dieses gegen Wasungen. Die Wasunger erklärten hierauf, daß sie sich nur dann dem Urteile fügen könnten, wenn die Walldorfer ihnen durch einen Revers die Zusicherung geben wollten, daß sie wenn jemand bei Wasungen in die Werra fiele und oben bei Walldorf aufgefunden würde, die Begräbnißkosten tragen würden. Die Walldorfer waren natürlich hierzu gern bereit und die Wasunger warten seitdem noch immer auf diesen Fall, um wieder auf ihre Kosten zu kommen. — Daß die Wasunger oben in Walldorf nach einer Brücke gefragt haben, welche ihnen von dem Flusse mit fortgenommen war, soll nur eine böswillige Verleumdung der guten Bürger sein.

Der Heubaum.

Auf der Gemeindewiese zu Wasungen wurde einst im Sommer ein Fuder Heu geladen, wobei die Auflader den Heubaum queer über den Wagen legten, statt, wie andere Leute, in die Länge. Als nun der Heuwagen an das Stadtthor kam, ging er wegen des queeren Heubaumes nicht hinein. Da versammelte sich der hohe Rat der Stadt und die ganze Bürgerschaft an dem Heuwagen und alle berieten eifrig über die Frage, wie man wohl den Wagen in die Stadt zu schaffen vermöchte. Schon wurde es Abend und niemand konnte den Weg passiren. Zum Glück wurde den Wasungern noch zur rechten Zeit eine himmlische Erleuchtung zu teil: Eine Schwalbe hatte sich nämlich einen sehr langen Strohhalm gesucht und schleifte denselben der Länge nach durch das Thor. Da meinten die Wasunger, daß die Schwalbe auch nicht in das Thor gekommen sein möchte, wenn sie den Strohhalm queer getragen hätte, banden also den Heubaum, wie andere Leute, in die Länge und führten den Wagen fröhlich in die Stadt.

Wunderliches Jagdglück.

Als einst von einem Wolkenbruche im Gebirge die Werra gewaltig angeschwollen war, schaute ein biederer Wasunger aus seiner Dachluke auf den Strom hinab. Da gewahrte er, daß in demselben etwas geschwommen kam, das braun von Farbe war, sich bisweilen im Wasser überschlug und hin und wieder vier Beine in die Höhe streckte. Halt, dachte er, das ist ein Hirsch, der soll uns nicht entgehen! Er rief also seine Nachbarn zusammen, alle nahmen ihr Gewehr und eilten an das Ufer. Als das Wild näher gekommen war, schossen die Wasunger wacker drauf los und erlegten es richtig — doch es war kein Hirsch, sondern ein vierbeiniger Waschtisch. —

Ein andermal ging ein Wasunger spät Abends nach der Stadt zu, da fand er in der Nähe des Stadtgalgens mitten auf dem Wege ein ungeheuerliches Ding, schwarz und in sich zusammengekugelt, und drückte sich scheu vorüber. Im Wirtshause erzählte er, was er gesehen, und beschrieb in Uebertreibung die Größe des Dinges wie ein Wagenrad. Da nun ihrer viele beisammen waren, so wurde der gemeinsame Mut gar groß und man beschloß auf das Ungeheuer einen Jagdzug zu unternehmen. Mit Stöcken, Spießen, Heugabeln, ja mit alten Musketen bewaffnet, ging der Zug bei dem Scheine einiger Laternen zum Thore hinaus, und alle schworen, das Getier zu erlegen, es koste, was da wolle, denn vor dem Aufbruche hatte man sich erst noch gründlich gestärkt. Wie sie an die Stätte kommen, sehen sie richtig das Ungetüm liegen, ganz ruhig, ohne sich zu rühren. Vorsichtig wird es von allen Seiten umstellt und aus sicherer Entfernung ein Schuß gewagt. Da thut das schwarze Ding einen Satz und berstet entzwei. „Seht!" rufen die nächsten, „jetzt hat es das Gift fahren lassen! Nun drauf!" Alles fällt über das Ungeheuer her und siehe da, dasselbe ist schon längst todt, auch keineswegs so groß wie ein Wagenrad, ja nichts weniger als ein Ungeheuer, sondern vielmehr — eine höchst friedliche große Schlagwurst, die ein Bauer verloren hat.

Die Katze frißt alles.

Ein Gastwirt zu Wasungen hatte viele Mäuse und Ratten im Hause; nun hörte er, daß man in Meiningen besondere Tiere hätte, welche derartiges Ungeziefer gründlich zu vertilgen

verständen, Katzen genannt. Er beschloß also, ein solches Tier, das damals in Wasungen noch gänzlich unbekannt war, in Meiningen zu kaufen. Mit einem Knechte langte er dort an und erstand für schweres Geld eine stattliche Katze. Schon war er auf dem Heimwege, als ihm einfiel, daß er sich nicht erkundigt habe, was die Katze fresse. Er sandte also den Knecht nach Meiningen zurück, um den Händler hiernach zu fragen, während er selbst nach Hause fuhr. Der Knecht kommt endlich auch an und berichtet: „Der Mann hat mir gesagt, die Katze fresse alles." „Alles?" fragt der Wirt erstaunt. „Ja alles!" antwortet der Knecht. Da spricht der Wirt: „Möge mich der Herr vor solch einem Tier behüten, das alles frißt!" Und damit schickt er die Katze eilig wieder nach Meiningen zurück.

Die sonderbaren Pantoffeln.

Bei demselben Wirte kehrte einst ein Fremder ein, der sprach zu diesem in spöttischem Tone: „Ich habe schon so viel von den Wasunger Streichen gehört und möchte gern einen solchen einmal kennen lernen; könnt ihr mir keinen machen?" „Gewiß, wenn ihr es wünscht!" antwortete der Wirt. Als sich's der Gast bequem machen wollte, die Stiefel auszog und den Wirt ersuchte, ihm ein Paar Pantoffeln zu leihen, nahm dieser die Stiefel, ging zur Thür hinaus und sandte bald darauf ein Paar Pantoffeln, die der Gast sehr bequem und passend fand. Am andern Morgen begehrte der Gast seine Stiefel, um weiter zu reisen; da brachte der Wirt ein Paar Schäfte, von denen die Schuhe abgeschnitten waren. Da fuhr der Gast auf: „Was soll das heißen? Wo habt ihr die unteren Teile?" „An euren Füßen!" antwortete der Wirt trocken — „ihr wolltet einen Wasunger Streich sehen; da habt ihr einen! Da ihr Pantoffeln begehrtet, haben wir schnell die Schäfte von den Stiefeln geschnitten und euren Wunsch erfüllt!" — Natürlich ist dem Fremden seitdem die Lust nach Wasunger Streichen gründlich vergangen.

33.

Der Klausbrunnen bei Metzels.

In der Kirche des Dorfes Metzels befand sich ein schönes Bild des heiligen Nicolaus, von Holz geschnitzt und reich vergoldet. Die Gemeinde Mellrichstadt kaufte dasselbe für schweres

Geld und sandte einen vierspännigen Wagen, um es abzuholen. Als der Wagen an dem Berge anlangte, über den die Fahrstraße nach Meiningen führt, wurde es unmöglich das Bild fortzubringen, und es schien, als ob dasselbe immer schwerer würde. Da hoben die Mellrichstädter das Bild vom Wagen, legten es auf den Weg und fuhren leer wieder heim. Die Metzeler erkannten daraus, daß der heilige Nicolaus von ihnen nicht fort wollte, und führten ihn ehrenvoll wieder in ihre Kirche. An der Stelle aber, wo das Heiligenbild gelegen hatte, entsprang nahe dem Wege eine überaus frische Quelle, die man in's Dorf leitete und Klausbrunnen nannte. Das war der Lohn des heiligen Nicolaus dafür, daß die Metzeler ihn wieder an seinen Ort gebracht hatten.

Nach Bechstein.

34.

Das Kroatenglöcklein.

Im dreißigjährigen Kriege näherte sich ein wilder Kroatenschwarm dem Dorf Walldorf, um dasselbe mit Raub, Mord und Brand zu erfüllen. Da fing ein Glöcklein, welches draußen an dem Kirchturme hing und nicht geläutet werden konnte, da es keinen Klöppel hatte, an von selbst zu läuten, wodurch die Gemeinde in Allarm gesetzt wurde und Zeit gewann, um das nackte Leben zu retten. Die einbrechenden Kroaten verbrannten das ganze Dorf, nur der Turm mit dem Glöcklein blieb stehen; dasselbe heißt seitdem das Kroatenglöcklein.

Mündlich.

35.

Der Jungfernstein.

Unterhalb des Berges, welcher einst das alte Schloß Frankenberg trug, steht ein alter Stein, von welchem folgendes erzählt wird: Als die Hunnen in Thüringen einfielen, wohnte dort ein alter Ritter mit seiner einzigen heißgeliebten Tochter. Der Ritter setzte die Burg in Verteidigungszustand, legte seine beste Rüstung an und machte Anstalt dem Feinde mit

seinen Mannen entgegenzuziehen. So trat er vor die Tochter, umarmte sie herzlich und sprach zu ihr: „Sollte ich fallen, so entfliehe durch den unterirdischen Gang, den du kennst, eilig nach dem Walde; dort wirst du nicht entdeckt werden und wohl geborgen sein!“ Darauf ritt er mit seinen Knechten zum Thore hinaus auf den Feind. Bald mußte er der Uebermacht weichen und wendete sich flüchtig zu der Burg zurück. Die Knechte, welche er in derselben zurückgelassen hatte, versäumten aber die Zugbrücke niederzulassen, weil sie befürchteten, der Feind werde den Flüchtlingen nachdringen und also die Burg schnell einnehmen. In seiner Not spornte der Ritter sein Roß, um den Versuch zu machen, ob er nicht hinüberkommen könnte; jedoch stürzte er in den tiefen Graben der Burg und brach das Genick. Als die Tochter in ihrem Gemache das Wehklagen der Knechte und das Triumphgeschrei der Feinde vernahm, flüchtete sie, wie ihr Vater befohlen hatte, mit einer Zofe durch den unterirdischen Gang in den Wald. Ein Hündlein aber lief mit, und als die beiden Jungfrauen im Waldesdickicht vor dem Feinde einen Baum erstiegen, stellte sich das Tierchen vor denselben, sah hinauf und bellte laut. Da mußten die bösen Feinde den Versteck notwendig entdecken, ergriffen die armen Frauen und mißhandelten sie, bis sie starben. An dieser Stelle aber wurde hernach jener Stein zum Gedächtnisse aufgerichtet und erhielt den Namen Jungfernstein.

Nach Bechstein.

36.

Der Mönch und die Nonne.*)

In Herrenbreitungen war ein Mönchs- und in Frauenbreitungen ein Nonnenkloster und die Sage geht, daß beide Klöster durch einen Gang unter der Werra hin mit einander verbunden gewesen seien. Einst hatte ein Mönch eine schöne Nonne lieb gewonnen und beschlossen mit ihr zu entfliehen. In dem Gange trafen die beiden zusammen und flohen dann noch vor der Morgendämmerung dem Walde zu. Ein anderer Mönch aber,

*) Vgl. die Sage im 2. Heft Nr. 46.

welcher in einer kleinen Kapelle an der Stelle, die noch jetzt das Frühmeßchen heißt, allmorgentlich die Messe zu lesen hatte, liebte auch jene Nonne und hatte alles in Erfahrung zu bringen gewußt. Hinter einem großen Holzbirnbaume in der Nähe lauerte er dem flüchtigen Paare auf, stürzte in blinder Wut auf dasselbe los und tödtete mit einem Messer beide, so daß sie in ihren Sünden und ohne Absolution von dannen fuhren. Noch jetzt geht in dem Abtswald der Mönch und bei dem Frühmeßchen die Nonne um, aber sie können nicht zu einander, weil zwischen ihnen drohend ihr Mörder wandelt.

Nach demselben.

37.

Der Feuermann.

In einem Häuschen bei Breitungen wohnte vor Zeiten ein armes, aber treffliches Ehepaar, das sich kümmerlich von seiner Hände Arbeit nährte. Nun kam jedes Jahr um die Adventszeit bei Nacht ein feuriger Mann an das Häuschen und winkte mit seinem Finger, der so groß war, wie eines Mannes Arm. Nachdem sich nun die Leute lange vor dem Gespenst gefürchtet und nicht zu folgen gewagt hatten, faßte endlich die Frau Mut, fastete den Tag über und betete ohne Unterlaß, zog sich am Abende kreideweiß an, nahm ihre Bibel in die Hand und folgte, als der Feuermann wieder erschien, entschlossen nach. Der Feuermann führte sie am Glashüttenteiche vorüber und zeigte ihr in der Nähe des Steinbruchs einen besonderen Platz. Die Frau legte an denselben, ohne eine Wort zu sprechen, ihre Bibel und ging wieder nach Hause. Von dem Wege und der ausgestandenen Angst war sie jedoch so angegriffen, daß sie kaum ihr Haus wieder erreichen konnte; sie bezeichnete ihrem Manne noch den Ort, an dem sie die Bibel niedergelegt hatte, und starb dann. Am Tage ging der Mann hin, grub, wo er die Bibel fand, nach und hob einen großen Schatz, mit welchem er viele Äcker kaufen und eine große Besitzung erwerben konnte.

Nach demselben.

38.

Der Stein in Frauenbreitungen.

Bei Frauenbreitungen fiel einst ein großer Stein vom Himmel, welcher von schwärzlichem Ansehen war. Nun geschah es, daß ein Leineweber einst eines großen Verbrechens angeschuldigt war; der vermaß sich, um sich von dem Verdachte zu befreien, diesen Stein in einem Gange, ohne sich auszuruhen, in seiner Schürze von draußen bis an das Gotteshaus zu tragen. Man nahm dies an und der Mann, der sehr stark war, hob richtig auf dem Felde den Stein in seine Schürze und trug ihn in einem Gange bis nach Frauenbreitungen. Als er aber auf den Markt kam, riß die Schürze mitten aus einander und der Stein fiel zu Boden, da, wo er noch jetzt liegt. Es herrscht unter den Leuten der Glaube, daß er nicht von der Stelle bewegt werden könne.

Mündlich.

39.

Ein anderer Feuermann.*)

Auf dem Wege von Barchfeld nach Liebenstein, der über den Urschberg führt, ist's seit alter Zeit nie recht geheuer gewesen. Wer dort bei später Nacht gegangen oder auch gefahren ist, weiß vielerlei zu erzählen, wodurch jedem die Lust vergehen könnte, sich nach Sonnenuntergang dort vorüber zu wagen. Auch wissen alte Leute viel von einem feurigen Gespenste zu erzählen, das nicht eben angenehm aussah, aber doch keinem etwas zu Leide that, ja manchem Gutes erwiesen hat. Das war nämlich ein Feuermann, der jedem auf jenem Wege voranleuchtete, daß er nicht stolperte und glücklich das Dorf erreichte. Bei demselben blieb er dann immer stehen und blickte den Leuten, welchen er geleuchtet hatte, ein Weilchen traurig nach; nach einiger Zeit machte er sich wieder fort, um andern denselben Dienst zu erweisen. Einst kam auch ein armer Tagelöhner in später Nacht

*) Vgl. oben Nr. 37.

diesen Weg mit einem Schiebekarren gefahren; dem erwies der Feuermann auch den guten Dienst und leuchtete ihm bis Barchfeld voraus. An den ersten Häusern machte das Gespenst Halt und schaute traurig auf den Mann. Der rief ihm herzlich zu: „Gott lohn's euch!“ Da begann der Feuermann mit gerührter Stimme: „Vielen Tausenden habe ich nun schon über hundert Jahre lang treulich geleuchtet und kein Wort des Dankes vernommen, das mich erlösen und zur ersehnten Ruhe bringen konnte. Du bist der erste, der es gethan und meinen Zauber gebrochen hat; möge dir Gott durch Glück vergelten, was du mir Gutes erwiesen hast!“ Damit verschwand er und ist nicht wieder sichtbar geworden. — Dem trefflichen Tagelöhner ist's aber Zeitlebens gut ergangen, denn der Segenswunsch hat sich erfüllt.

Mündlich.

40.

Die Schachtel mit dem Kobolde.

Einst wurde an dem sogenannten steinernen Hause zu Frauenbreitungen etwas ausgebessert. Da sah ein Steinhauergeselle, als er in der Vesperzeit müßig aus der Hausluke blickte, wie eine Frau in den Garten kam, unter einem alten Birnbaume ein Loch grub und in demselben eine Schachtel verscharrte, die sie unter ihrem Mantel vorzog. Große Neugier ergriff den Gesellen und er bedauerte nur, daß die Freizeit eben vorüber war, so daß er nicht nach der sonderbaren Schachtel sehen konnte. Endlich kam der Feierabend heran, nachdem er sich ordentlich gesehnt hatte, und er begab sich nun sogleich an die betreffende Stelle im Garten, grub nach und ergriff mit Ungestüm die Schachtel, in welcher er einen großen Schatz vermutete. Kaum aber öffnete er dieselbe, so sprang ihm ein scheußlicher Kobold entgegen, welcher eine halbe Elle lang und kohlschwarz war, Bockshörner und Pferdehufe hatte und ihn mit Feueraugen anstierte. Um den Aermsten, der sprachlos vor Entsetzen war, hüpfte das Ungetüm mehrmals herum und fuhr dann nach dem See zu von dannen. Der Schrecken zog dem Gesellen ein schlimmes Fieber zu, in welchem er fortwährend von dem Kobolde sprach, und das ihm den Tod brachte. Der Kobold selbst ist nicht wieder gesehen worden.

Nach Bechstein.

41.

Die weiße Jungfrau des Frankensteins.

Ueber dem Dorfe Kloster-Allendorf finden sich die Trümmer des Frankensteins, auf welchem einst mächtige Herren saßen. Alle 7 Jahre soll daselbst eine weißgekleidete Jungfrau erscheinen, welche über einem Kellergewölbe sitzt und jedem, der vorübergeht, winkt, dort hineinzukommen. Als nun einst im Jahre 1814 ein Einwohner von Kloster-Allendorf zur Herbstzeit über den Burgplatz schritt, um in aller Eile nach Hause zu gelangen, stand vor ihm jene Jungfrau und winkte ihm zu. Als er wirklich einige Schritte nachfolgte, dann aber unschlüssig stehen blieb, kehrte sie zurück und gab ihm eine Hand voll Kirschen. Er sagt: „Habt Dank!“ und steckt die Kirschen in die Tasche. Da geschieht plötzlich ein Knall, Keller und Jungfrau sind verschwunden und im heftigsten Schrecken eilt der Mann nach Hause. Als er dort die Kirschen aus der Tasche holt und näher besieht, findet er sie in Goldstücke alten Gepräges verwandelt, die er wohlgefällig zu einem Barchfelder Juden trägt und dort umwechselt.

Nach demselben.

42.

Wer weiß, ob's wahr ist.

Bei dem Dörflein Ettmarshausen wird ein Garten ummauert und als der Mauermeister fertig ist, setzt er in den einen Thürpfeiler außer der Jahreszahl die Anfangsbuchstaben seines Namens, nämlich:

A. D. 1584. M. A. L.
C. F.

Nun hatte aber nicht der Meister, sondern der Geselle die ganze Arbeit gemacht und diesen verdroß es gewaltig, daß jener sich also verewigen wollte. Er meißelte also heimlich die Worte drunter: WER. WEIS. OBS. WAR. IST. Solche Schrift hat an der Mauer solange gestanden, bis dieselbe zerfiel, und noch jetzt zeigt man die Stelle, wo sie gestanden hat. Der Sache aber hat sich das Volk angenommen und braucht in der

ganzen Gegend des Gesellen Worte sprichwörtlich. Wenn nämlich jemand arg aufschneidet, sagt man: „An der Ettmarshäuser Gartenthür steht: Wer weiß ob's wahr ist!" oder: „Gedenke an die Ettmarshäuser Gartenthür!" Nach demselben.

43.

Das versunkene Schloß.

Zwischen Salzungen und Wildprechtrode liegt der Büchensee, an dessen Stelle vor alten Zeiten ein herrliches Schloß gestanden haben soll, welches plötzlich unterging. Darüber erzählen sich die Leute dortiger Gegend folgendes:

Zwei arme verirrte Wanderer kamen eines Abends an das Thor des Schlosses und flehten um ein wenig Speise und Trank sowie um ein einfaches Nachtlager, doch der Schloßherr wies sie hartherzig ab. Da machten die Wanderer sich hurtig von dannen und verwünschten das Schloß mit allen seinen Bewohnern, daß es in der Erde Tiefen versinken mußte! An die Stelle des Schlosses trat jener unergründliche See. Nun waren aber in dem Schlosse drei Fräulein gewesen, die eine milde Gesinnung besaßen und in die Härte nicht gewilligt hatten; diesen ward, damit sie nicht mit den Schuldigen gestraft würden, gestattet, alljährlich die Kirmse in Wildprechtrode zum fröhlichen Tanze zu besuchen, um 12 Uhr sollten sie aber wieder an Ort und Stelle sein. Einstmals waren sie wieder zu jenem Tanze gegangen, da stellten die jungen Burschen, damit sie nicht wieder so früh fortgingen, die Turmuhr zurück und die Tänzerinnen blieben über die festgestellte Zeit. Als die Turmuhr endlich 12 Uhr schlug, wurden die Fräulein von furchtbarer Angst ergriffen und sprachen zu ihren Tänzern: „Begleitet uns hinaus zum Büchensee; dort werden wir uns in die Wellen stürzen; werden dieselben blutrot gefärbt, so ist's mit uns für ewig aus und niemals dürfen wir wiederkehren." Traurig folgten die Tänzer, und als sich die Fräulein in den See stürzten, erkannten sie im hellen Mondenscheine daran, daß das Blut hoch aufspritzte, den Tod der Geliebten. Die Zeiten der frohen Kirmse kehrten wieder, aber niemals die holden Fräulein vom Büchensee.*)

Nach demselben.

---

*) Vgl. die Sagen Nr. 19 und 30 in diesem Hefte.

44.

Vom alten Schlosse Liebenstein.

Wer in dem lieblichen Badeorte Liebenstein jemals Erfrischung und Kräftigung gesucht hat, der kennt gewiß auch mancherlei Sagen, die jene Gegend anmutig umweben. Da ist unter anderem das alte Schloß Liebenstein, welches über dem Badeorte liegt, der Sitz mancher hübschen Sage. Wer wüßte in dortiger Gegend nicht von den beiden Jungfrauen zu erzählen, die an der Seite ein mächtiges Schlüsselbund tragen und oft des Nachts von dem waldigen Berge herab zum Thale steigen, um sich im tannenumgürteten Teiche zu baden? Die Burg Liebenstein besitzt auch folgende Sage über ihre Gründung: Ein guter Baumeister war herbeigerufen worden, der sollte dem Ritter Stein von Liebenstein, welcher in der Gegend gebot, eine Burg bauen, die jedem feindlichen Angriffe zu widerstehen vermöchte. Da sprach der Baumeister: „Schaffet mir ein unschuldiges Kind herbei, welches von seiner Mutter freiwillig für Geld geopfert wird; dasselbe muß in dem Turme eingemauert werden." Wirklich ward eine Mutter gefunden, welche ihr Kindlein um schnödes Geld verkaufte. Als sich nun das Kindlein in dem Gemäuer befand und eine Semmel, die ihm mitgegeben war, verzehrte, rief es: „Mutter, ich sehe dich noch!" Etwas später rief es wieder: „Mutter, ich sehe dich nur noch ein wenig!" und als der letzte Stein eingefügt worden war, rief es zum dritten Male mit ängstlicher Stimme: „Mutter, ich sehe dich nun nicht mehr!" So war denn das Kindlein dem Tode verfallen; die Mutter aber fand in ihrem Leben niemals wieder Ruhe, wo sie auch war, vernahm sie den Ruf: „Mutter, ich sehe dich nun nicht mehr!" Und als sie endlich ein trauriges Ende genommen hatte, fing ihr Geist an, ruhelos in der Burg und in dem nahen Walde umherzuwandeln, was auch jetzt noch geschehen soll.

Nach mündlichem Bericht.

45.

Die weiße Frau.

Eine andere Sage von Liebenstein ist folgende: Zu Schweina träumte einst einem unschuldigen Mädchen von 18 Jahren, daß es auf das alte Schloß von Liebenstein gehen und dort einen

verwünschten Geist erlösen sollte. Als dies dreimal hintereinander geschehen war und die Eltern dem Mädchen zuredeten, daß es der Aufforderung folgen sollte, stieg es wirklich hinauf zum Schlosse. Aus den Ruinen derselben tönten ihm die Worte entgegen:

„Du Feine,
Du Reine,
Du Auserkorene,
Jungfrau, in guten Zeiten geborne,
Du kannst mich erlösen! Willst du das?

Die Jungfrau antwortete: „Gern will ich's thun, wenn ich es vermag!" Da sprach die Stimme weiter: „Ich bin eine große Sünderin gewesen, die sich immer hart und unbarmherzig erwies und nie an die Kirche gedachte; darum muß ich nun ruhelos in diesem Gemäuer herumgehen. Willst du mich erlösen, so opfere für mich in den drei Kirchen zu Liebenstein, Witzelrode und Barchfeld. Zwischen Ostern und Pfingsten knete Brotteig und backe davon zu drei gleichen Teilen für die Armen der drei Orte; am güldenen Sonntage komm dann wieder hierher, dann wird mir die Erlösung und dir und deinen Eltern der Schatz dieses Schlosses zu Teil werden." Die Jungfrau befolgte alles getreulich und machte sich am bezeichneten Tage und zur bestimmten Stunde hinauf zur Ruine; eine Freundin ging zur Begleitung mit. Oben in einer Fensteröffnung der alten Burg erblickten sie eine schöne, aber bleiche Frau in weißem Gewande, welche ihnen freundlich zunickte. Sie treten durch die Pforte und vernehmen nun eine liebliche Musik, der sie entzückt lauschen, worüber sie die rechte Zeit verstreichen lassen, ohne auf den Schatz zu achten, der auf dem Burgplatze heraufgerückt ist und bloß mit etwas bedeckt zu werden brauchte, um festgehalten zu werden. Als es zwölf schlägt, tritt die weiße Frau zu ihnen, spricht mit freundlichem Gesichte: „Nun bin ich erlöst!" und verschwindet. Zugleich verstummt die Musik, der Schatz verschwindet und unbelohnt wandelt die Jungfrau mit ihrer Freundin nach Schweina zurück. Nachmals ist sie immer glücklich gewesen und ihre Nachkommen sollen in jenem Orte noch heute in guten Verhältnissen leben.

Nach Bechstein.

46.

Der Schlüssel des Venetianers.

Zu Johannis kam alljährlich ein Venetianer nach Baierode, kehrte bei einem Einwohner namens Fuchs ein, blieb die Johannisnacht über außer Hause und wanderte am andern Morgen, nachdem er der Tochter des Wirtes ein Goldstück in die Hand gedrückt hatte, mit schwerem Tornister wieder fort. So war es lange Jahre hindurch gewesen; da, als der Venetianer wieder einmal fort wollte, nahm er den alten Fuchs bei Seite und sprach: „Ich bin nun zu alt geworden, um noch weiter von den Schätzen eurer Berge zu holen, deshalb gedenke ich nicht wieder zu kommen. Da ihr mich nun immer freundlich aufgenommen habt, sollt ihr in Zukunft, wenn ihr mutig seid, an meiner Stelle die Schätze heben. Hier habt ihr einen Schlüssel, mit dem geht ihr jede Johannisnacht in die Kniebreche; dort werdet ihr ein hohes Thor erblicken, das sonst das ganze Jahr hindurch unsichtbar ist; wenn ihr den Schlüssel hineinsteckt, springt es auf, dann geht ihr weiter, öffnet ein zweites und ein drittes Thor, ohne auf die Ungeheuer zu achten, die dort zur Wache liegen, furchtbar aussehen, aber, wenn ihr mutig seid, euch nichts thun werden. Seid ihr durch das dritte Thor hindurch, so werdet ihr eine große Braupfanne voll Gold finden, von der ihr euch nehmen könnt, so viel ihr wollt. Kehrt euch nur an nichts, was da vorgeht, sprecht kein Wort und vergeßt nicht den Schlüssel wieder herauszunehmen.“ Damit drückte der Venetianer unserm Fuchs die Hand und zog auf Nimmerwiedersehn von dannen. In der nächsten Nacht macht sich Fuchs richtig auf den Weg nach der Kniebreche, findet das erste Thor, öffnet es mit dem Schlüssel und tritt ein. Vor dem zweiten Thore findet er zwei gewaltige Hunde mit ungeheuren Feueraugen und blutroter, aus dem Rachen hängender Zunge; als er unerschrocken den Schlüssel einsteckt, öffnet sich auch das zweite Thor und die Hunde kriechen nun ruhig bei Seite. Vor dem dritten Thore lagert ein großer feuerspeiender Drache, der speiet den alten Fuchs an, aber dieser nimmt seinen Mut zusammen, geht grade auf das Ungetüm los und steckt seinen Schlüssel in das Schloß. Sofort springt auch dies Thor auf und der Drache verkriecht sich mit kläglichem

Gewinsel. Nun steht der alte Fuchs richtig vor der großen Braupfanne, die mit Goldstücken über und über gefüllt ist. Bedächtig fängt er an sich die Taschen zu füllen, nachdem er den Schlüssel vorher zu sich gesteckt hat. Da entsteht hinter ihm ein entsetzliches Getöse, als wollte der Berg einstürzen und ihn begraben. Erschrocken darüber, vergißt der Alte, was ihm der Venetianer gesagt hat, und blickt sich um. Alsbald wankt die ganze Höhle, dem Fuchs sträuben sich vor Angst die Haare, er wirft das Gold wieder von sich und springt dem Ausgange zu. Der Drache schnaubt hinter ihm drein, beim zweiten Thore schnappen die beiden Hunde ihm nach den Beinen und nur durch einen ungeheuren Satz kann er denselben entgehen. Dabei aber springt ihm der Schlüssel aus der Tasche und bleibt nun in der Höhle liegen. Hinter dem unglücklichen Schatzgräber schließt sich das Außenthor krachend wieder zu und niemand wird nun wieder in die Berghöhle der Kniebreche gelangen.

Nach demselben.

47.

Der Eselsfuß und Eselskopf.

Am Eingange des Thüringerthales, ganz nahe bei Liebenstein und Baierode, finden sich große Felsenlager und mitten im Waldwege liegt auch eine Steinplatte, auf welcher man deutlich die Fußspuren eines Esels entdecken kann; diese Platte heißt der Eselsfuß und die ganze Felskuppe der Eselskopf. Das hat aber folgende Veranlassung. Der Herr Jesus kam einst in jene Gegend und ritt einen Esel. Da ihn nun seine Feinde verfolgten, so sprengte er mit dem Tiere von jener Platte hinab in die Tiefe, wohin ihm niemand folgen konnte. — Der Eselskopf soll viele Schätze in sich bergen, wovon mancherlei Sagen im Volke gang und gäbe sind.

Nach mündlichem Bericht.

48.

Ueber die Wüstung Atterode.

Hinter dem alten Schlosse Liebenstein liegt die Wüstung Atterode. Dort lag vor Alters ein großes Dorf, welches zur Zeit des dreißigjährigen Krieges seinen Untergang fand. Es

drangen nämlich wilde Croaten in den Ort, plünderten ihn und tödteten alle Einwohner, welche sich nicht rechtzeitig flüchten konnten; die Entflohenen erbauten später das Dorf Steinbach, einige von ihnen zogen auch nach Liebenstein und Schweina. Einst hütete ein Hirt an der wüsten Stelle die Schweine, da grub eins der Tiere eine große, schöne Glocke aus, welche bei Zerstörung des Dorfes von den Croaten dort verscharrt worden war. Da machten die drei Gemeinden Steinbach, Liebenstein und Schweina Anspruch auf den Fund, und als man sich nicht einigen konnte, beschloß man, daß diejenige Gemeinde in den Besitz der Glocke gelangen sollte, zu welcher ein blinder Gaul, der dieselbe fortfahren sollte, seine Schritte hinlenken würde. Der Gaul trabte aber nach Schweina zu, weil er aus jenem Orte stammte. Dort wurde also die Glocke aufgehängt und soll noch jetzt täglich geläutet werden. Ueber solche Entscheidung zürnten seit dieser Zeit die Steinbacher den Schweinaern gar sehr, so daß es stets arge Schlägereien gab, wenn Leute aus beiden Gemeinden einmal irgendwo zum Tanze zusammentrafen. —

In der Wüstung Atterode findet man noch jetzt einen Brunnen, Kellersborn genannt, und auch die Stelle des alten Kirchhofs ist bekannt; an beiden Orten ist's nicht geheuer und mancherlei Spuk mehrfach vorgekommen.

Nach mündlichem Bericht.

49.

Wie nach Steinbach das Messerschmiedehandwerk kam.

Vor alter Zeit, als zu Steinbach nur Bergleute wohnten, ging ein junger Knappe früh morgens zu seinem Schacht auf der Windleite. Als er sich demselben näherte, bemerkte er, daß eine ganze Menge kleiner Bergleute an der Winde stand und eifrig auf und nieder wand, während andere gar emsig das Gestein zerpochten. Als er dicht dabei war und ihn die Kleinen bemerkten, stürzten sich dieselben alle kopfüber in den Schacht und dieser brach krachend hinter ihnen zusammen. Da packte den Knappen ein gewaltiges Grausen und ein tiefer Widerwille gegen seinen bergmännischen Beruf; er machte sich sofort nach der Ruhl auf, trat dort bei einem tüchtigen Messerschmiede in

die Lehre und zog, als er ausgelernt hatte, nach Steinbach, wo er der erste Messerschmiedemeister wurde. Durch ihn verbreitete sich dieses Handwerk in dem Orte gar schnell und bald zählten die Meister desselben in Steinbach nach Hunderten, während es keinen Bergmann mehr gab.

Nach mündlichem Bericht.

50.

Die entrückten Steinbacher.

Als an einem goldenen Sonntage einige Steinbacher spazieren gingen, fanden sie eine Höhle, vor welcher ein lederner Ranzen und mehrere Stöcke lagen. Sie vermuteten sogleich, daß dies von Venetianern herrühren möchte, die in der Höhle nach Schätzen suchten, und da sie diese Leute höchst ungern sahen, so versteckten sie, ihnen einen Schabernack zu spielen, die Sachen hinter einem Baume, während sie sich selbst einen Schlupfwinkel hinter demselben suchten. Zu ihrem Erstaunen blieben aber die erwarteten Venetianer aus und die Steinbacher wurden bald von großer Müdigkeit überfallen, der sie nicht zu widerstehen vermochten. Als sie wieder erwachten, fanden sie sich in einer wildfremden Gegend, sahen ganz fremdartige Bäume und Blumen und begegneten Menschen, deren Sprache sie nicht zu verstehen vermochten. Endlich fanden sie einen Mann, der ihnen in ihrer Muttersprache zu antworten wußte; dem erzählten sie, was geschehen, und erklärten gar traurig, daß sie ihre Handlungsweise bereuten. Jener sagte ihnen darauf: „Gut ist's, daß ihr mich angetroffen habt, denn sonst würdet ihr eure Heimat nicht wieder gesehen haben!" und damit hieß er sie unter einen Baum treten und seiner harren. Da wurden sie abermals sehr müde und entschliefen. Als sie wieder erwachten, fanden sie sich in ihrer heimischen Gegend unter dem Baume, doch die Höhle und die Sachen waren verschwunden. Froh kehrten sie nun nach dem Dorfe zurück, doch dort wurden sie gewaltig mit Fragen bestürmt, wo sie sich so lange aufgehalten hätten, und nun erfuhren sie zu ihrem Erstauen, daß sie mehrere Wochen lang von Steinbach fern gewesen waren. Unzweifelhaft hatten Venetianer ihnen diesen Zauber angethan und später wieder gelöst.

Nach Bechstein.

51.

Die Schatzgräber aus Steinbach.

Etliche Steinbacher machten sich einst zu dem Rittergute auf, um den Schatz zu heben, der, wie alle wissen, dort vergraben liegt. Mit der Wünschelrute hatten sie die richtige Stelle glücklich entdeckt und gingen an die Arbeit, um die Erde daselbst fortzuschaufeln. Mitten bei der Arbeit kam es ihnen so vor, als ob in Steinbach in die Gemeinde geläutet würde, was sie gar nicht begreifen konnten, doch setzten sie ihre Thätigkeit ruhig weiter fort. Schon hatten sie den Kessel, in dem der Schatz ruhte, befreit und wollten ihn eben heben, da hörten sie auf dem Steinbacher Wege einen großen Lärm und vernahmen den Ruf: „Da sind die Schatzgräber! Vorwärts, hascht sie!“ Wie sie nun aufschauten, sahen sie den ganzen Gemeindevorstand und die Gemeinde kommen und es schien, als sollte auf sie Jagd gemacht werden. Da ließen die Thoren den Kessel fahren und einer rief: „Lauft, was ihr laufen könnt!“ Kaum war aber dieser Ruf verhallt, da that es einen gewaltigen Knall und ein lautes Gelächter wurde vernommen. Wie sie zurückschauen, da ist eben so wenig von dem Vorstande und von der Gemeinde wie von dem Kessel zu sehen, und wo sie eben noch ein tiefes Loch gegraben haben, ist nichts als grüner Rasen vorhanden. Traurig kehren sie wieder heim und beklagen es gar tief, daß jener arge Schabernack ihnen die günstige Gelegenheit reich zu werden verdorben habe.

Nach demselben.

52.

Die Kanne mit Laub.

Als bei dem Rittergute nahe bei Steinbach Heu gewendet wurde, fand eine arme Frau auf der Wiese eine hölzerne Kanne, welche mit Laub über und über gefüllt war. Nun glaubte sie, daß die Mäher diese Kanne liegen gelassen hätten, und entschloß sich das Gefäß mitzunehmen. Das Laub aber schien ihr gar unnütz und sie schüttete dasselbe ärgerlich auf die Wiese; nur einige Blättchen blieben zufällig an den Seiten der Kanne

hängen. Als sie nun unterwegs den Mähern begegnete und dieselben fragte, ob sie eine Kanne verloren hätten, die mit Laub gefüllt gewesen wäre, antworteten diese: „Wir haben keine Kanne verloren, denn wir haben eine solche gar nicht mitgenommen." Darüber war die Frau sehr verwundert und dachte bei sich: gut, dann kannst du das Gefäß für dich behalten. Nun kommt sie heim, holt die Kanne aus dem Korbe, hört, daß etwas drin klappert, und findet, wie sie hineinsieht, grade eben so viele Dukaten, als Blätter hängen geblieben sind. Da bereut sie bitter, das Laub fortgeworfen zu haben, aber obgleich sie nun hingeht und auf der Wiese nach dem übrigen Laube sucht, findet sie doch kein Goldblättchen mehr.

Nach demselben.

53.

Das besprochene Feuer.*)

In Steinbach lagen einst zwei Brüder im Streit wegen der Erbschaft, da ging der eine hin und zündete des Bruders Scheune und Wohnhaus bei Nacht an, und damit der Brand nicht wieder gelöscht werden könnte, leitete er noch dazu vorher den Schleifkotengraben vom Dorfe ab auf die Wiesen. Da verbreitete sich das Feuer gar schnell über das ganze Dorf und verzehrte Kirche, Pfarre und Schule sowie die Gehöfte der Reihe nach. Der Wind trieb brennendes Stroh und Speckseiten über den Berg nach dem Schlosse Altenstein und zündete dieses und die Amtsgebäude an, welche gleichfalls in Schutt gelegt wurden. Während des entsetzlichen Brandes sah man den Brandstifter wohlgefällig auf dem Kirchberge liegen, und sich seines verruchten Werkes freuen. Schon war über die Hälfte des großen Dorfes abgebrannt und niemand dachte mehr an ein Löschen, als ein unbekannter Mann auf hohem Rosse daher kam und dreimal um die Häuser ritt, welche vom Brande noch unversehrt waren. Als er zum drittenmal herum war, da wandte sich plötzlich das Feuer gegen ihn und die Flammenzungen flogen ihm nach; er aber gab seinem Pferde die Sporen und sprengte jählings zum

*) Vgl. hierzu die Sage im 1. Heft Nr. 42.

Thal hinab, von den Flammen verfolgt, bis dieselben auf der Siegwiese verloschen. Wer war dieser Mann gewesen, der einen Teil des Dorfes rettete? Niemand hat von ihm wieder etwas gesehen noch gehört. — Der Brandstifter ist erst einige Jahre später entdeckt, dann aber wegen seiner nichtswürdigen That zu Schweina lebendig verbrannt worden.

Nach demselben.

54.

Schmied's Simon.

In Steinbach lebte vor alter Zeit Schmied's Simon, den führte einst ein Venetianer mit sich an den Inselberg und öffnete mit einer Wünschelrute in demselben eine Höhle, in welche sie mit einander eindrangen. Dieselbe war erst so eng, daß man nur in sie hineinkriechen konnte, wurde aber immer weiter und enthielt ein großes und breites Gewässer, über welches eine große Schlange ausgestreckt lag, um den großen Schatz zu bewachen, der jenseits des Wassers steht. Der Venetianer trat mutig auf den Kopf des Tieres, da verwandelte sich dasselbe in eine bequeme Brücke, auf welcher man hinüberschreiten konnte. Nun nahmen sich beide von der kostbaren Golderde, die drüben in gewaltigen Massen angehäuft lag, so viel sie tragen konnten, und kehrten dann ungefährtet wieder zurück. Nachmals haben sie diesen Weg noch mehrmals gemacht. — Dieser Schmied's Simon war auch ein kecker und verwegener Wildschütz, der manch Abenteuer zu erzählen wußte. Einst sitzt er am Frauenberge Nachts auf dem Anstande, siehe, da kommt plötzlich mitten durch die Luft auf Steinbach zu der leibhaftige Teufel auf einem Fasse geritten. Schmied's Simon besinnt sich nicht lange, ergreift sein Gewehr und schießt nach dem schlimmen Reiter; den hat er richtig am Beine getroffen, so daß derselbe das Faß fallen lassen muß. Das Faß springt entzwei und verschüttet seinen Inhalt, der aus Branntwein bestand. Obgleich nun der wackere Schütze erkannte, daß dieses Getränk rechtes Teufelsgebräu sei, die guten Leute zu verderben, so that es ihm doch leid, daß ihm nicht ein wenig davon übrig geblieben war.

Mündlich.

55.

Der Berggeist.

Bei Glücksbrunn, wo früher viel Bergbau auf Kupfer und Kobalt getrieben wurde, arbeitete einst ein Häuer im Reginaschachte; da vernahm er in seiner Nähe ein Geräusch und glaubte nicht anders, als daß der Steiger zu ihm herabgefahren käme. Als wieder alles still wurde, drehte er sich um und gewahrte nun eine eigentümliche Erscheinung, die er so beschrieben hat: Die Gestalt hatte ein schönes Antlitz mit glänzenden Augen, trug einen schwarzen Hut, ein grünes Oberkleid mit Manschetten, schwarze Beinkleider und Schuhe, und weiße Strümpfe, die bis an's Knie reichten; sie war über fünf Schuh hoch und trug ein Grubenlicht, das alles umher hell erleuchtete. Dieser Mann blickte unsern Häuer lange Zeit unverwandten Blickes an und schien zu erwarten, daß derselbe ihn anredete oder wenigstens bergmännisch begrüßte; da dies nun nicht geschah, vielmehr der Häuer, um seine Furcht zu verlieren, heftiger als früher arbeitete, wandte der Mann endlich wieder um und fuhr gegen Morgen von dannen. Hätte der Furchtsame ein „Glück auf“ gesprochen, so würde der Berggeist — denn dieser muß es gewesen sein — ihm die reichen Stollen gezeigt und ihn durch große Schätze beglückt haben; so mußte er aber kümmerlich, wie bisher, sein Leben fristen. — Auch andere Bergleute wollen den Berggeist in jenem Schachte gesehen haben.

Nach Bechstein.

56.

Der hohle Stein.

Auf einem Berge bei Glücksbrunn liegt ein ungeheurer Felsblock, von dem gehen mancherlei Sagen, noch mehr aber von dem Berge selbst. Derselbe, so glaubt man, ist ganz hohl und von ungeheuren Wassermassen erfüllt. Darum vernimmt man auch, wenn man das Ohr an eine der Felsöffnungen hält, das dumpfe Rollen und Brausen der Wellen. In später Zeit wird

einmal der hohle Felsstein und die ganze Felsenmasse umher mit gewaltigem Getöse zusammenstürzen und in dem unterirdischen See versinken. Derselbe wird dann sich über die ganze Gegend ergießen und alle Menschen und Tiere, die sich nicht schnell auf die höchsten Berggipfel retten, unrettbar verschlingen.

Mündlich.

57.

Ueber die Stabsgerechtigkeit.

Ein Herr von Ringelstein herrschte in alter Zeit über den ganzen Bezirk Altenstein, der peinigte seine Unterthanen gar sehr, so daß sie ihm nach dem Leben trachteten, um sich zu befreien. Da geschah es, daß ein benachbarter Herr mit großem Troß vor die Burg Ringelstein rückte und dieselbe hart belagerte. Vergeblich rief der Ritter vom Ringelstein in der Not seine Unterthanen auf; dieselben wollten für den bösen Herrn keine Hand rühren, sondern leisteten vielmehr dem Feinde desselben allerlei Vorschub. Als nun keine Aussicht auf andere Rettung mehr blieb, wollte der Ritter verkleidet entfliehen, aber seine eigenen Unterthanen griffen ihn auf und wollten ihn entweder selbst tödten oder dem Feinde überliefern. In seiner Bedrängniß versprach der Ritter fortan ein guter und milder Herr zu werden und seinen Unterthanen besondere Rechte zu verleihen, wenn sie ihn wieder frei ließen und ihm gegen den Feind Hülfe leisteten; dies schwur er ihnen auf das Evangelium. Nun waren die Leute wirklich zum Beistande bereit, überfielen plötzlich die Feinde, retteten die Burg und jagten alle, die nicht eines schnellen Todes starben, in die Flucht. Der Ritter vom Ringelstein aber hielt Wort; seine Unterthanen hatten es fortan gut und erhielten obenein noch die Stabsgerechtigkeit, welche von den Gemeinden Schweina, Gumpelstadt, Steinbach und Waldfisch bis in die neuere Zeit geübt worden ist. Diese alte, sehr eigentümliche Gemeindeordnung, welche sie sehr ernstlich aufrecht erhielten, wurde in besonders feierlicher Weise mit einem großen weißen Stabe ausgeübt.

Nach Gutgesell und Bechstein.

58.

Die vergessene Bibel.

Ein alter Pfarrer zu Schweina war gestorben und bei der Beisetzung hatte man vergessen seiner Leiche die Bibel mit in's Grab zu geben, wie es sonst zu geschehen pflegt. Da geschah es, daß es dem Pfarrer keine Ruhe im Grabe ließ und derselbe allnächtlich wieder in seine Studierstube kam, um, wie früher, bei einem Lichtlein in der Bibel zu lesen. Das wurde dem Nachfolger gar unbequem und man holte einen Jesuiter herbei, der sich auf kräftige Bannmittel verstand. Dieser fuhr den Geist in einer gläsernen Kutsche davon, allein derselbe kehrte doch wieder zurück, so daß der Bann ein zweites und drittes Mal wiederholt werden mußte. Beim dritten Mal wurde der spukende Pfarrer sehr böse und rief: „Wollt ihr mich zur Ruhe bringen, wie ich es wünsche, so gebt mir die Bibel in den Sarg, wie es sich gehört!“ Das hat man denn auch gethan und dadurch Ruhe vor dem alten Herrn bekommen.

Nach Bechstein.

59.

Der Brandgarten.

In dem Brandgarten bei Altenstein hat einst die Nauenburg gestanden, was man jetzt nicht mehr wahrnehmen kann; die Stelle aber ist jetzt nicht geheuer. Einst geht eine Frau aus Steinbach über den Brandgarten, da sieht sie voll Verwunderung daselbst einen schönen Garten voll Blumen und prächtigen Obstes, der ganz umzäunt ist und ein großes offenes Eingangsthor hat; drin steht ein Jäger im grünen Rock und breitkrempigen Hut. Den letzteren fragt die Frau ob sie sich ein wenig Obst abbrechen dürfe; da aber gibt's plötzlich einen großen Knall, Jäger und Garten verschwinden und einsam steht die Frau in wildem Dornengestrüpp. Hätte sie sich von dem Obste ein wenig genommen, ohne zu sprechen, so würde sie gewiß sehr reich geworden sein.

Mündlich.

60.

Die dreizehn Hunde von Wenkheim.*)

Als auf dem Schlosse Altenstein noch die Ritter von Wenkheim saßen, hatte einer derselben eine Frau, die sehr sittenstreng war und die Leute hart verurteilte, denen etwas Außerordentliches begegnete. Da geschah es, daß das Weib eines armen Tagelöhners mit Drillingen niederkam. Sofort ließ die Ritterfrau das Weib ergreifen und wegen Ehebruches hinrichten, denn — so meinte sie — eine derartige Geburt könne nicht mit rechten Dingen zugegangen sein. Als das arme Weib auf der Richtstätte stand, beteuerte es noch laut seine Unschuld und rief dann: „Mögest du, statt mit drei, mit dreizehn Kindern wegen deines Frevels gesegnet werden!“ Kurze Zeit darauf wurde die Edelfrau Mutter und gebar in der Abwesenheit ihres Ehegemahles wirklich dreizehn Knäblein, die zwar sehr klein, aber alle wohlauf und gesund waren. Von Entsetzen ergriffen und ihres Gemahles Zorn fürchtend, gebot sie einer Dienerin zwölf der Kinder heimlich in's Wasser zu werfen und nur das dreizehnte zu pflegen. Eben trug die Magd in einem Korbe die Knäblein dem Wasser zu, als der Ritter heimkehrte und im Vorübergehen derselben begegnete. Da er nun ein leises Gewimmer vernahm, fragte er die Magd, was sie da trüge. „Junge Hunde!“ antwortete jene zitternd. Da sprach der Ritter weiter: „Laß sehen, ob dieselben sich zur Zucht eignen!“ Und als er nun in den Korb sah, entdeckte er die Knäblein und die böse Absicht seines Weibes. Er befahl der Magd zu schweigen, nahm ihr die Kindlein ab und ließ sie heimlich bei einem Köhler bis zum 12. Jahre erziehen. Als nun die Edelfrau den Geburtstag ihres Söhnleins feiern wollt, ließ er die zwölf Knäblein, alle gleichmäßig gekleidet, herbeiholen und ohne Wissen der Mutter im Nebenzimmer warten. Dann trat er zu derselben und sprach: „Welche Strafe kommt derjenigen Mutter zu, die ihre Kindlein nach der Geburt wie junge Hündlein ersäufen läßt?“ Mit Zittern hörte die Edelfrau solche Worte, doch sie faßte sich wieder, da sie meinte, es werde niemand etwas erfahren haben,

*) Vgl. im 1. Heft die Sage Nr. 58.

und sprach: „Den Feuertod!“ Da rief der Ritter mit zorniger Stimme: „Du hast dein Urteil gesprochen; du verdientest zwölfmal verbrannt zu werden; sieh hier deine jungen Hunde! Wahrlich, dies soll hinfort ihr Name sein!“ Und damit öffnete er die Thür und ließ die zwölf Knaben hereintreten. Da fiel die Frau ihrem Gemahle zu Füßen und flehte um Gnade; der Ritter aber ließ sie am Leben und verurteilte sie nur zur Buße im Kloster. Seitdem hieß das Rittergeschlecht wirklich „Hund von Wenkheim.“

Nach Bechstein.

61.

Die weiße Jungfer auf der Wallfahrt.

Am Gerberstein in der Nähe des Luthersbrunnens lag vor Zeiten ein Nonnenkloster, welches im dreißigjährigen Kriege zerstört worden ist. Die Nonnen sollen vorher einen großen Schatz vergraben haben, welcher von einer weißen Jungfrau bewacht wird. Einst ging eine arme Frau nach der Wallfahrt, um Reisig zu suchen, und nahm ihr fünfjähriges Kind mit. Während sie beschäftigt war, setzte sie dasselbe neben ihren Tragekorb und gebot ihm bei diesem zu bleiben, bis sie wiederkommen würde. Als die Frau nun genug Reisig gesucht hatte und zu dem Orte zurückkehrte, an welchem sie ihr Kind zurückgelassen hatte, fand sie dasselbe nicht mehr und suchte es lange Zeit; erst nach vielfachem Rufen kam es herbeigelaufen und hatte zum Erstaunen der Mutter eine Menge schöner Blumen, Johannisbeeren und Kirschen in der Schürze. Da es nun noch sehr früh im Jahre war und die Kirschbäume kaum ihre Blüten zu entfalten begannen, so fragte die Mutter: „Wie kommst du zu den schönen Sachen, mein Kind?“ Da erzählte dasselbe: Als es ganz allein gewesen wäre, hätte es sich gefürchtet und geschrien; da wäre eine weiße Jungfer gekommen, hätte ihm die Backen gestreichelt und freundliche Worte gesagt; darauf hätte sie es bei der Hand gefaßt und mit fortgeführt in einen wunderschönen Garten, wo viele schöne Blumen und rote Beeren und Kirschen gestanden hätten. Dort hätte es sich so viele pflücken dürfen, wie es gewollt, und es wäre in dem Garten so schön gewesen, daß es gar nicht hätte wieder fortgehen wollen. Nach einiger

Zeit aber hätte die weiße Jungfer gesprochen: „Nun ist's Zeit, jetzt mußt du wieder zu dem Tragekorbe gehn, denn deine Mutter ruft dich! Wenn es dir hier gefallen hat, so kannst du alle Tage wieder herkommen!“ Da sei es wieder zu dem Korbe zurückgelaufen, und nun solle die Mutter einmal mitkommen und sich den schönen Garten der weißen Jungfer ansehen. — Die Mutter nahm das Kind an die Hand und ließ sich zu dem Garten führen und richtig, da blühte es drin, wie im Sommer, und allerhand schöne Früchte hingen an Bäumen und Sträuchern, daß es eine Lust war, drin aber stand die Jungfer und winkte freundlich näher zu treten. Das kam der Frau jedoch so eigentümlich vor, daß sie sich fürchtete, ihren Korb aufhockte und mit ihrem Kinde schleunig davon ging. Das Kind aber sprach fortwährend von der weißen Jungfer und hörte Tag und Nacht nicht auf zu schreien und nach dem schönen Garten zu verlangen. Darüber wurde es bald sehr krank und, weil man es nicht in den Wald gehen lassen wollte, starb es vor Kummer. Wie es nun dem Tode nahe war, weinte die Frau sehr und bat Gott, er möge ihr das Kindlein nicht rauben. Da richtet dasselbe sich plötzlich im Bette auf und spricht, indem es sich herzlich freut und die Händchen ausstreckt: „Siehst du Mutter, da kommt die weiße Jungfer und bringt mir Kirschen und Johannisbeeren!“ und damit stirbt es. Hernach haben viele Leute nach der weißen Jungfer und dem schönen Garten gesucht, ihn aber nicht gefunden.

Nach Bechstein.

62.

Der Landgrafenacker.*)

Bei Steinbach liegt ein Stück Land, das heißt der Landgrafenacker; mit dem hat es folgende Bewandniß: Vor langen, langen Jahren herrschte über Thüringen ein milder, guter Landgraf, den die Edelleute und Herren nicht besonders achteten, daher sie die Unterthanen schunden und quälten; ja soweit gingen einige mit ihrem Uebermute, daß sie die Bauern vor ihren Pflug spannten und, wie Ochsen und Gäule, den Acker umarbeiten

*) Vgl. in dem 2. Heft die Sage Nr. 8.

ließen. So ging es eine geraume Zeit; endlich aber kam der Landgraf einmal in jene Gegend und erfuhr die unerhörte Bedrückung, welche die Edelleute sich erlaubten. Da ward er sehr zornig, ließ die Herren alle zusammenkommen, spannte sie selbst der Reihe nach vor den Pflug und ackerte mit ihnen den Acker um, der heutigen Tags noch der Landgrafenacker genannt wird. Wenn nun die Edelleute, die vor dem Pfluge waren, müde wurden und nicht mehr fortkonnten, dann ergriff der Landgraf die Geisel und schlug auf sie los, ganz so, wie jene es früher mit den armen Unterthanen gemacht hatten. Als alles geschehen und der Acker fertig bearbeitet war, sprach der Landgraf zu den Edelleuten und Herren also: „Nehmt euch hinfort wohl in Acht und behandelt meine Bauern, wie sich's richtig gehört, denn wenn ich in Erfahrung bringen sollte, daß ihr dieselben auf's Neue bedrückt, so werde ich wiederkommen und euch wieder den Pflug ziehen lassen, wie heute!" Darauf ist er fortgeritten. Die Edelleute aber sind hinfort gegen die armen Leute freundlich gewesen und haben sie nicht wieder geplagt, denn sie mußten mit Scham und Furcht an die Strafe denken, die der Landgraf über sie verhängt hatte. Mündlich.

63.

Die Steinrutsche.

In der Nähe von Schweina liegt eine Waldschlucht, in der das Gestein treppenartig emporsteigt, um mit einem hohen Granitfelsen zu enden; sie führt den Namen Steinrutsche. Einst kommt ein junges Mädchen dahin, um Reisig zu suchen; da erblickt es einen jungen Mann in weißem Kittel, dessen Antlitz und Kleider wunderbar glänzen und der also spricht: „Komm mit mir, ich will dich an einen Ort führen, in dem es dir gewiß gefallen wird!" Nicht ohne Angst folgt die Jungfrau durch die Steinrutsche; dort öffnet sich auf den Wink des Jünglings ein finstrer Gang, sie treten beide in denselben ein und die Kleider des Führers erleuchten hell wie das Sonnenlicht den Pfad. Endlich stehen sie vor einer Thür und als sich dieselbe gleichfalls geöffnet hat, befinden sie sich in einer paradiesischen Landschaft, über welcher der helle Sonnenschein lacht und in der lichthelle

Wesen umherwandeln. Eine Tafel mit köstlichen Speisen steht bereit, von denen das Mädchen auf Einladung seines Führers ißt; dann wandelt es weiter mit demselben durch die wonnigen Fluren. So ist eine Stunde vergangen, da führt der Jüngling das Mädchen wieder zur Thür und schickt sich an es zu verlassen. „Ach, könnte ich doch immer hier bleiben!" spricht das Mädchen wehmütig, „habt Dank für das Glück, das ihr mir gewährt habt!" Der Jüngling lächelte, bricht von den herrlichen Blumen, die ringsum blühen, einen schönen Strauß und antwortet: „Kehre nur nach Hause zurück, und wenn du den Tod geschmeckt hast, wirst du dieses Gefilde nicht wieder verlassen!" Nun wandelt das Mädchen dem heimatlichen Dorfe zu, aber wie verändert kommt ihm dort alles vor, alle Leute sind ihm unbekannt und blicken es gleichfalls verwundert an. Als die Staunende nun ihre Geschichte erzählt, erinnern sich einige alte Mütterchen, daß vor langen, langen Jahren ein Mädchen in die Steinrutsche gegangen und nicht zurückgekehrt sei. Und nun erst fühlt die Jungfrau die Ermüdung des Alters, an ihren Busen steckt sie den Blumenstrauß, der sich inzwischen in Gold und Edelgestein verwandelt hat, und legt sich zur Ruhe nieder, um nimmermehr zu erwachen.

Nach Bechstein.

64.

Die Burg Henneberg.

Ein edler Herr aus dem Geschlechte der Columneser namens Poppo machte sich von Rom aus mit großem Gefolge von Dienstmannen und reichen Schätzen nach Deutschland auf, um sich dort an bequemer Stätte eine Burg zu bauen. Als er nun den nördlichen Theil von Franken erreichte, fand er einen schönen Berg und ritt hinauf ihn zu beschauen. Da flog eine Birkhenne auf ganz nahe am Wege, die nahm er in sein Wappen auf, nannte den Berg und sein Geschlecht Henneberg und erbaute sich dort eine schöne Burg zur Residenz. An dem Fuße des Berges war eine Köre; dort erbaute er seinen Dienern einen angenehmen Wohnsitz und nannte dieselben „von der Köre."*)

Nach Witzschel.

*) Von der Erbauung der Burg wird eine ähnliche Einmauerung erzählt, wie in der Sage Nr. 44.

65.

Die Jungfer mit dem Zopfe.

Ein Graf von Henneberg machte einen Zug in das heilige Land. Dort lernte er die Tochter eines arabischen Königs kennen und gewann ihre Liebe, wie er selbst ihr auch herzlich gewogen war. Da nun aber der alte König nichts von einer Vermählung wissen wollte, so schieden sich die Liebenden weinend und der Graf kehrte in seine Heimat zurück. Darauf wurde die Prinzessin von unendlicher Sehnsucht ergriffen, so daß sie sich mit ihren Schätzen heimlich entfernte, um dem Geliebten nachzufolgen. Als sie nun in die Gegend des Klosters Veßra kam, tönten von dessen Türmen wie rings herum von den Kirchtürmen alle Glocken in anhaltendem, feierlichem Geläute, und als sie eine Schaar Leute der Gegend nach der Veranlassung dazu fragte, sprach einer aus der Mitte: „Wißt ihr denn noch nicht, daß unser Graf Poppo von Henneberg heute seine Hochzeit feiert?“ Da erkannte die Aermste, daß ihr Geliebter ihr untreu geworden sei, wurde ganz unsinnig vor Schmerz, riß sich ihren schönen starken Zopf aus und nahm im Kloster Veßra den Schleier. All' die reichen Schätze, die sie besaß, schenkte sie nun an das Kloster, welches dieselben zu allerhand guten Werken in der Gegend verwendete. Den Grafen rührte, als er die Geschichte erfuhr, der Schmerz der fremden Prinzessin gar tief und er ließ seitdem eine Jungfrau mit dem Zopfe als Helmzier in sein Wappen setzen und allenthalben dieses Wappen anbringen. In Veßra ward die Prinzessin begraben und im oberen Chore der Kirche ist ihr ein schönes Denkmal in Stein gesetzt.*)

Nach Bechstein.

66.

So viel Kinder als Tage im Jahre.

Graf Hermann von Henneberg war mit Frau Margaretha, einer Gräfin von Holland vermählt, von welcher die Sage folgendes erzählt: Als im Jahre 1276 die Gräfin eine Reise zu ihren Verwandten gemacht hatte, begegnete ihr in Gräfenhaag eines

*) Ueber diese Sage gibt es noch mehrere andere Fassungen, von denen eine auf eine römische Gräfin, eine noch andere auf eine Kaufmannstochter in Würzburg bezogen wird.

Tages auf der Straße ein armes Weib, welches Zwillinge auf den Armen trug und noch mehrere andere Kinder bei sich führte. Dasselbe bat die Gräfin um ein kleines Almosen, doch dieselbe blickte stolz und hartherzig auf die Zwillinge und sprach: „Sind die beiden Kinder auf eurem Arme die eurigen?" Die arme Frau antwortete: „Ja, gnädige Frau, sie sind an einem Tage geboren!" Unwillig fuhr die Gräfin fort: „Eben so wenig, wie ein Weib soviel Kinder auf einmal haben kann, als Tage im Jahre, kann eine Frau von demselben Manne zwei Kinder zugleich bekommen; ihr seid eine Ehebrecherin und eins der Kinder muß ein uneheliches sein!" Da nun das arme Weib fromm und tugendhaft war, nahm es sich solchen Schimpf gewaltig zu Herzen, erhob seinen Blick gen Himmel und flehte Gott an, er möge in seiner Gerechtigkeit der Gräfin ein vollgültiges Zeugniß dafür geben, daß sie unschuldig sei und seine Macht und Größe dadurch an der stolzen Frau beweisen, daß sie nach ihren eigenen Worten so viele Kinder erhielte, wie Tage im Jahre. Und wirklich ging dieser Wunsch in Erfüllung, denn am Charfreitage des nämlichen Jahres gebar die Gräfin 365 Kindlein auf einmal, so klein wie winzige Krabben; alle aber lebten so lange, bis Bischof Otto von Utrecht, der Bruder der Gräfin, sie in ein Becken gelegt und mit Weihwasser getauft hatte; dann starben sie und ihre Mutter verschied schon bald darauf. Die Kindlein, von denen die Knaben alle Johannes, die Mägdlein Elisabeth getauft worden waren, sind zusammen mit der Mutter in dem Kloster Latum bei Haag begraben worden, wo man noch heutzutage die Geschichte auf dem Grabsteine lesen soll.

Nach Spangenberg.

67.

Die Haßfurtjungfrau.

In der Haßfurt, einem Bergwalde bei Meiningen, lag einst eine alte Burg, die Haßburg, deren Stelle man noch erkennen kann. Dort liegen große Schätze vergraben, welche einst von Raubrittern zusammengebracht worden sind, und alle 100 Jahre läßt sich die Haßfurtjungfrau sehen, um ein ganzes Jahr lang um jene Stätte zu wandeln. Sie trägt dann ein weißes Kleid und ein großes Schlüsselbund, ein großer schwarzer Hund folgt

ihr; so schreitet sie über die Burgstätte und durch den Wald unten im Thale und sucht emsig einen Menschen, der die Schätze zu heben vermag, damit sie selbst erlöst werde und zur Ruhe komme. Einst machten mehrere Prinzen in jener Gegend Jagd und der Hofjäger ging mit mehreren Burschen voraus, um das Nötige im voraus anzuordnen. Als dies geschehen war, lagerte sich der Hofjäger unter dem Berge, auf dem die Haßburg gelegen hatte, um seiner Herrschaft zu harren. Siehe, da fiel eine Menge von Steinen von dem Berge auf ihn herab, und da er glaubte, daß etliche Kameraden sich damit einen schlechten Spaß machten, rief er ärgerlich hinauf und verbot solches Treiben gar ernstlich; dasselbe wollte indeß nicht aufhören. Da wandte er sich von ungefähr um und sah die Haßfurtjungfrau ganz nahe stehen, die hatte ihr Schlüsselbund in der Hand und ließ aus demselben ein Schlüßlein fallen; dann verschwand sie. Der Hofjäger nahm diesen auf und gewahrte nun neben demselben zwei schöne goldgelbe Blumen, wie er sie noch nie gesehen hatte. Da aber unterdessen seine Herrschaft in der Nähe angekommen war, eilte er von dannen, ohne die Blümlein zu brechen. Er zeigte nun den Schlüssel umher, den alle erstaunt ansahen; einer aber fragte schnell: „Habt ihr nichts daneben gesehen?" „Ja wohl, zwei goldgelbe Blumen!" gab er zur Antwort. „Und ihr habt dieselben nicht gepflückt?" fragte jener weiter. Als nun der Hofjäger dies verneinen mußte, sprach der Frager: „Ihr Thor, hättet ihr die Blumen gebrochen, so wäret ihr reich und glücklich geworden!" Vergeblich suchte der Jäger nachträglich nach den Blumen, sie waren verschwunden; und, wie er, suchen noch heute viele nach denselben, um den noch ungehobenen Schatz zu erwerben.

Nach Bechstein.

68.

Von der Osterburg.

Ganz nahe dem Nadelöhr, einem engen Felsenpasse an der Werra, liegt die Ruine Osterburg; dieselbe war lange Zeit von tapferen Rittern bewohnt; zu denselben gehörte auch Dietz von

Kieselin. Nun zog einst der Graf von Henneberg vor die Burg und belagerte sie lange Zeit auf das härteste. Der Ritter Dietz verteidigte sich heldenmütig mit den Seinigen und entsandte namentlich schweren Felsstein auf die Belagerer, so daß dieselben viele Mannen verloren. Nun aber gingen allmählig die Steine aus; da wußte sich der tapfere Ritter zu helfen, indem er harte Kuhkäse auf die Angreifer in solchen Massen schleuderte, daß dieselben unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. — In den verfallenen Kellern der Burg sollen noch viele Fässer alten Weines liegen, deren Holz ganz versteinert ist; wer sie auffindet, der wird ein edles Getränk erhalten, wie es nicht wieder vorkommt.

Nach demselben.

69.

Der grünende Pfahl.

Auf dem Hexenberge bei Untermaßfeld sind viele Hexen verbrannt worden, woher auch sein Name gekommen ist. Einst war auch ein armer Bursche aus Leutersdorf der Hexerei angeklagt, und obwohl er ganz unschuldig war, mußte er doch auf der Folter unter Schmerzen wider Willen zugeben, was man ihm schuld gab, nämlich daß er ein böser Hex sei. Da kam von Jena der Befehl, daß er verbrannt werden sollte. Als nun der arme Mensch, von vielem Volke begleitet, zum Hexenberge geführt wurde und etwa in der Mitte desselben angelangt war, sah er, daß ein Bauer in der Nähe Pfähle einschlug, um Bäume daran anzubinden. Da erhob der Bursche vor allem Volke seine gefesselten Hände flehend gen Himmel und sprach: „So wahr ich unschuldig bin, wird Gott ein Wunder thun und einen dieser dürren Pfähle ausschlagen und zum starken Baume heranwachsen lassen!“ Die Richter und das Volk aber lachten darüber und oben auf dem Berge ward der Aermste wirklich verbrannt. Als aber der Zug wieder hinabzog und einige Leute an dem Pfahle stehen blieben, gewahrten sie mit Erstaunen, daß aus dem trockenen Holze des Pfahles grüne Blätter und braune Zweiglein herauswuchsen. Da erkannten alle das große Unrecht, welches dem armen Burschen angethan war, und hinfort wurde im

Hennebergischen keine Hexe und kein Hex mehr verbrannt. Der dürre Pfahl aber, welcher ausgeschlagen und grün geworden war, wuchs zu einer großen, starken Buche empor, welche noch jetzt unter den Nadelbäumen des Hexenberges ganz vereinzelt dasteht.

Nach mündlichem Bericht.

70.

Das Gebet der sterbenden Mutter.

Das Träbeser Loch war einst ein See und der kleine See bei Seba, am Fuße des Gebaberges nach Meiningen zu, noch nicht vorhanden, als sich folgendes zugetragen haben soll: Eine reiche, fromme Wittwe lag auf dem Krankenbette und ging dem Tode entgegen. Als sie nun zu schlummern schien, begannen ihre beiden Söhne in der Nähe über das Erbe zu streiten und sich darüber auseinander zu setzen, wer die einzelnen Teile empfangen sollte, wenn die Mutter stürbe. Namentlich konnten sie sich nicht über eine Wiese verständigen, welche in der Nähe von Seba lag und gerieten so heftig über dieselbe an einander, daß einer den andern todtschlagen wollte und beide im hellen Zorne das Zimmer verließen. Die Mutter hatte das alles mit angehört und erhob nun ihre Hände im heißen Gebete zu Gott, daß er den Bruderzwist ausgleichen und den Mord um einer elenden Wiese willen verhüten möge; lieber möge er dieselbe zu Wasser werden lassen. Als nun der nächste Morgen graute, siehe, da fand sich von der Wiese keine Spur mehr, denn an ihrer Stelle breitete sich eine große Wasserfläche aus. Zuerst wußte sich niemand die Sache zu erklären, bis die Bauern von Träbes herunterkamen und erzählten, daß über Nacht das Träbeser Loch ausgetrocknet wäre. Und wirklich fand sich von demselben nur noch ein tiefer, trichterförmiger Kessel vor. Von Entsetzen ergriffen, baten die Söhne ihre Mutter um Verzeihung und diese segnete sie und starb mit Dank gegen Gott, der solches Wunder zum Heile ihrer Söhne gethan hatte.

Nach Bechstein.

71.

Vom Teufelsstein.

Wer in Themar bekannt ist, der hat auch schon vom Teufelsstein gehört, der seine Basaltmasse 70 Fuß hoch fast senkrecht in die Lüfte erhebt und wie ein Festungsbau aussieht. Von demselben erzählt man folgende Sage: Auf der Steinsburg, welche drei Stunden entfernt lag, wohnte ein finsterer Ritter, der hatte eine wunderholde Tochter, die er in großer Einsamkeit aufzog und für das Kloster bestimmte. Aber das Fräulein verließ bisweilen, wenn der gestrenge Vater auf der Jagd war, heimlich in Begleitung ihrer Amme die Burg, und dabei geschah es, daß ein junger Ritter sie kennen lernte und lieb gewann. Derselbe hielt bald darauf um die Hand der Tochter bei dem finstern Vater an, doch da dieser in ihm den Sohn eines alten Feindes erkannte, erklärte er, indem er sofortige Entfernung gebot: „Lieber will ich dem Teufel meine Tochter geben, als euch!" Der junge Ritter warf dem Alten seinen Fehdehandschuh hin und rief: „Morgen mit dem Früheſten werde ich mit meinen Reisigen vor die Burg rücken und euch bald euren Uebermut austreiben!" Als der Jüngling fort war, fiel es dem Alten schwer auf das Herz, daß seine Burg viel zu baufällig war, um einen Sturm aushalten zu können; da ging er in den Wald hinaus, rief den bösen Feind herbei und bat diesen, ihm bis zum ersten Hahnenschrei des kommenden Morgens einen dreifachen, unübersteiglichen Mauerring um die Burg zu bauen. Der Teufel war dazu bereit, forderte jedoch als Lohn für diese schwere Arbeit des Ritters Töchterlein. Dieser war es zufrieden, und der Böse fing nun an mit seinen finstern Scharen Felssteine um die Burg aufzutürmen. Die kluge Amme des Fräuleins hatte aber das Ganze belauscht und beschlossen, es nicht zur Ausführung des nichtswürdigen Versprechens gelangen zu lassen. Als sich nun der Bau seiner Vollendung nahte, ging sie mit einem verdeckten Lichte zum Hühnerstalle und ließ den Hahn plötzlich das Licht sehen. Da meinte das Tier, daß es Tag geworden wäre und krähete laut auf. Der Teufel, welcher eben einen gewaltigen Felsblock durch die Luft daher schleppte, vernahm dies, und weil er sich um den Preis betrogen sah, schleuderte er den Stein drei Stunden von der Burg entfernt, auf die Erde; dann zerstörte

er den fast vollendeten Bau und ergriff statt des Fräuleins den alten Ritter, welchen er unter den Steintrümmern begrub. Der große Stein aber, welchen der Teufel von sich schleuderte, heißt seitdem der Teufelsstein und auch die großen Steinringe, welche der Teufel um die Steinsburg getürmt hat, sind noch jetzt auf dem Gleichberge bei Themar zu sehen.*)

Nach Bechstein.

72.

Wie einer in Gertles zwölf schlagen hörte.

Bei Themar und Marisfeld liegt das Gertles, das ist ein großes Feld, welches einst ein Dorf trug und wo es, wie jeder in der Gegend weiß, nicht geheuer ist. Manchem ist's schon passirt, wenn er über dieses Feld ging und an nichts dachte, daß er plötzlich sich in einem Dorfe befand, in welchem Leute in eigentümlicher Kleidung einherschritten, aber, wenn sie gefragt wurden, keine Antwort gaben.**) Nun weiß man auch im ganzen Werrathale, daß der zu großem Glücke gelangt, welcher es in Gertles zwölf schlagen hört. Dazu ist's freilig nötig, daß er jede der zwölf heiligen Nächte (vom Weihnachtsheiligabende bis zum heiligen Dreikönigstage) auf dem Gertles zubringt. Das hat ein Bauer aus Marisfeld einst ausgeführt und es in einer der Nächte wirklich zwölf schlagen hören, und zwar dicht neben sich. Die Uhr schlug aber so überaus entsetzlich, daß er schon bei den ersten Glockenschlägen vor Schrecken bewußtlos zu Boden sank. So blieb er bis zum Morgen auf dem Gertles liegen, dann schleppte er sich mühsam bis nach Marisfeld zurück. Dort lag er über ein Vierteljahr an einem gefährlichen Fieber schwer darnieder, als er aber endlich genas, erwies sich sein Mut sehr ersprießlich, denn was er auch anfangen mochte, gelang wunderbar; seine Scheuern waren immer von reichem Segen gefüllt, seine Saaten verhagelten nicht und sein Reichtum wurde bald in der ganzen Gegend sprichwörtlich. Noch heute pflegt man von Leuten, die schnell reich werden, in der ganzen Gegend zu sagen: „Der hat es im Gertles zwölf schlagen hören".

Mündlich.

---

*) Vgl. die Sage No. 6. — **) Vgl. die Sage No. 15.

73.

Vom Rasenkreuz bei Rohr.

Nahe bei Rohr am Wege auf Meiningen zu hat man lange Zeit ein eigentümliches Kreuz im Rasen der Wiese sehen können, welches die Hirten der Gegend einzugraben pflegten; mit demselben hatte es folgende Bewandniß: Der Hirschwirt aus Meiningen kam von Geschäften aus Rohr zurück und nahm den Weg über diese Wiese. Unterwegs begegnete er etlichen Frauen, mit welchen er sich gemütlich unterhielt. Da begann man plötzlich in Rohr die Glocken anhaltend zu läuten und der Mann fragte die Frauen, was das zu bedeuten habe. Als ihm gesagt wurde, es werde in Rohr jemand begraben, sprach er: „Ei, das ist ja schön! Wenn ich in Meiningen sterbe, wird mir nicht heimgeläutet; möchte wohl auch in Rohr begraben werden!“ Kaum war er einige Schritte weiter gegangen, als er umfiel und todt war. Da haben ihn die von Rohr nach seinem Wunsche mit Glockengeläute begraben, die Hirten aber gruben an der Stelle, wo er vom plötzlichen Tode überrascht wurde, jenes Rasenkreuz ein, das sie von Jahr zu Jahr zu erneuern pflegten.

Mündlich.

74.

Der Jungfernsprung.

Im Jonasthal bei Arnstadt erhebt sich eine etwa 100 Fuß hohe senkrechte Felswand, der Jungfernsprung genannt. Von derselben geht folgende Sage: Ein roher, sittenloser Ritter verfolgte einst auf schnellem Rosse ein unschuldiges Mägdlein, um es zu seinem Willen zu zwingen. Dieses floh vor ihm in unendlicher Angst quer über das Feld und kam so an jenen furchtbaren Abhang. In ihrer unendlichen Angst wußte die Maid sich, um ihre Ehre zu retten, nicht anders zu helfen, als daß sie ihre Seele Gott und seinen Engeln befahl, und als ihr Verfolger eben gierig die Hand ausstreckte sie zu ergreifen, hinab in die Tiefe sprang. In der Hitze der Verfolgung hatte der Ritter nicht auf den Abgrund geachtet, er spornte also sein Roß,

welches sich hoch aufbäumte, und sprengte dem Mädchen nach. Während nun aber das letztere unverletzt in der Tiefe angelangt war, lag der wilde Verfolger zerschmettert mit seinem Rosse in dem Thalgrunde. Auf den Knieen dankte die gerettete Jungfrau dem gnädigen Gott, der sie gerettet hatte. Der Fels heißt seitdem der Jungfernsprung.

Nach Bechstein.

75.

Wie die St. Michaeliskirche in Ohrdruf entstand.

Der heilige Bonifacius, welcher in Thüringen das heilige Evangelium gepredigt hat, übernachtete einst an dem Ohraflüßchen, da, wo jetzt die Stadt Ohrdruf liegt. Da that sich plötzlich der Himmel auf und der Erzengel Michael erschien ihm in überirdischem Glanze und stärkte ihn für sein Werk. Als der Tag anbrach, dankte St. Bonifacius dem Herrn, hielt die Messe und sprach darauf zu seinem Diener: „Richte das Frühmahl zu!" Da meldete dieser, daß nichts zur Speise vorhanden sei. Der fromme Mann aber sprach: „Hat Gott vierzig Jahre lang ein großes Volk in der Wüste mit Himmelsbrot gespeist, wie sollte er nicht mir, seinem unwürdigen Knechte, für einen einzigen Tag Speise und Trank darreichen?" Und wieder forderte er den Diener auf das Mahl zuzurichten. Als nun jener noch zweifelnd dastand, flog ein Raubvogel vorüber, der einen großen Fisch im Schnabel trug und denselben auf den Tisch, welcher eben hergerichtet worden war, herabfallen ließ. Nun konnte die Mahlzeit bereitet werden, an der sich der heilige Mann mit seinem Diener sättigte; an dem Orte aber, wo der Erzengel Michael erschienen war, wurde nun die St. Michaelskirche von Bonifacius gebaut und geweiht.

Nach Witzschel.

76.

Der Freischützenschuß zu Ohrdruf.

Vor langer, langer Zeit, es war mitten im dreißigjährigen Kriege, wurde ein Jüngling zu Ohrdruf eines schweren Verbrechens angeklagt, das er nicht begangen hatte. Da er nun

fortgesetzt leugnete und seine Unschuld versicherte, wendete der Rat gegen ihn die Tortur an und brachte es durch dieselbe dahin, daß der Aermste, um von den Schmerzen erlöst zu werden, endlich seine Schuld zugab. Nun zogen eines Morgens die Einwohner der Stadt vor das Waldthor, wo im Beisein des hohen Rates der Jüngling durch den Scharfrichter abgethan werden sollte. Eben hatte ein Geistlicher über demselben gebetet, der Sprecher des Rates das Todesurteil verkündet und stand im Begriffe den Stab zu brechen, als ein Reiter im purpurnen Mantel durch das Waldthor herangesprengt kam und mit lauter Stimme „Gnade! Gnade!“ rief. Er drang in den Kreis der Richter, beteuerte, daß der Jüngling unschuldig sei, und erklärte, er wolle zum Beweise dafür in einen Stein schießen und dadurch den Schuldigen tödten. Als man es zufrieden war, ritt er zu dem Waldthore, schrieb auf einen Sandstein an der Wölbung desselben einige geheimnißvolle Zeichen und schoß dann sein Gewehr darauf ab. Alsbald quollen aus der Stelle, welche von der Kugel getroffen worden waren, drei Blutstropfen hervor. Als der Reiter hierauf schnell, wie er gekommen, wieder verschwunden war, fand man vor dem Dorfe Mühlberg nach Ohrdruf zu einen Bürger aus der Stadt mit einem Schusse im Herzen in den letzten Zügen, und doch hatte man in dem Dorfe keinen Schuß gehört und niemand gesehen, der dies vollbracht haben konnte. Nun gab man sofort den Jüngling frei; die drei blutfarbenen Flecke am Waldthore zu Ohrdruf nannte man aber seitdem den Freischützenschuß. Leider ist beim Abbruche des Thores der betreffende Stein verschwunden.

Nach der Thuringia von 1841.

77.

Der Graf von Gleichen.

Zwischen Gotha, Ohrdruf und Arnstadt liegen auf drei einzelnen Bergen die Ueberreste von drei alten Burgen, welche im Volksmunde die drei Gleichen genannt werden, während eigentlich nur die nördliche diesen Namen führt, die südliche dagegen Mühlberg und die östliche Wachsenburg heißt. Alle drei sollen im Jahre 1230 auf einmal vom Blitze getroffen sein. — Unter

den Rittern, die Ludwig den Heiligen auf dem Kreuzzuge begleiteten, befand sich auch der Graf von Gleichen. Nach dem Tode des Landgrafen schloß sich derselbe dem Kaiser an und kämpfte mit großer Tapferkeit gegen die Ungläubigen. Einst wagte er sich zu weit von dem Christenlager fort, wurde von den Sarazenen umringt und mit seinem Knappen gefangen genommen. Mit anderen Gefangenen kam er in ein Schloß des Sultans und mußte, da man seinen vornehmen Stand nicht kannte, wie die übrigen schwere Feld- und Gartenarbeit verrichten. Die Tochter des Sultans, welche öfter in dem Garten des Schlosses spazieren ging, fand Wohlgefallen an ihm und trat einst an ihn heran ein freundliches Gespräch anzuknüpfen. Bei demselben wuchs das Wohlgefallen der Prinzessin an dem fremden Manne noch mehr und sie wußte es seitdem oft so einzurichten, daß sie ihn traf und mit ihm vertraulich plaudern konnte. So vergingen mehrere Jahre. Als endlich die Prinzessin durch den Knappen den Stand des Grafen erfuhr, versprach sie ihm, daß sie ihn befreien und mit großen Schätzen ihm folgen wollte, wenn er sie zur Gattin nehmen würde. Da erzählte er ihr, daß er daheim schon ein eheliches Weib und zwei Kinder besäße, doch die Jungfrau ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern drang weiter in ihn, bis er sich aus Liebe zur Freiheit entschloß, ihr alles zuzusagen, denn er hoffte auch, daß der Papst der heidnischen Prinzessin, wenn sie Christin würde, die nötige Erlaubniß, dazu sein Eheweib ihm Verzeihung gewähren würde. Beide entflohen also und zogen zunächst zum Papste nach Rom, welcher die Prinzessin taufte und in die Doppelehe des Grafen einwilligte. Nun zogen beide weiter nach Thüringen. Als sie der Burg nahe waren, ließ der Graf die Prinzessin in der Herberge zurück und eilte allein zu seiner Gemahlin, die ihn mit unendlicher Freude aufnahm. Da sagte er ihr, daß er noch ein Weib mit sich bringe und was es mit diesem für eine Bewandniß habe. Die Gräfin aber sprach: „Sie, die meinen lieben Eheherrn befreit und mir wieder gesund und frisch zugeführt hat, ist es wert, daß ich sie zeitlebens liebe und ehre!“ Und nun eilte sie der Prinzessin entgegen, nahm sie liebereich auf und vertrug sich mit ihr aufs beste, auch hatte die Sarazenin der Gräfin Kinder grade so lieb, als wären es ihre eigenen. Die Gegend bei der Burg, wo die beiden Frauen sich zum

erstenmale trafen, heißt noch heute das Freudenthal, ebenso das Forsthaus daselbst. Auf dem Schlosse Gleichen und in der Nähe gab es noch lange Zeit Erinnerungszeichen mancherlei Art an die Doppelehe des Grafen; der Leichenstein, auf welchem derselbe zwischen seinen beiden Frauen dargestellt ist, befindet sich jetzt im Dome zu Erfurt.

Nach Witzschel.

78.

Die Geistermette.

Ein Diaconus an der Liebfrauenkirche in Arnstadt erwacht einmal Nachts aus dem Schlafe und in der Meinung, daß es Zeit zur Frühmesse sei, begiebt er sich in die Kirche, um sein Amt zu verrichten. Als er eintritt, findet er die Kerzen angezündet und sieht an dem Hochaltare und an den Nebenaltären Meßpriester und Vicare, welche vor vielen hundert Jahren gelebt haben und damit beschäftigt sind den Gottesdienst abzuhalten. Voll Staunen und Furcht zugleich steht der Diaconus da; plötzlich aber ertönt von dem Kirchturme ein donnerndes Eins und alsbald verlöschen die Kerzen, die Priester und ihre Gehülfen verschwinden und der Diaconus steht zitternd in der düstern Kirche.

Nach demselben.

79.

Meister und Geselle.

An dem schönsten der beiden Klammertürme derselben Kirche sieht man einen Mann, der sich abwärts biegt und einen Hund, wovon man folgendes erzählt: Bei dem Ausbau der Türme übernahm der Meister den einen und übergab den andern einem Gesellen. Da stellte sich heraus, daß der letztere seine Sache besser verstand, als der Meister, denn sein Turm wurde bei weitem schöner und zierlicher, als der des letzteren. Darüber faßte der Meister bittern Groll gegen den Gesellen, welchen er sorgfältig verheimlichte, bis der Bau vollendet war. Als nun die Zeit kam, wo der Geselle seinen Lohn begehrte, sagte der

Meister zu ihm: „Dein Turm ist recht wohl geraten, aber einen Fehler hat er doch, den ich dir oben zeigen will. Da stieg der Geselle arglos mit dem Meister hinauf auf seinen Turm und ein Hündlein, welches er sehr lieb hatte, lief mit ihm hinauf. Oben deutete der Meister einen Fehler an und gebot dem Gesellen sich zum Schalter hinauszubiegen, dann würde er den Fehler entdecken können. Als sich nun derselbe so weit wie möglich hinausbog und eben sprach: „Meister, ich sehe nichts!" schrie dieser zornig: „Hier hast du deinen Lohn!" und stieß ihn hinaus, daß er hinabstürzte und starb. Darauf wimmerte der Hund entsetzlich und sprang seinem Herrn nach. Zur Erinnerung an dieses Ereigniß finden sich an dem Turme die erwähnten Gestalten.

Nach Bechstein.

80.

Hans Nebel, der Bürgermeister.

Hans Nebel, ein Schuhmacher, regierte einst Arnstadt als ehrsamer Bürgermeister, doch ist sein Andenken daselbst nicht das beste, da er über die Stadt großes Unglück gebracht hat. Das kam so: Sein Haus am Markte hatte eine morsche Dachrinne und er kam in den Hundstagen bei schrecklicher Hitze auf den Einfall, dieselbe auspichen zu lassen. Der Mann, welchen er zu diesem Zwecke gedungen hatte, hielt das Werk unter den obwaltenden Umständen für höchst gefährlich, aber der Bürgermeister sprach: „Gieß drauf los ins Teufels Namen!" Kaum aber war dieses Wort von seinen Lippen, als das Pech sich entzündete und sich nach allen Seiten verbreitete, so daß im Nu das Dach in Flammen stand. Das Feuer lief wie Katzen über die Dächer dahin, übersprang die Straßen und richtete ein entsetzliches Unheil an. Die uralte Bonifaciuskirche, das Rathaus, die Galerie, die Pfarr- und Schulhäuser und 387 Wohnhäuser mitten in der Stadt wurden ein Raub der Flammen — und das in der kurzen Zeit von drei Stunden. Der Bürgermeister Nebel soll nach Erfurt entflohen sein; noch jetzt wird an dem Unglückstage, Montags nach dem 7. August, eine Brandpredigt gehalten.

Nach demselben.

81.

Wichtelmännchen helfen einer Wittwe in der Ernte.

Eine arme Wittwe, welche vor Zeiten in Arnstadt lebte und sich mit ihren Kindern kümmerlich durch Spinnen nährte, besaß von ihrem seligen Manne her noch ein Stückchen Feld im Jonasthale, auf welchem sie einen Teil ihres Brotes zu bauen pflegte. Nun war aber in einem Jahr das Wetter in der Erntezeit gar ungünstig und während man helles und warmes Wetter recht nötig hatte, strömte fortwährend der Regen und nur an wenigen Tagen schien die Sonne. Da nahmen die reichen Grundbesitzer in der Stadt und deren Umgegend alle Schnitter für die ganze Erntezeit in Lohn, um jede sonnige Stunde zum Einbringen der Frucht benutzen zu können, die armen Leute aber, welche nur wenig Feld besaßen, konnten keine Arbeitsleute bekommen. Da kam auch die Wittwe in große Sorge. Eines Tages, als wieder die Sonne freundlich schien, ging sie traurig in das Jonasthal hinaus auf das Feld, auf welchem das Korn überreif stand, und da sie sich gar nicht zu helfen wußte, weinte sie bitterlich. Plötzlich steht neben ihr eins der kleinen Wichtelmännlein, welche im Jonasthale wohnten, und fragt freundlich nach der Ursache ihrer Tränen. Da klagt die Wittwe ihre Not und erzählt, daß sie, wenn die schöne Frucht nicht bald geschnitten und eingebracht werden könnte, den Winter mit ihren Kindlein hungern müßte. Das rührt dem Wichtelmännlein das Herz und es spricht: „Ich will euch helfen, geht nur einstweilen hinein in die Stadt und bestellt euch einen Wagen zum Einfahren der Frucht. Da geht die Frau fröhlich nach Arnstadt zu; unterwegs bleibt sie einen Augenblick stehen und schaut noch einmal von einer Anhöhe nach ihrem Felde zurück. Siehe da, auf demselben erblickt sie ein Gewimmel von unzähligen Wichtelmännern, welche sämmtlich beschäftigt sind, den reichen Erntesegen zu sammeln und in Garben zu binden. Als sie in die Stadt kommt, bittet sie einen guten Freund ihres verstorbenen Mannes, ihr auf den Nachmittag seinen Wagen zur Ernte zu leihen. Der ist auch sofort bereit und nun fährt die Frau mit ihren Kindern schnell dem Jonasthale zu. Dort findet sie alles zum Aufladen und Einfahren bereit, und da auch keine einzige

Aehre umherliegt, brauchen die Kinder diesmal nicht Aehren zu lesen. Als die vollen Garben auf dem Wagen liegen und dieser fortfahren soll, ruft die Witwe in das Böhlersloch am Sonnenberg, in dem die Wichtelmännlein wohnen sollen, mehrmals Worte des Dankes hinein, erhält aber keine Antwort.

Nach der Thuringia 1842.

82.

Die verstopfte Salzquelle.

Das Städtchen Plaue bei Arnstadt war erst ein armes Dorf; da fand man eine sehr ergiebige Salzquelle daselbst auf, durch die sich in kurzer Zeit der Wohlstand der Einwohner außerordentlich hob, so daß das Dorf zur Stadt wurde und alles in Sammet und Seide einherging. Einst wurde nun aber ein Siedeknecht von dem Siedemeister um eines Vergehens willen hart bestraft, und derselbe so zornig und rachgierig darüber, daß er die Salzquelle mit seinem seidenen Wams verstopfte und durch Zaubermittel versetzte, so daß sie zu fließen aufhörte. Nun konnte es nicht fehlen, daß der Ort schnell wieder von seiner Höhe herabsank und verarmte, zumal mehrere Brände bald einen großen Teil der Wohnhäuser zerstörten. Als Rest ehemaliger Herrlichkeit bewahrt man auf dem Rathause zu Plaue noch einen schönen Sammetärmel, mit welchem der jedesmalige Bürgermeister sich Sonntags stattlich zum Fenster herauslegt, um sein Morgenpfeifchen zu rauchen.

Nach Bechstein.

83.

Die Zwerge in den Kammerlöchern bei Angelrode.

An dem Weißenstein und der Kummel, Bergen bei Angelrode, befinden sich große Felsspalten, die Kammerlöcher genannt. Dort wohnten ehedem viele Zwerge, wie im Jonasthale bei Arnstadt, die sich durch ihre Tarnkappe unsichtbar machen konnten, mit den Einwohnern der Gegend manchen Schabernack trieben, aber auch manchem braven, arbeitsamen Menschen Gutes erwiesen. Namentlich sollen sie jungen Eheleuten, die sparsam und arbeitsam

waren, mehrfach eine schöne Kuh in den Stall gestellt haben, um sie zu belohnen und für weiteres Streben zu ermutigen. — Einst kamen sie durch den Kummelberg in den Keller des Wirtes, dessen Haus am Fuße desselben liegt, und naschten zum großen Leidwesen des Wirtes von dessen Wein und Kuchen; an den Fußspuren, die wie kleine Gänsefüßchen waren, erkannte der Wirt die Näscher. Als nun der Wirt gar sehr über die Sache klagte, und auch viele andere, die zu leiden gehabt hatten, die Zwerglein verwünschten, riet ein weiser Mann, der durch Angelrode kam, sie sollten am Johannisabende vor die Löcher der Zwerge Zweige von Taxus (Eibenbaum) legen, so würden sie dieselben bald loswerden. Am nächsten Johannistage sammelten wirklich die Angelröder soviel wie möglich von den Eibenzweigen und legten sie überall kreuzweise vor die Felsspalten. Als die Leute um Mitternacht auf den Ausgang der Sache achteten, vernahmen sie ein leises Weinen, sodann ein unheimliches Rauschen und endlich bemerkten sie einen lichten Schimmer in der Luft, das war die Straße, auf welcher die Zwerge von dannen zogen. Dieselben sollen sich in Rippersrode angesiedelt haben; bei Angelrode hat man seitdem nichts mehr von ihnen vernommen.

Nach Witzschel.

84.

Der Hirsch mit dem goldenen Geweih.

Im Walde bei Angelrode zeigt sich zuweilen ein Hirsch mit goldenem Geweihe, von dem man in der Gegend folgendes berichtet: Nur ein Sonntagskind, das fromm und reines Herzens ist und Mut genug hat bei Nacht durch diesen Wald zu gehen, kann den Hirsch sehen, einfangen und bis an die Kammerlöcher fortführen. Dort schlägt der Hirsch mit seinem goldenen Geweih an den Felsen und öffnet dadurch eine lange Reihe von Kammern, welche mancherlei reiche Schätze enthalten, namentlich Goldsand und Edelsteine zugleich wirft der Hirsch sein Geweih ab und dieses darf sich der Glückliche nehmen, auch ist es ihm gestattet sich von den Schätzen anzueignen, welche in den Kammerlöchern aufgehäuft liegen. Der Hirsch aber ist nun solange unsichtbar, bis sein goldenes Geweih wieder gewachsen ist; dann erscheint er aufs neue einem guten Sonntagskinde.

Thuringia 1841.

85.

Der goldene Kaisersarg.

Westlich von der Reinsburg*) erhebt sich in einem einsamen, unfruchtbaren Thale ein Berg, welcher der „Kaiser" genannt wird. In diesem, so erzählt man in der ganzen Gegend, liegt ein Kaiser in einem schönen goldenen Sarge begraben. Vor uralter Zeit zog nämlich einst dieser Kaiser durch das Thüringerland, erkrankte plötzlich und starb an jenem Orte. Die Seinigen aber höhlten den Berg aus und setzten ihren Kaiser in tiefer Nacht dort ganz heimlich bei, damit derselbe in seinem Todesschlummer von niemandem gestört werde. Viele Schatzgräber haben seitdem nach dem kostbaren Sarge gesucht, aber denselben nicht gefunden.

Nach Witzschel.

86.

Wie Erfurt gegründet ward.

König Merwig von Thüringen gründete auf einem Berge in der Nähe des heutigen Erfurt eine Burg, die er nach seinem Namen Merwigsburg nannte; noch jetzt liegt daselbst ein Dorf, welches Möbisburg heißt. Auf dem Berge über dem späteren Erfurt baute sich König Merwig auch einen Saal. Später, im Jahre 707 nach Christi Geburt, hat der König Dagobert auf dem Berge, wo die Merwigsburg gelegen hatte, ein Kloster erbaut, das er Petersberg benannte. Derselbe König erbaute auch das St. Petersmünster zu Erfurt und stattete dieses und das Kloster reichlich mit den Gütern aus, welche ihm seine Mutter hinterlassen hatte. St. Bonifacius ist bald nach Erfurt gekommen und hat dort ein Bistum gegründet, welchem er einen großen Teil derjenigen Güter überwies, welche Dagobert vorher den Mönchen von Petersberg gegeben hatte.

Nach Witzschel.

---

*) Hier erzählt man sich auch eine ganz ähnliche Sage von einer Wunderblume, wie Heft 1 Nr. 4 und 47.

87.

Von der Kirche des heiligen Dionysius.

Unter dem Dache der St. Dionysiuskirche zu Erfurt befinden sich mehrere in Stein gehauene Gestalten, über die man sich folgendes erzählt: Unter der Kirche liegt ein sehr großer Schatz, welchen drei Männer heben wollten, ein Schmied, ein Schneider und ein Schäfer. Von den bösen Geistern, welche den Schatz bewachen, wurden aber alle drei umgebracht und zur Erinnerung hieran finden sich am Gesims der Kirche drei Köpfe in Stein nebst einem Hufeisen, einer Scheere und einem Hirtenstabe. — Bei dem Bau der Kirche wurden drei andere Männer von einem Geisterbeschwörer belehrt, wie sie den Schatz heben könnten; derselbe riet aber dringend, daß sie ihre Weiber während der Beschwörung fern hielten. Zur bestimmten Stunde, Mittags um 12 Uhr, als alle Arbeiter fortgegangen waren, begannen die drei ihre Beschwörung; unglücklicher Weise kamen aber trotz des Verbotes die Weiber von zweien der Männer mit dem Essen. Kaum aber waren dieselben bei ihren Männern angelangt, als ein Mann im roten Gewande auf einem kleinen mit Böcken bespannten Wagen den rodischen Berg hinab und auf sie zugefahren kam. Der Mann ergriff sie und drehte einem nach dem andern den Hals um. Unter dem Dache sieht man auch die Köpfe dieser drei Männer und zwei Frauen in Stein.

Nach der Thuringia 1842.

88.

Der Kindertanz.

Am 15. Juli des Jahres 1237 wurde eine große Schaar von Kindern, Knaben und Mägden, über tausend an der Zahl, zu Erfurt plötzlich von einer solchen Tanzlust ergriffen, daß sie durch den Steigerwald über Waltersleben, Eischleben, Ichtershausen und Rudisleben immerfort bis nach Arnstadt tanzten, volle vier Stunden weit. Als sie in Arnstadt Abends ganz ermüdet ankamen, verwunderten sich die dortigen Bürger gar

sehr, nahmen die Kinder bei sich in Quartier und sandten deren Eltern in Erfurt Botschaft zu. Diese hatten sich um ihre Kinder gar sehr geängstet und machten sich, froh dieselben wieder zu erhalten, mit großen Wagen nach Arnstadt auf. Für die Gastfreundschaft wurde den Arnstädtern freundlicher Dank von den Erfurtern, die letzteren aber haben vergeblich nachgeforscht, woher die ungeheure Tanzlust gekommen ist.

Nach Bechstein.

89.

Wie die Kirche zum heiligen Brunnen gegründet ward.

Ueber die Gründung der Kirche zum heiligen Brunnen zu Erfurt wird folgendes erzählt: An einem Sonntage des Jahres 1250 meldete zu Erfurt ein Barfüßermönch aus Eisenach, daß ein fremder Mann dort auf dem Krankenbette unter andern Sünden auch gebeichtet habe, er hätte aus der St. Martinskirche in Erfurt bei Nacht die silberne Monstranz mit neun Hostien gestohlen und die letzteren in eine schlammige Grube in der Nähe geworfen; da nun die Hostie wahrscheinlich schon durch die Consecration in den Leib des Herrn verwandelt gewesen wäre, so möchten sie schleunigst zusehen, daß derselbe wieder an eine geweihte Stätte käme. Als man nun zusah, fand man richtig an der bezeichneten Stelle die Hostien, und siehe, die Pfütze war allenthalben zugeforen und der Leib des Herrn lag ganz trocken und unversehrt in einer Umhüllung. Der Erzbischof Christian II. von Mainz, welcher damals grade in Erfurt war, veranstaltete alsbald eine große Procession, welche mit Singen und Beten die Hostien aus der Pfütze aufhob und nach dem Dome trug. Zugleich ermahnte auch der Erzbischof die Bürgerschaft, dafür Sorge zu tragen, daß an dem Orte, wo der heilige Leib des Herrn wunderbar bewahrt worden war, eine Kirche erbaut würde. Und wirklich fand sich ein wohlhabender Bürger, welcher eine Kirche daselbst gründete und eine Pfründe für einen Meßpriester derselben stiftete; die Kirche nannte er „zum heiligen Brunnen."

Nach Witzschel.

90.
Das Schloß Dienstberg bei Erfurt.

Auf der Kuhweide bei Erfurt lag das feste Schloß Dienstberg, in welchem Raubritter hausten, die der ganzen Gegend, und namentlich auch der Stadt, viel Unheil zufügten. Ein Fleischhauer, welcher wegen eines Vergehens aus der Stadt gewiesen worden war, ging zu den Rittern und sie nahmen ihn als Koch in ihrer Burg auf. Als nun die Raubritter einstmals auf Beute ausritten und den Schlüssel der Burg einer alten Frau anvertrauten, bat der Koch dieselbe um Erlaubniß auf eine ganz kurze Zeit die Burg zu verlassen. Dieselbe hatte nichts dagegen, und nun lief der Mann in größter Eile nach der Stadt, verlangte, daß der Rat ihm jemanden herausschickte, damit er ein besonderes Geheimniß offenbaren könnte, und versprach, als man ihm sein Verlangen erfüllt hatte, das feste Schloß in die Gewalt der Stadt zu überliefern, wenn sie ihn wieder als ehrlichen Bürger aufnehmen wollten. Das war man gar gern zufrieden. Darauf bezeichnete er ihnen eine Stunde, da die Räuber ausgeritten waren, die Erfurter kamen auf weißen Pferden vor das Thor, und weil sich die Raubritter auch solcher Pferde zu bedienen pflegten, gelang es dem Koch die in der Burg zurückgebliebenen Ritter zu täuschen und seinen Landsleuten das Thor zu öffnen. Dieselben nahmen alle Räuber gefangen, richteten sie hin und zerstörten die Burg. Für diese That erhielten die Erfurter das besondere Recht in dem früher mainzischen Gehölze in der Nähe am letzten April vier schöne Eichen zu fällen und am 1. Mai einen großen Festzug mit Waffen und zu Pferde oder zu Fuß dorthin zu halten, um nach Ausübung ihres Waffenrechtes in dem genannten Walde unter Trommelschlag, Trompetenklang und Geschützdonner die Bäume feierlich zur Stadt zu führen. Dieses Fest wurde der Walperzug genannt.

Nach Falkenstein.

91.
St. Bonifacius zerstört einen Abgott.

Als St. Bonifacius gen Erfurt kam, um dort das Evangelium zu verkündigen, diente das Volk der Gegend auf der Wagweide einem heidischen Abgotte, welcher unter alten Eichen

aufgestellt war. Da ermahnte der fromme Apostel die Leute, daß sie ihm in den Wald folgen und den Abgott zerstören sollten. Wirklich folgte ihm eine große Schaar nach; als sie aber in die Gegend des jetzigen Löberthores kamen, erhob sich ein gewaltiger Sturmwind von dem Walde her der Stadt zu. Erschrocken blieben die Leute stehen, denn sie meinten nicht anders, als daß ihr Abgott durch den Sturm seinen Zorn über ihr Beginnen kund thun wollte. Bonifacius aber sprach zu ihnen: „Folget mir nur nach und seid unerschrocken, denn der Teufel, der euch bisher mit seinem Götzen verführt hat, wird euch nichts anhaben können!“ Da zogen sie mit, und als sie an der Stätte angekommen waren, hieb St. Bonifacius den Abgott in Stücke, so daß das Volk weit und breit die Nichtigkeit desselben erkannte und sich schaarenweise zum Christentume bekehrte.

Nach Witzschel.

92.

Das Hufeisen an der Kirche zu Heilsberg.

An der Thür der Kirche zu Heilsberg findet sich ein großes Hufeisen angenagelt, von welchem man folgendes erzählt: Als St. Bonifacius in jene Gegend kam, um das Volk zum Christentume zu bekehren, ließ er in der Gegend des Viehberges auf dem grünen Rasen sein Pferd sich ausruhen und weiden. Dasselbe hatte aber von dem weiten Ritte einen bösen Fuß bekommen, stand daselbst und scharrte auf der Erde so lange, bis endlich allda ein Quellbrunnen hervorsprang, dessen Wasser den Fuß des Tieres alsbald heilte. Weil nun das Quellwasser sich auch bei den Menschen sehr heilkräftig erwies und fortgesetzt hell und reichlich fortfloß, so nannte man den Brunnen Heilsborn und das Dorf, welches daneben entstand, Heilsberg. Das Hufeisen aber, welches bei dem Scharren des Pferdes abgegangen war, nagelte man später zum ewigen Gedächtnisse des Wunders an die Kirchenthür.

Nach demselben.

93.

Von einer Hexe in Erfurt.

Zu Erfurt wohnte im Jahre 1549 hinter dem Berge ein Pfaffe namens Ulrich Erkenberger, dessen Köchin wollte gern ihres Herrn Diener Anton zur Ehe haben. Derselbe hatte aber großen Widerwillen gegen sie und zog deshalb fort nach Goslar am Harz. Darüber ward die Köchin sehr zornig und suchte Rat bei einer Hexe, um sich an dem Anton zu rächen. Die Hexe ließ denselben des Nachts in vier Stunden auf einem Bocke durch die Lüfte nach Erfurt holen. Der Bock führte ihn oben zwischen den Turmspitzen von St. Mariae so nahe durch, daß er mit seinen Füßen an einen Knopf stieß und darauf beim Pfaffen Ulrich sanft zum Kellerloche hineinfuhr. Dabei war es ihm, als ob Himmel und Erde auf ihm läge und aus allen seinen Fingern und Zehen lief ihm das Wasser heraus wie Milch. Bald kommt die Köchin in den Keller, sieht ihn, läuft dann zum Pfaffen hinauf und spricht: „Anton, der Bube, ist unten im Keller und hat gewiß die Absicht euch zu erwürgen!" Herr Ulrich geht in den Keller, findet den ehemaligen Diener auch und fragt ihn, wie er dahin gekommen wäre und was er da mache. Anton erzählt, wie es ihm ergangen, und der Pfaffe läuft geschwinde zum Rate, daß derselbe die Sache untersuchen möge. Sobald der Rat solches vernommen, läßt er den Knecht, die Magd und die Hexe ergreifen, prüft alles wohl und läßt darauf den Anton wieder frei, die Magd und die Hexe aber vor der Stadt lebendig verbrennen.

Nach demselben.

94.

Wahrzeichen an dem alten Rathause zu Erfurt.

Vor Alters stand der Galgen, an welchem der Rat von Erfurt seine ungetreuen Stadtkinder aufknüpfen ließ, mitten auf dem Markte. Auf vieles Bitten gestand der Rat den Bürgern endlich zu, daß der Galgen soweit von seinem Platze nach dem Felde zu gelegt werden sollte, wie man von dort nach außen zu mit einem Pfeile würde schießen können. Der betreffende Pfeil aber flog bis zu

dem Stollberge der Stadt gegenüber, und dort wurde der Galgen erbaut, die Armbrust aber zum Andenken auf dem Rathause an einem Balken befestigt. — An der Ecke des Rathauses nach den Wölfen zu hing früher auch ein alter eiserner Dolch; mit diesem hatte ein Sohn seinen alten Vater ermordet. Derselbe wurde zur Strafe geköpft, der Dolch aber zum warnenden Andenken am Rathause befestigt.

Nach demselben.

95.

Doctor Faust's Vorlesungen in Erfurt.

Doctor Faust hat sich in Erfurt häufig aufgehalten und daselbst unter sehr großem Zulauf Vorlesungen über den griechischen Poeten Homerus gehalten. Dabei beschrieb er die alten Helden des Dichters so lebendig, daß die Studiosen Verlangen bekamen, dieselben einmal in eigener Person zu sehen. Auf ihr Bittgesuch hat Doctor Faust ihnen dies auch bewilligt und für eine bestimmte Lection in Aussicht gestellt. Als nun eine sehr große Menge Studiosen zugegen war, trat Doctor Faust ein und sprach: „Weil ihr Lieben nun einmal den Wunsch habt, die alten Helden von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so merket jetzt auf!“ Und wie er ein Zeichen giebt, da öffnen sich die Thüren und heran treten nach einander die Helden in der zu ihrer Zeit gebräuchlichen Rüstung, schauen sich mit grimmigen Blicken an, schütteln die Köpfe und gehen dann wieder von dannen. Zuletzt kam auch noch der gräuliche Riese Polyphemus, der nur ein Auge an der Stirne und einen langen zottigen, feuerroten Bart hatte; ein Mensch, den er eben verzehrte, hing ihm noch mit dem Schenkel aus dem Maule heraus und er war überhaupt so fürchterlich anzuschauen, daß sich allen Studiosen die Haare sträubten. Ueber diesen Schrecken lachte Doctor Faust gar herzlich und ängstigte die Studiosen noch vollends dadurch, daß Polyphemus nicht wieder aus der Thür hinausgehen wollte, sich mit fürchterlichen Blicken umsah und die Arme ausstreckte, als wollte er etliche der Anwesenden ebenso verschlingen wie die Gefährten des Odysseus; dabei stieß das Ungeheuer seinen Spieß, der so gewaltig wie ein Weberbaum war, gegen den Fußboden,

daß das ganze Haus erbebte. Zuletzt winkte ihm der Doctor, worauf das Ungetüm hinausging, und nun schloß Faust die Vorlesung. Die Studiosen hatten aber genug gesehen und begehrten hinfort kein ähnliches Erscheinen wieder.

Nach Carl Engel.

96.

Wie Faust die verlorenen Komödien von Terentius und Plautus herbeischaffen will.

Bei einer Magisterpromotion zu Erfurt versprach Doctor Faust im Beisein vieler Theologen, Professoren und Abgeordneten des Rates, daß er diejenigen Komödien des Terentius und Plautus, welche man leider nicht mehr hätte auffinden können, in kürzester Zeit herbeischaffen wollte; es sollten dieselben dann auf einige Stunden zur Benutzung gestellt werden, damit man sie durch Studenten abschreiben lassen und nachher zum Studiren benutzen könnte. Manche nun von den Anwesenden wären zwar nicht abgeneigt gewesen, solches Anerbieten anzunehmen, doch die Theologen und Ratsherren protestirten feierlich dagegen und meinten, der Teufel möchte in die Stücke vielleicht allerhand anstößige Stellen einschieben; auch seien die vorhandenen Komödien ausreichend, um ein gutes Latein daraus zu lernen.

Nach Carl Engel.

97.

Doctor Faust bewirtet seine Gäste.

Einst hatte Doctor Faust seine Freunde zu sich zum Mahle geladen. Als sie nun bei ihm eintraten, waren sie nicht wenig erstaunt, noch gar keine Vorbereitungen zu sehen. Da schlug Faust mit dem Messer auf den Tisch, worauf ein Diener erschien. „Wie schnell bist du?" fragte ihn der Doctor. „Wie ein Pfeil", war die Antwort. „Das genügt mir nicht!" sprach jener wieder — „gehe hin, wo du hergekommen bist!" Nun schlug er zum zweiten Male mit dem Messer auf den Tisch, da erschien wieder ein Diener, der war „schnell wie der Wind." Dies war dem

Doctor aber noch nicht schnell genug und er schlug nochmals auf den Tisch. Der Diener, welcher jetzt kam, war „schnell wie die Gedanken", mit ihm ging Faust hinaus und erteilte ihm die nötigen Aufträge. Bald kamen die drei Diener herein und jeder brachte drei Schüsseln mit Speisen und dies wiederholten sie je viermal. Diese 36 Schüsseln aber enthielten die köstlichsten Gerichte von Wildpret, Vögeln und anderm Fleisch, Gemüsen und Pasteten, wozu nachher noch Obst, Confect und Kuchen kam. Darauf wurden Krüge und Becher auf den Tisch gebracht, welche ganz leer waren; darauf fragte Faust die Gäste, was ein jeder trinken wollte an Bier oder Wein, setzte das Geschirr ins Fenster und nahm es bald wieder voll Getränk, ganz nach dem Wunsch der einzelnen. Und nun spielte ein Diener eine so liebliche Musik, wie noch keiner von den Gästen vernommen hatte; diese waren lustig und guter Dinge bis zum Morgen und gingen dann sehr befriedigt heim.

Nach Witzschel.

98.

Wie Doctor Faust zu einem Abendessen von Prag nach Erfurt kommt.

Während seines Aufenthaltes zu Erfurt wohnte Doctor Faust meist bei einem Stadtjunker in der Schlossergasse, der sein guter Freund war. Als nun Faust fern in Prag war, gab der Junker ein Abendmahl, bei welchem viele gemeinsame Freunde versammelt waren. Da sprach einer von den Gästen, indem er das Glas mit der Hand erhob: „O guter Freund Faustus, wie entbehren wir dich! könntest du doch zu uns kommen, denn du würdest unsere Freude gar sehr erhöhen! Dieses Glas bring ich dir dar!" Kaum hat er diese Worte gesprochen, so klopft es stark an die Hausthür; ein Knecht läuft zum Fenster, sieht, wie Doctor Faust soeben vom Pferde absteigt und spricht, der Gerufene sei vor der Thür. Der Junker meint, der Knecht sei närrisch geworden, er geht selbst zum Fenster, und richtig steht Doctor Faust vor der Thür, hält sein Pferd am Zügel und begehrt Einlaß. Nun wird alsogleich die Thür geöffnet und der liebe Gast zur Tafel geführt, während der Sohn des Junkers sein Pferd in den

Stall führt und ihm Hafer vorwirft. Die Anwesenden drückten dem Doctor die Hand und fragten ihn, woher er so plötzlich und grade zur rechten Zeit gekommen sei. „Da ihr mich so sehr herbeigewünscht habt", — antwortet Faust — „so wollte ich euch zu Willen sein und mein Pferd hat mich zu euch gebracht, freilich aber muß ich schon vor dem Tage wieder zu Prag sein!" Nun waren sie fröhlich und guter Dinge. Plötzlich fragte Faust, ob sie nicht einmal fremde Weine trinken wollten, spanische oder Franzweine. Sie antworteten lachend, ihnen sei alles recht. Nun nimmt der Doctor einen Bohrer, macht damit vier Löcher in die Tischplatte, stopfte dieselben mit Propfen wieder zu, läßt frische Gläser bringen und zapft nun aus dem Tische alle Sorten fremder Weine, an denen sich die Tischgesellschaft erquickt. Unterdessen tritt des Junkers Sohn ein und spricht: „Herr Doctor, was hat das zu bedeuten? Euer Pferd frißt ganz unersättlich; schon hat es mehrere Scheffel Hafer verschluckt und doch will es dessen noch immer mehr haben; doch ich will ihm gleich mehr geben, da wir noch etliche Malter auf dem Boden haben!" „Laßt das nur bleiben!" — spricht Doctor Faust — „es hat nun Futters genug; wolltet ihr es ganz voll machen, so würden eure Vorräte nicht reichen." So ging der Abend hin und Mitternacht kam heran; da that das Roß einen hellen Schrei, daß es durch das Haus bebte. „Ich muß fort!" sagt Faust und wünscht gute Nacht. Sie bitten ihn noch ein Weilchen zu bleiben und er gewährt ihnen wirklich noch eine Stunde; da schreit das Pferd zum zweiten Male und wieder erhebt er sich, um zu gehen, doch gewährt er ihnen noch eine zweite Stunde, da sie ihn fortgesetzt bitten. Als aber das Pferd zum dritten Male schreit, läßt er sich nicht mehr halten und eilt hinab zur Hausthür. Die Freunde geben ihm das Geleit, sehen, wie er das Roß besteigt und davon reitet, aber schon nach wenigen Augenblicken erhebt sich das Tier hoch in die Lüfte und entschwindet schnell ihren Blicken. Schon vor Tagesanbruch war der Doctor Faust wieder in Prag, wo er damals Vorlesungen hielt; das Pferd aber war sein Geist Mephistopheles.

Ebenso.

99.

Doctor Faust's Gäßchen.

Gegen Mitte der Schloßgasse zu Erfurt öffnet sich ein ganz enges Gäßchen, durch welches kaum eine einzige Person sich durchzuwinden vermag, das ist das „enge" oder des „Doctor Faust's" Gäßchen. Doctor Faust hat nämlich einstmals eine Wette gemacht, daß er durch dieses enge Gäßchen mit einem zweispännigen Fuder Heu hindurchfahren wollte. Als nun die Leute ihn auslachten, machte er wirklich die Sache wahr. Der große zweispännige und hochbeladene Wagen fuhr durch die Gasse hindurch. Alles geriet in Verwunderung über das Geschehene, da kam ein Mönch daher, welcher gegen diese satanische Verblendung einen kräftigen Spruch sprach, worauf das Fuder Heu verschwand und die Ochsen sich in zwei rote Hähne verwandelten, die einen Strohhalm zogen und rasch davon eilten. Dieser Mönch war Bruder Martin Luther, welcher damals im Augustinerkloster zu Erfurt lebte.

Nach Carl Engel.

100.

Wie Doctor Faust aus Erfurt verbannt wird.

Als die vielen Possen und Streiche, welche der Doctor Faust in Erfurt trieb, allenthalben erzählt wurden und die Zahl derer, die sich zu ihm hielten, gar sehr wuchs, befürchtete der ehrsame Rat der Stadt, daß die Jugend zur schwarzen Kunst verführt werden möchte, und traf Anstalten, daß der berühmte Barfüßermönch Doctor Klinge den Versuch machen sollte, Faust vom Teufel loszureißen. Dieser kam denn auch herbei, redete zu Doctor Faust erst freundlich und dann immer schärfer von dem göttlichen Zorn und der ewigen Verdammniß und ermahnte ihn, doch vom Teufel zu lassen, seine Sünde ernstlich zu bereuen und von Gott Vergebung zu erhoffen. Da antwortete der Doctor: „Ihr meint es zwar gut mit mir und ich muß euch im Ganzen auch recht geben, doch wisset, daß ich mich mit meinem eigenen Blute dem Teufel verschrieben habe, also von demselben

nicht mehr gerettet werden kann!“ Da meinte der Mönch, daß es dennoch eine Rettung für ihn gäbe, wenn er sich in aufrichtiger Buße von dem Teufel kehrte und die Barfüßermönche für ihn Messe hielten. Faustus aber erwiderte: „Meine Zusage bindet mich zu hart; ich habe mich von Gott losgesagt und dem Teufel völlig verschrieben; darf ich nun plötzlich meinem Brief und Siegel untreu werden? Das wäre nicht ehrlich von mir gegen den Teufel gehandelt, der mir bisher seine Zusage redlich gehalten hat!“ Nun rief der Barfüßer im hellen Zorn: „So fahre nur hin, du verfluchtes Kind des Teufels, wenn du dir nicht helfen lassen und es nicht anders haben willst!“ Darauf bewirkte Doctor Klinge, daß Rector und Rat dem Doctor Faust befahlen die Stadt zu verlassen. Bei seiner Abfahrt bediente sich Faust, wie auch sonst öfter, seines Mantels, um durch die Lüfte von dannen zu fahren. Auf diesen setzte er sich und fuhr so die Treppe des Hauses am Anker, welche gradeauf bis unter das Dach ging und an demselben eine Oeffnung hatte, empor, daß man ihn nicht mehr sah.

Nach Witzschel.

101.

Wie Faust in der Herberge seine Genossen bewirtet.

Als Faust einst mit einigen Begleitern durch Thüringen reiste, begehrte er bei einer Wirtin mit freundlichen Worten eine Herberge; die aber wies die Gäste unfreundlich ab, da ihr Mann nicht heim sei und sie nichts zu essen habe. Da spricht Faust: „Laßt euch das nicht kümmern, liebe Wirtin, wir machen geringe Ansprüche!“ Herberge erhielten sie nun zwar, aber keine Speise. Endlich sagte einer aus der Gesellschaft zu Faust: „Könnten wir nur etwas von den Hechten erhalten, die heute Mittag übrig geblieben sind!“ „Wenn ihr nichts weiter wollt,“ — spricht Faust — „so will ich euch bald aushelfen!“ greift zum Fenster hinaus und holt eine große Schüssel frischgesottener Hechte und dazu eine große Kanne edlen rheinischen Weines herein und nun wurde die Gesellschaft gar heiter und guter Dinge, obgleich allen anfangs etwas unbehaglich zu Mute gewesen war.

Nach Witzschel.

102.

Wie Faust ein Fuder Heu mit den Pferden frißt.

Einst war Faust auch nach Gotha gekommen und ging daselbst nach dem Abendessen mit einigen Freunden vor das Thor spazieren. Da begegnet der Gesellschaft ein Bauer mit einem Fuder Heu, der ruft sie an, daß sie bei Seite treten und ihn vorüberfahren lassen sollen, Faust aber, der voll Weins ist, ruft laut: „Hast du nicht gehört, daß einem vollen Manne der Heuwagen ausbiegen muß?" Der Bauer antwortet darauf sehr trotzig und erzürnt den Faust dermaßen, daß derselbe schreit: „Machst du noch viele Umstände, so freß' ich dir den Wagen und das Heu!" „Meinetwegen!" spricht der Bauer. Da verblendet ihn Faust dermaßen, daß er meint, jener habe ein Maul so groß wie ein Zuber und fresse zuerst die Pferde, darnach das Heu und den Wagen. Erschrocken läuft er zum Bürgermeister und berichtet demselben, was er gesehen habe. Als aber der Bürgermeister mit dem Manne vor das Thor kam, fand sich Roß, Wagen und Geschirr wie zuvor und es zeigte sich, daß der Bauer nur geblendet worden war.

Nach demselben.

103.

Der Fürst von Möbisburg.*)

In Möbisburg stand da, wo jetzt die Kirche liegt, eine große Burg, von welcher herab ein mächtiger Fürst über die ganze Gegend herrschte. Weil er aber fortwährend Krieg führte, so zogen zuletzt die Feinde von allen Seiten um die Burg zusammen und belagerten ihn aufs härteste. Rings um die Burg breitete sich damals ein großer See aus, den die Mönche später abgeleitet haben; durch ihn wurde der Fürst eine lange Zeit geschützt, aber doch zuletzt durch Hunger gezwungen, sich zu überliefern. Nun wollten die Feinde niemandem weiter freien Abzug gewähren, als der Fürstin mit soviel ihrer Habe, als sie

*) Vgl. hierzu No. 86.

zu tragen vermöchte, doch machten sie aus, daß nichts Lebendiges dabei sein dürfe. Da versteckte die Fürstin ihren Gemahl in einer Lade und trug dieselbe hinaus über die Brücke mitten durch die Feinde dem Walde zu. Noch war sie in der Nähe der Kriegsknechte, als der Fürst an den Deckel der Lade pochte und leise rief: „Mach auf, mir fehlt es an Luft!" „Ich darf noch nicht," — erwiderte die Frau — „denn die Feinde sind noch ganz nahe!" Nach einer Weile pochte er wieder, und sie entgegnete: „Noch nicht, denn die Feinde blicken uns nach; bald sind wir sicher!" Endlich war der sichere Wald erreicht und die Fürstin setzte die Last ab und öffnete die Lade; siehe, da war der Gemahl erstickt. Wehklagend nahm nun die Fürstin die Lade wieder auf die Schultern, um ihrem Gemahle ein ehrliches Begräbniß zu verschaffen. Zuerst kam sie nach Riechheim, dort wiesen die Bauern sie ab, trotzdem der Fürst ihnen viel Gutes erwiesen hatte, dann wanderte die treue Gattin weiter nach Osthausen; unterwegs ruhte sie sich unter einer alten Eiche aus, die lange gezeigt wurde. Die Bauern in Osthausen gewährten dem todten Fürsten ein christliches Begräbniß, wofür die Fürstin ihnen und den Nachbardörfern, die ihr Obdach schenkten, schöne Gemeindewaldungen vermachte.

Nach der Thuringia, 1842.

104.

Spuk bei der Kirche zu Möbisburg.

Als der Schulmeister von Möbisburg einmal sehr früh in die Kirche ging, um das Frühläuten zu besorgen, sah er einen feurigen Hund vor dem Altare liegen und erschrak darüber dermaßen, daß er den dritten Tag darauf starb. Nun mußten die jungen Burschen des Dorfes abwechselnd das Läuten besorgen, immer zwei und zwei. Einst rief einer derselben den andern schon vor 12 Uhr ab, indem er meinte, daß es bald 5 Uhr sei. Als sie den Turm erstiegen haben und es eben zwölf schlägt, hören sie auf dem Gottesacker ein Geräusch, schauen aus der Turmluke hinaus und erblicken unten im Mondenschein einen Fremden, welcher ein Grab aufscharrt, einen Todten entkleidet, auf die Achsel wirft und mit ihm von dannen läuft. Da spricht der

eine, welcher sehr mutig ist, zum andern: „Was gilts, ich hole das Leichentuch!“ Obwohl nun der andere ihn zurückhalten will, führt jener doch seine Absicht aus. Nun kommt der Fremde zurück, wirft den Leichnam auf die Erde und vermißt, als er ihn wieder ankleiden will, das Leichentuch. Sogleich ruft er zur Turmlucke hinauf: „Gebt das Leichentuch zurück!“ Weil nun der Bursche zögert, reißt der Fremde die Thür des Turmes auf, stürmt die Treppe hinauf und auf die beiden los. Diese kriechen unter die Glocke, denn daselbst ist man bekanntlich vor Gespenstern sicher. Da tobt der Fremde um die Glocke herum, ohne sie anzurühren; da jedoch ein Zipfel des Leichentuches vorsieht, erfaßt er dasselbe und trabt mit ihm wieder die Treppe hinab. Als er aber unten den Todten umhüllen will, schlägt die Turmuhr eins; da wirft er Leiche und Leichentuch hin und ist fort, wie der Wind. Am Morgen fand man die Leiche auf dem Gesichte und das Leichentuch drüber gebreitet.

Nach derselben.

105.

Der Mühlknappe.

Ein armer Mühlknappe mußte, weil er kein Unterkommen in einer Mühle finden konnte, sich als Knecht in der Pfarre zu Bischleben verdingen. Die Feldarbeit wurde ihm sauer, doch blieb er dabei fleißig und unverdrossen. Einst sollte er ein Stück Feld unten an der Möbisburg umhacken und blieb emsig dabei, bis er fertig war. Als er nun spät in der Nacht, gegen 11 Uhr, heimgehen will, sieht er oben auf der Burg zwei Männer mit langen, grauen Mönchskutten stehen und zwischen beiden eine große Braupfanne voll Gold. Sie winken ihm und als er mutig herbeikommt, sprechen sie: „Nimm den Schatz, denn dir ist er beschieden!“ Da spricht er: „Wenn ich das haben soll, so tragt mir's auch heim!“ Und richtig heben die Männer die Braupfanne auf und tragen sie ganz stumm bis zu der Pfarre zu Bischleben; dort grüßen sie ihn und verschwinden. Nun war dem Knappen geholfen; er war plötzlich ein reicher Mann und erbaute sich die Mühlen zu Bischleben, Möbisburg und Kühnhausen; nach seinem Tode sollen seine Söhne sich das Geld mit Metzen geteilt haben, so viel ist's gewesen.

Ebenso.

106.

Der Schatz bei Gotha.

Ein armer Handwerksbursche, welcher in der Nähe von Gotha weilte, träumte mehrere Nächte hinter einander, daß ihm ein großer Schatz bestimmt wäre; er möchte nur mit seinem Freunde in das nächste Wäldchen gehen, dort von dem Zwiesel, welchen er finde, eine Stange abschneiden und nach dem Wiesenthal in der Nähe gehen; daselbst würde er einen Kessel mit Gold finden, durch dessen Ringe er ohne ein Wort zu sprechen, die Stange schieben und den Schatz unbekümmert um alles, was kommen würde, forttragen sollte. Der Bursche erzählt den Traum seinem Freunde und dieser bleibt die nächste Nacht bei ihm. Als sich nun der Traum in derselben Weise wiederholt, gehen sie sogleich in den Wald, hauen die Zwieselstange ab, spitzen sie oben und unten zu und gehen in das Wiesenthal; da steht wirklich der Kessel mit Gold. Schnell schieben sie die Stange durch die Ringe, nehmen sie auf die Schultern und wollen das Ganze eben aufheben, da erblicken sie über sich einen Galgen, auf welchem der Nachrichter sitzt, eine Kette herabrasseln läßt und ruft: „Welchen soll ich nehmen, den mit dem roten oder mit dem blauen Hemde?" Da erschraken sie heftig und einer rief: „Ach, laß uns geschwind heim laufen!" Alsbald versank der Kessel, Mann und Galgen verschwanden und die unglücklichen Schatzgräber hatten an ihrer Stange nur noch die Kesselringe, die sie traurig nach Hause trugen und der Kirche in Gotha übergaben.*)

Nach Witzschel.

*) Vgl. oben die Sage No. 13.

Druck von Ernst Schneider in Eisleben.



Deutscher Sagenschatz.

Herausgegeben

von

Dr. J. W. Otto Richter.

I. Abtheilung.

Sagen des Thüringer Waldes.

4. Heft.

Eisleben, 1877.
Verlag von Otto Mähnert.

Sagen

des

Ilm-, Schwarza-, Saal- und Unstrutthales.

Vorwort.

Mit dem vorliegenden vierten Hefte gelangt der die Sagen Thüringens umfassende Band des Sagenschatzes zum Abschlusse. Bei der Zusammenstellung dieses Heftes sind, wie bei den einzelnen Nummern angegeben ist, besonders folgende Werke als Quellen benutzt worden: Kuhn und Schwarz, norddeutsche Sagen und Gebräuche; „Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden" (Sondershausen bei Eupel); Thuringia von den Jahren 1841, 1842 und 1843; Brückner, Landeskunde des Herzogtums Meiningen; Sigismund, Landeskunde des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt; Lepsius, kleinere Schriften; Eicke von Repgow, Zeitbuch, her. v. Maßmannn; Gregorius von Tours, histor. Franc.; Binhard, thüringische Chronik; sowie auch die älteren Sagensammlungen: Gebrüder Grimm, deutsche Sagen; Bechstein, der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes; Börner, Volkssagen aus dem Orlagau; Witzschel, Sagen aus Thüringen. Hin und wieder ist auch mündlichem Berichte gefolgt. Ich hoffe, daß die von mir gegebene Fassung auch diesmal dazu dienen wird, die Verbreitung unserer Volkssagen zu fördern.

Eisleben, den 27. August 1877.

Der Herausgeber.

Einleitung.

Es ist ein ziemlich großer Teil des Thüringerlandes, welchen der Leser dieses Heftes an der Hand der Sage durchwandern soll, und derselbe ist ebenso reich an hoher landschaftlicher Schönheit wie an großen Erinnerungen aus unserer Vorzeit. Einige der in Betracht kommenden Gegenden bergen Stätten in sich, die zu den allerwichtigsten der deutschen Geschichte gehören. Denken wir uns, daß eine erfrischende Tour durch den Thüringerwald uns hinaufgeführt hätte zu dem turmgekrönten Berggipfel,*) auf welchem der Großmeister der neueren Literatur unseres Vaterlandes Tage der Sammlung verlebt und seiner innigen Liebe zu dem Gottesfrieden in der Natur so herzergreifenden Ausdruck gegeben hat, und daß wir dann, erquickt durch den Blick auf waldgekrönte Berge und erhoben durch die Erinnerung an jenen Dichterfürsten, zu Thale stiegen; so würde unsere Sagensammlung uns schnell vorüberführen müssen an dem freundlichen Ilmenau, in dessen gastlichen Mauern der rüstige Wanderer wie der erholungsbedürftige Großstädter so gern rastet; wir würden den rauschenden Gewässern der Ilm eine kurze Zeit lang folgen müssen, um nach einer kleinen Wanderung abseits gen Osten bei Paulinzelle

*) Dem Kickelhahn.

Halt zu machen, von dessen romantischer Kirchruine unser Heft eine Abbildung bietet. Die Gründungssage dieses ehemaligen Benediktinerklosters, dessen in tiefer Waldeinsamkeit verborgenen Ruinen alljährlich Tausende von Fremden anlocken, eröffnet den Reigen dieser Sammlung; möge sie dem Wanderer die Anmut des Aufenthaltes erhöhen! Wenden wir uns dann weiter, um, zum Ilmthale zurückgekehrt, dem Laufe des klaren Bergflusses dauernder zu folgen. Zur Rechten desselben begegnet bald der Singerberg unsern Blicken, der in unserm Thale einen Hauptmittelpunkt der Sagenerzählung bildet, so daß wir an seinem Fuße im Dorfe Singen eine angenehme Rast finden. Weiter abwärts sprechen wir flüchtig in Stadt Ilm vor und unterhalten uns bei der Wanderung zu dem für die deutsche Culturgeschichte so wichtigen Weimar flüchtig mit den Sagen von der Ilmnixe. Haben wir dann in den Mauern der anmutigen Residenz unsern Einzug gehalten, so sehen wir uns bald nach dem nahen Tiefurt gezogen, um über Buttstädt und Apolda die Mündung des Flusses zu erreichen. Laß dir's nun lieber Leser, gefallen, statt in dem Saalthale zu verbleiben, durch unsere Sagen wieder zum Thüringerwalde zurückgeführt zu werden, um den schäumenden Gewässern der Schwarza nach allmählich zum zweiten Male die Ufer der Saale zu erreichen. Königsee, in einem Seitenthale der Schwarza, an der Rinne gelegen, bietet uns hier zuerst Stoff zur Unterhaltung dar, nächstdem (an der Schwarza selbst) Glasbach, und rechts derselben das Oertchen Meura. Gern ließen wir uns sodann durch die weltberühmten Schönheiten des Schwarzathales, wie Schloß Schwarzburg, Tripstein u. s. w., für länger fesseln, doch die Sage ruft uns von ihnen fort zu dem ferner gelegenen Blankenburg, von dem sie uns mancherlei heitere Mär zu erzählen weiß. Dann gelangen wir zu der Residenz des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt und somit wieder zur Saale. Nach einem flüchtigen Blicke in das Thal der Lichte, die rechts in die Schwarza fließt, fesselt uns nun dauernd das romantische Saalthal, zunächst die Gegend bei Saalfeld und dieses selbst, durch eine Anzahl von Sagen, die uns zum Teil in das Reich der Perchtha und ihrer Heimchen

und zu den Moos- oder Waldweibchen entführen; an solchen Sagen ist namentlich der Ort Wilhelmsdorf, nach Ziegenrück zu gelegen, ziemlich reich. Sodann müssen wir uns eine Nebentour in den Orlagau gestatten, wo neben den Sagen von Perchtha's Umzügen, besonders diejenigen von Orlamünde und Neustadt a. O. unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. An dem Rothenstein vorüber wandern wir im Saalthale weiter zu der alten Musenstadt Jena, besuchen den Fuchsturm und die Kunitzburg, und unterhalten uns auf dem Wege nach Kamburg und Naumburg von der Saalnixe, die namentlich in Jena's Nähe ihr Wesen getrieben haben soll. Wir hören weiter die Sage von dem Dombau der alten Stadt Naumburg, die liebliche Rudelsburg erinnert uns an den Saalstrudel und eine ergreifende Liebessage; so gelangen wir zu der Bischofsstadt Merseburg, die in der älteren Geschichte unseres Vaterlandes eine so hervorragende Stellung einnimmt und daher auch für die Sagendichtung unseres Volkes mannigfachen Stoff dargeboten hat. Auch Halle, dieser Knotenpunkt für das Verkehrsleben der Provinz Sachsen, zugleich die ehrwürdige Stätte tüchtiger wissenschaftlicher Arbeit, hilft unsere Sammlung vervollständigen. Nun aber scheiden wir von dem immer stattlicher werdenden Saalstrome, um uns demjenigen seiner linken Zuflüsse zuzuwenden, an dessen Ufern in Thüringen's Frühzeit sich die wichtigsten geschichtlichen Thatsachen abgespielt haben — der Unstrut. Hier sehen wir die furchtbaren Kämpfe zwischen den Franken, Sachsen und Thüringern wüten, von denen uns die Sage ein ziemlich treues Bild entrollt. Burgscheidungen, jetzt ein Dorf, einst der stolze Königssitz der Thüringer, ist hier der hervorragendste Punkt, an welchem wir um so lieber Halt machen, als es sich auf der ragenden Höhe des jetzigen Grafenschlosses beim Genusse einer herrlichen Natur besonders angenehm von den geschichtlichen Sagen der Vorzeit plaudern läßt. Neben Irminfried und Amalberga, Iring und Theoderich, den Helden der früheren Sagen, tritt uns zuletzt auch der große „Apostel der Deutschen," Bonifacius, bedeutsam entgegen, wie er im Riethe an der Unstrut, von Wundern begünstigt, die Bekehrung der Thüringer

vollbringt. Nicht ohne Bedauern vermissen wir einen Kranz von Sagen bei Memleben, das, jetzt unbedeutend als Ort wie Burgscheidungen, einst in seiner stattlichen Kaiserpfalz zwei der größten Herrscher aus ihrem thatenreichen Leben scheiden sah und in einer schönen Krypta noch jetzt ein sehenswertes Denkmal aus der Zeit der sächsischen Kaiser bewahrt; dagegen werden uns noch einige andere anziehende Sagen (von der Ableitung des Unstrutsees, von der Unstrutnixe, sowie zwei Ortssagen, die sich an Nachbarorte Memlebens knüpfen), dargeboten. — Möge die Wanderung, lieber Leser, dir einige genußreiche Stunden gewähren und deine Liebe zur Heimat erhöhen!

1.

Die Gründung von Paulinzelle.

Als die Markgräfin Pauline einst nach Stadt Ilm zum Besuche des Grafen Sizzo eine Reise unternahm, verirrte sich ihr Fuhrmann im dichten Gehölz. Da sandte sie denselben fort, um den Weg auszuspähen, während sie inzwischen die Zügel der Rosse hielt. Lange wartete sie vergeblich auf die Rückkunft des Mannes, da machte sie endlich den Versuch selbst durch das Dickicht auf eine fahrbare Straße zu gelangen. Dies gelang indeß nicht, doch kam das Gefährt auf einen schönen, grünen Wiesengrund am Zusammenflusse des Bären- und Rottenbaches; dort blieben die Rosse voll Ermattung stehen und fingen an sich an dem frischen Grase gütlich zu thun. Da es nun inzwischen Abend geworden war, spähte die Markgräfin mit ihrer Zofe nach einem Ruhorte für die Nacht und sie fanden zum Glücke ganz nahe eine Köhlerhütte. Sie traten ein und entdeckten in derselben einige Stückchen Schwarzbrot, die, dicht von Kohlenstaub überzogen, erst an dem Bächlein gereinigt und erweicht werden mußten, um eßbar zu werden. Sie theilen mit einander diese schmale Kost und legen sich dann in dem engen Hüttchen zur Ruhe nieder. Ueber Nacht hat die Markgräfin einen eigentümlichen Traum; sie befindet sich nämlich betend vor einem hölzernen Altare und eine Stimme ruft ihr zu: „Hier sollst du ruhen!" Sofort erhebt sie sich aus dem Schlafe, erbaut noch in der Nacht aus Holzstücken unter einer großen Tanne einen kleinen Altar, stellt ein Crucifix darauf und betet bei dem milden Scheine des Mondes zu dem Gekreuzigten. Bald kommt auch die Zofe

herbei und erzählt, ihr habe geträumt, daß ihre Herrin unter einem hohen Gewölbe betend kniee. Als der Morgen graut, setzen die beiden Frauen ihre Reise fort, so gut es gehen will. Indem sie dem Laufe des Bächleins folgen, gelangen sie in das Ilmthal und zu einem Dörflein, namens Fischerau. Dort erhalten sie Brot und Fisch zur Speise und werden dann von den Leuten glücklich nach Stadt Ilm gebracht. Das Dörfchen hieß seitdem Gräfinau. Dem Grafen Sizzo erklärte die Markgräfin alsbald ihre Absicht, an der Stelle, wo sie den Traum gehabt und gebetet hatte, ein Kloster und eine schöne Kirche zu bauen, und jener war gern bereit, das Werk auf alle Weise kräftig zu fördern. Da wurden tüchtige Baumeister und viele fleißige Leute herbeigerufen und der Plan für den Bau festgestellt. Der war von einem Meister, welcher das Kirchengewölbe auf hohen Säulen aufrichten wollte, die je aus einem einzigen Steine gehauen wären. Solch Kunstwerk aber wünschten viele andere Meister zu sehen und deshalb willigten sie ein, unter jenem Meister als Gesellen an der Kirche mit zu arbeiten. Sie erhielten von demselben den Bau der Kirchenmauern übertragen, und führten ihr Werk gar meisterlich aus. Der Obermeister aber arbeitete mit seinen Gesellen rüstig an den großen Säulen, die er in dem nahen Steinbruche aus dem Ganzen herauszuhauen suchte. Sobald nun eine solche Säule im Steinbruche gehoben werden sollte, betete die Markgräfin Pauline auf den Wunsch des Baumeisters inbrünstig für das Gelingen der Arbeit, und dieses Gebet erwies sich in der That wirksam. Schon waren alle Säulen bis auf zwei vollendet, doch als diese gehoben werden sollten, wurde die fromme Markgräfin plötzlich bei ihrem Gebete durch ein schreckhaftes Gespenst gestört; da wurde alsobald der Steinbruch durch eine unsichtbare Gewalt heftig erschüttert, die Säulen stießen an einander und an jeder derselben wurde oben ein Stück abgesprengt. Allein der kunstreiche Meister wußte die Stücke so geschickt wieder anzufügen, daß man nichts von der Beschädigung zu entdecken vermochte. Also wurde das Kloster und die Kirche herrlich vollendet, doch in der letzteren fehlte noch der Altar. Da befahl die Markgräfin, daß zu demselben weder Stein, noch Erde oder Holz

genommen würde; deshalb verkohlte der Köhler, in dessen Hütte die fromme Frau den Traum gehabt hatte, einen starken Eichenstumpf in vorsichtiger Weise, wodurch er demselben einen solchen Glanz und ein derartiges Aussehen verlieh, daß niemand den Stoff errathen konnte. Ueber diesen Altar ließ die Markgräfin ein zierlich gegerbtes Kalbfell ziehen und stellte jenes Crucifix darauf, vor welchem sie einst bei der Köhlerhütte gebetet hatte. Den Köhler ernannte sie zum Keller- und Küchenmeister des Klosters. Zum Abte desselben erwählte Pauline den frommen Pater Gerung aus dem Kloster Hirschau in Schwaben und machte sich selbst auf, um denselben mit einer Anzahl von Mönchen nach Thüringen zu holen. Unterwegs aber stürzte sie mit dem Pferde, brach den Arm und starb an dieser Verletzung. Da haben die Mönche ihren Leichnam zu dem neuen Kloster getragen und in der schönen Kirche vor dem Altare des heiligen Kreuzes feierlich beigesetzt.

Nach Witzschel.

2.

Der Hechelkrämer.

Im Hammergrunde an der Ilm lag ehedem eine Schneidemühle; dort sprach Jahr aus Jahr ein ein Venetianer vor, welcher angeblich mit Hecheln und Mausefallen handelte, jedoch mehr im Walde herum lief, als seine Waaren den Leuten vorlegte. Oft sah man ihn an dem Silberbache, welcher in die Ilm fällt, Steine sammeln und Kies schöpfen, und wenn ihn der Müller fragte, was er da machte, antwortete er lächelnd: „Ich suche mein Bestes!“ Der Müller schüttelte dazu den Kopf und ließ den Mann sein Wesen treiben. Als nun der Venetianer schon alt geworden war, sagte er einst bei seinem Abschiede zu dem freundlichen Wirte: „Ich werde nun nicht wiederkommen; habt Dank für eure Gastfreundschaft, bewahrt mir ein freundliches Andenken und wenn ihr einmal der Hülfe bedürft, so wendet euch nur getrost an mich!“ und damit schrieb er seinen Namen und seine Wohnung auf. Der Müller und

sein Sohn hörten das lächelnd mit an und dachten: Der hat gut reden; wir werden ihn so leicht nicht belästigen. Einige Jahre vergingen, der alte Müller verstarb und sein Sohn übernahm die Mühle. Nun wollte derselbe sich mit einem braven, aber armen Mädchen verheiraten, die Mühle brannte jedoch kurz vorher ab, und da die Leute, welche noch Gelder zu zahlen hatten, sich der Zahlung weigerten, weil sie wußten, daß die Bücher und Papiere mit der Mühle verbrannt waren, geriet der junge Mann in große Not und konnte nicht daran denken zu heiraten und seine Mühle wieder zu bauen. In seiner Bedrängniß gedachte er der Worte des Hechelkrämers, und obwohl er dessen Namen vergessen hatte und das Papier nicht mehr fand, auf welchem derselbe verzeichnet gestanden, machte er sich doch nach herzlichem Abschiede von seiner lieben Braut mit Gottvertrauen auf die weite Wanderung nach Venedig. Endlich langte er glücklich daselbst an und suchte nun lange Zeit vergeblich nach dem alten Bekannten, der allein im Stande war ihm zu helfen. Endlich trat ein junger Herr, dem seine thüringer Tracht aufgefallen war, zu ihm und fragte freundlich nach seinem Begehren. Nachdem er sein Herz ausgeschüttet hatte, nahm ihn jener bei der Hand, führte ihn zu einer Gondel und fuhr durch die Canäle der Inselstadt mitten hindurch bis zu einem schönen großen Hause. Dort stiegen sie aus und durchwanderten viele reiche Zimmer bis zu einem prächtigen Gemache, in welchem ein ältlicher Herr saß. Dem flüsterte der junge Mann einige italienische Worte in's Ohr; da erhob sich derselbe, stieß einen Freudenruf aus und gab sich als der Hechelkrämer zu erkennen, welcher in der Schneidemühle so oft geherbergt hatte; der junge Mann aber war sein Sohn. Nun mußte der junge Müller einige Zeit im Hause des Alten, der durch die Schätze Thüringens steinreich geworden war, bleiben, und als er endlich, von Sehnsucht nach seiner Heimath und seiner Braut getrieben, wieder fort wollte, beschenkte ihn sein Wirt so reichlich, daß er nicht nur bequem zurückreisen, sondern auch seiner Not ein Ende machen konnte. Als besonderes Andenken erhielt er auch einen goldenen Ring mit einem köstlichen Stein, welcher, wie der alte Venetianer sagte, aus Thüringen stammte. Bei

seiner Rückkunft hat der Müller seine Mühle wieder aufgebaut, sein Bräutlein geheiratet und lange auf dem heimatlichen Grundstücke glücklich gelebt; oftmals erzählte er später seinen Freunden und Bekannten von dem Reichtum seines alten Freundes in Venedig.

Nach Bechstein.

3.

Der Zauberer.

Ein alter Mann in Eichelborn hatte große Kenntnisse in geheimen Künsten und heilte viele Leute. Einst las er Abends in einem großen Buche, während ein Knabe bei ihm in der Stube war. Nun wird der Alte hinausgerufen, verbietet aber zuvor dem Knaben in dem Buche zu lesen. Der gehorcht einige Augenblicke, hernach kann er's jedoch nicht lassen, geht an den Tisch und schaut in das Buch. Da entsteht sofort ein furchtbares Geräusch, das immer stärker wird. Es ist eine Schaar Raben, die mit den Schnäbeln an die Fenster picken. Der Knabe gerät in eine furchtbare Angst und fängt an zu schreien. Da kehrte der Alte zurück, gibt dem Knaben wegen seines Ungehorsams eine derbe Ohrfeige und liest in dem Buche schnell einige Worte; siehe, sofort verschwinden die Raben wieder. Der Alte aber hatte die Worte, durch welche die Raben hercitirt worden waren, ohne Anstoß rückwärts gelesen, deshalb hatten sie wieder weichen müssen.

Nach Witzschel.

4.

Sagen von dem Singerberge.

Das verwünschte Schloß.

Ueber dem Dorfe Singen unweit der Stadt Ilm erhebt sich der felsige Singerberg; derselbe war einst der Standort einer großen und festen Ritterburg, welche die ganze Gegend beherrschte. Einst wurde dieselbe von einem alten Ritter und dessen Haushälterin bewohnt und es ging in

der Gegend die Sage, daß der Alte viele Schätze aufgespeichert habe, die er in der Einsamkeit hütete. Die benachbarten Ritter waren durch ihr liederliches Leben verarmt und suchten sich durch Räubereien in der Umgegend einen kärglichen Unterhalt zu verschaffen. Oft kamen sie zu dem alten Ritter und ließen sich von ihm bewirten. Das ging eine Zeit lang so fort, bis der alte ihnen ärgerlich die Wege wies und erklärte, sie möchten ihn hinfort in Ruhe lassen. Das nahmen sie aber sehr übel auf und kamen überein, den Alten zu überfallen, seine Schätze zu rauben und sich womöglich in den Besitz der Burg zu setzen. Da sie nun die Burg sehr genau kannten, so gelang es ihnen leicht, dieselbe bei Nacht zu ersteigen, die Knappen und das übrige Hofgesinde niederzumetzeln und außer den Schätzen auch ihren bisherigen Gastfreund in ihre Gewalt zu bekommen. Derselbe schalt ihre Unthat so heftig, daß sie ihn nachträglich todtschlugen, und von allen Burgbewohnern blieb nun nur die alte Haushälterin übrig, welche aus den reichen Vorräten für die wüsten Gelage Speisen und Getränke herbeischaffen mußte. Einer der Räuber, welcher mit dem Alten verwandt war, gab vor, derselbe wäre plötzlich gestorben, und nahm die Burg als sein Erbteil fortan in Besitz. Bei dem liederlichen Leben konnte natürlich auch das reichliche Gut nicht lange reichen, und um dem eintretenden Mangel zu begegnen, begannen die Ritter sich aufs neue auf Straßenraub zu legen. Einst ergriffen sie eine vornehme Frau mit ihren Töchtern und Zofen, schleppten dieselben auf die Burg, zwangen sie zur Teilnahme an ihren wüsten Gelagen und gedachten sie unter sich zu verteilen. Darüber gerieten sie in Streit mit einander, der dadurch beigelegt wurde, daß sie endlich die schönste der Frauen demjenigen bestimmten, welcher die meiste Beute von dem nächsten Raubzuge heimbringen würde; auch die übrigen Frauen sollten nach der Größe des Raubgewinnes unter die andern Ritter verteilt werden. Als die Räuber nun am nächsten Tage im Dickichte an der Straße auf Beute lauerten, kam nur ein Zug Erfurter Mönche daher, welcher von einer Betfahrt nach Paulinzelle zurückkehrte. Ueber diese Schaar fallen sie her, reißen den Fratres die Kleider in Stücke und

nehmen einen von ihnen zur Kurzweil mit hinauf auf die Burg. Das war Dr. Luther. Schon sind sie fast auf der Höhe der Burg angelangt, da erblicken sie in der Ferne einen Waarenzug; lassen den Mönch in der Hut eines Knappen an der Stelle zurück und brechen auf die Kaufleute ein. Der Knappe ist von dem nächtlichen Gelage und dem Ritte des Morgens ermüdet, legt sich auf den Rasen und schläft ein. Da entflieht Luther, sieht das Schloß, und weil er es für die Wohnung ehrlicher Menschen hält, will er dorthin flüchten. Die Frauen aber warnen ihn von der Mauer noch rechtzeitig, so daß er wieder umkehrt. Dennoch wird er von den Räubern aufgegriffen und muß nun wirklich in das Räubernest hinauf. Hier zeigt er sich den Rittern scheinbar gefällig und wartet dabei auf den Zeitpunkt, wo dieselben vor Trunkenheit einschliefen. Nun nimmt er der alten Schließerin, die auch schlummert, die Schlüssel aus der Hand und entkommt glücklich mit den Frauen in's Freie. Endlich erwacht einer von den Räubern; schaut, daß die Gefangenen entflohen sind, und ruft seine Genossen zu deren Verfolgung auf. Zum Glück hat Luther mit seinen Begleiterinnen einen anderen Weg genommen, als die Ritter vermuten, und sich im dichten Walde bei Paulinzelle verborgen. Inzwischen erhängt sich die Schließerin aus Furcht vor der Strafe der Ritter im Burgthore. Als nun die Ritter von dem langen, vergeblichen Suchen ermattet, wieder zur Burg emporreiten, finden sie dieselbe nicht mehr, denn Dr. Luther hatte unterwegs das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" angestimmt und zugleich die Burg tief in den Schoß der Erde hinein verwünscht, so daß nur der sie wieder sehen sollte, welcher auf der Stelle, wo sie gestanden, dasselbe Lied anstimmen würde. — Nach längerem Suchen fanden die Räuber noch die Keller ihres ehemaligen Nestes mit stattlichen Weinvorräten, setzten sich beruhigt hinein und begannen munter zu zechen wie vordem. Aus seinem Versteck hatte aber Luther Rauch aufsteigen sehen, und da er den Zusammenhang merkte, verwünschte er den Ort noch einmal, so daß auch der Keller mit seinen wüsten Zechbrüdern tief im Berge versank. Eine Vertiefung zeigt auf dem Berggipfel die ehemalige Stelle der Burg an. Nach demselben.

Der Schäfer bei den verzauberten Zechbrüdern.

Viele, viele Jahre waren seitdem vergangen, da traf sich's, daß ein Schäfer mit seiner Heerde zum Singerberge emporstieg und dort das Lied „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" auf der Flöte blies. Da sieht er alsbald eine gelbe Schlüsselblume aus der Erde emporwachsen und eine stattliche Burg mit hohen Mauern und ragenden Türmen emporsteigen; im Thorwege derselben hängt eine alte Frau — es war die Haushälterin — an einem Stricke. Erstaunt über diesen Anblick, steht der Schäfer längere Zeit davor; endlich faßt er Mut und schreitet zum Thore hinein. Von den reichen Schätzen, die ihm allenthalben entgegentreten, steckt er sich so viel als möglich ein und geht dann wieder hinaus. Kaum hat er das Thor hinter sich, so sinkt das ganze Schloß wieder in den Berg zurück. Nun treibt der Schäfer seine Heerde fast täglich wieder auf den Singerberg und hofft fortgesetzt, daß ihm die Burg wieder erscheinen werde, doch geschieht dies erst, als er zufällig einmal jenes Lied wieder bläst. Jetzt tritt er in die Burg ein, durchwandelt die großen, schönen Gemächer, in denen Todtenstille herrscht, und steigt endlich auch in den Keller hinab. Siehe, da findet er zu seinem Schrecken eine ganze Zechgesellschaft vor, die sieht ganz so aus, als wenn sie äße und tränke. Bei genauer Betrachtung merkt er jedoch, daß die Gestalten in Stein verwandelt sind. Da faßt er ein Herz, tritt an die Fässer und labt sich an dem köstlichen Weine, den sie enthalten. Nun wußte der Mann, auf welche Weise der Zauber der Burg gelöst werden konnte, und machte hinfort noch oft von seinem Mittel Gebrauch, um einen Labetrunk in den Kellergemäuern zu erhalten. Erst auf dem Todtenbette hat er seinem Beichtvater das Geheimniß verraten.

Nach demselben.

Des Schäfers Goldfund.

Ein anderer Schäfer kommt auch auf den Singerberg und findet, als er den Lobgesang geblasen hat, daselbst in den Felsgesteinen eine schöne gelbe Blume, die er abbricht

und verwundert betrachtet. Da steht plötzlich ein weißes, wunderholdes Fräulein vor ihm und fordert ihn durch Winke auf ihm zu folgen. Das thut er unbedenklich und sieht sich bald vor einem großen, prachtvollen Schlosse, dessen Thor sich von selbst aufthut. Nun führt das Fräulein den Mann durch schöne Gemächer und waffengeschmückte Hallen und endlich auch in einen gewaltigen Saal, in dem an langer steinerner Tafel viele schlafende Ritter sitzen, deren Bärte durch die Tafel gewachsen sind. Staunend bleibt der Schäfer stehen, da erhebt einer der Schlafenden das Haupt und fragt mit grabesdumpfer Stimme: „Sieht man die weißen und schwarzen Vögel noch am Berge?" — „Sie fliegen noch!" antwortet schüchtern der Schäfer. Da seufzt jener auf und spricht: „So ist die Stunde noch nicht gekommen!" dann beugt er wieder das Haupt, um fortzuschlafen.*) Weiter führt ihn das Fräulein in die Ställe, dort stehen die Pferde gesattelt und gezäumt, aber schlafend. Hinter den Ställen öffnen sich große, hochgewölbte Keller mit großen Fässern; ein Lichtstrahl schimmert von oben hinein. Während sie nun über den mit Sand bedeckten Erdboden schreiten, fordert das Fräulein den Schäfer auf mit dem Sande sich die Taschen zu füllen, und als er keine Anstalt macht, von dem anscheinend wertlosen Stoffe zu nehmen, füllt sie ihm selbst die Taschen und spricht: „Da hast du deinen Lohn für den weiten Weg und die Nachricht!" Ehe der Schäfer sich's versieht, ist darauf das Fräulein verschwunden, er geht zum Thore hinaus, die Pforte fliegt rasselnd wieder zu und der Schäfer sieht sich bei seiner Heerde, die ruhig an dem Bergabhange weidet. Beim Hinabsteigen drückt ihn der Schuh, er zieht ihn aus und wird, als er ihn ausschüttelt, zu seiner Verwunderung lauter Goldkörner gewahr. Rasch untersucht er den Sand seiner Taschen und siehe, derselbe hat sich gleichfalls in pures Gold verwandelt. Froh treibt er nun seine Heerde heim, kauft sich ein großes Gut, wird reich und glücklich und erzählt noch oft Kindern und Kindeskindern von der verzauberten Burg auf dem Singerberge. Nach Bechstein.

*) Vgl. die Kyffhäusersage im 1. Heft Nr. 7.

Der bethörte Förster.

Vor langen Jahren ging der Förster von Dörnfeld mit einem Burschen früh am Morgen in der Dämmerung durch die Waldung am Singerberge. Unter der Felswand im Gehölz blieb er stehen, um einen Raubvogel zu beobachten, welcher den Berggipfel umkreiste, und befahl seinem Begleiter voran zu gehen, er werde bald nachfolgen. Dieser geht seines Weges, bleibt nach einiger Zeit stehen, um nach dem Förster zu schauen, stopft sich, da er ihn nicht sieht, eine Pfeife und lauscht, ob er nicht wenigstens dessen Tritte vernehme. Da ist's dem Burschen, als ob er aus der Ferne ein ängstliches Rufen höre; dem geht er nach, ruft gleichfalls, aber kann erst nach einer halben Stunde den Förster finden. Derselbe steht oben an dem Felsen, findet weder Weg noch Steg und ruft ängstlich nach Hülfe. Der Bursche faßt den Förster bei der Hand und dreht ihn um, da kommt derselbe wieder zu sich und sieht den Weg. Das alles war daher gekommen, daß der Förster auf das Irrkraut getreten hatte, welches im Walde des Singerberges wächst; der Bann desselben war erst gebrochen worden, als der Bursche herbeigekommen war und den Förster umgedreht hatte. Diesem war die Jagdlust völlig vergangen und er kehrte verdrießlich heim.

Nach demselben.

Der Kornfuhrmann auf dem Singerberge.

Vor langer, langer Zeit fährt ein Mann aus Möhrenbach mit seinem einspännigen Karren auf die Deube, um daselbst Frucht einzukaufen und nach seinem Dorfe zu fahren, wo es an derselben fehlte. Nachdem er sein Geschäft abgemacht hat, tritt er sofort den Heimweg an, um selbigen Tages wo möglich noch bis Cottendorf zu gelangen, dort zu übernachten und am nächsten Morgen bei Zeiten Möhrenbach wieder zu erreichen. Nicht lange ist er gefahren, so wird es um ihn her ganz finster, so daß er nicht mehr weiß, wo er sich befindet, und in der Irre umherfährt. Nach einiger Zeit schaut er ein großes, hell erleuchtetes Gebäude,

fährt auf dasselbe zu und klopft an dessen Thor an. Ein altes Männlein mit langem, weißem Barte öffnet das Thor und fragt nach seinem Begehren. „Ich habe mich verirrt,“ spricht der Mann, „und bitte um Herberge für mich und mein Geschirr!“ — „Fahre nur ein!“ sagt das Männlein — „was du begehrst, soll dir zu teil werden!“ Das läßt sich der Fuhrmann nicht zweimal sagen, er lenkt sein Gespann zum Thore hinein, das Männlein hilft ihm auf dem großen Hofe das Pferd ausspannen, in den Stall führen und füttern; sodann folgt er dem Alten in eine hell erleuchtete Stube wo er ein gutes Abendbrot und ein treffliches Nachtlager findet. Er läßt es sich gut schmecken, streckt sich auf seinem Lager aus und schläft gar prächtig bis zum Tagesanbruche. Nun springt er auf und eilt nach dem Stalle, sein Pferd zu füttern. Das alte Männlein ist ihm dabei zur Seite und fordert ihn dann auf, selbst den Morgeninbiß zu nehmen. Hierauf wird das Roß wieder angeschirrt und der Mann schickt sich an fortzufahren. Zuvor fragt er nach seiner Rechnung, aber das Männlein spricht: „Irrende werden hier umsonst beherbergt und bewirtet!“ Da bedankt sich der Fuhrmann bestens und fährt gar zufrieden zum Thore hinaus. Da ruft ihm das Männlein nach: „Leben die bunten Gackelstern denn noch auf Erden?“ Der Fuhrmann bejaht dies, nun seufzt das Männlein gar tief auf und verschwindet, das Thor schlägt unter furchtbarem Gerassel zu und der Fuhrmann eilt voll Schrecken davon. Als er sich noch einmal umschaut, ist das Gebäude vollständig verschwunden und er steht mit seinem Gespanne am Fuße des ihm wohlbekannten Singerberges. Nicht eilig genug kann er nun aus der verrufenen Gegend fort und nach Cottendorf kommen. Dort findet er manches verändert, bekümmert sich aber nicht darum und setzt seinen Weg durch Gräfinau und Angstedt fort. In beiden Orten kommt ihm auch vieles ganz anders vor und er gelangt unter häufigem Kopfschütteln weiter nach Gehren. Hier sind die Häuser ganz neu und die Leute, welche ihm begegnen, kommen ihm völlig fremdartig vor. Als er nun aber nach Möhrenbach kommt, wird die Sache noch viel schlimmer. Nur mit Mühe kann er sein Haus finden, und als er in dasselbe einfahren

will, wehren ihm fremde Leute den Eingang. Lange weiß er nicht, wie ihm geschieht und was er thun soll. Schnell wird die Sache im Dorfe bekannt, viele Leute versammeln sich um ihn und fragen ihn nach seinem Namen und Begehr. Da erzählt er seine Geschichte und kann gar nicht begreifen, daß durch dieselbe die Verwunderung der Leute noch vermehrt wird. Endlich kommt auch der Pastor herbei, hört das Geschehene mit an und kehrt alsbald nach Hause zurück, um nachzusehen, ob das Kirchenbuch vielleicht irgendwie Auskunft über den eigentümlichen Fall gebe. Siehe, da steht richtig verzeichnet, daß vor 100 Jahren dieser Mann zum Fruchteinkauf von Möhrenbach fortgefahren, aber nicht zurückgekehrt sei. Nun klärte sich sofort alles auf: Der Fuhrmann hatte mit seinem Pferde auf dem Singerberge 100 Jahre verschlafen. Der alte Mann wurde von seiner Gemeinde wieder aufgenommen, allein das Alter drückte ihn bereits derartig, daß er bald eines sanften Todes starb.*)

Nach Witzschel.

Die Marktfrau am Singerberge.

Von dem Singerberge wissen die Leute der Gegend gar mancherlei Spuk zu erzählen, und manchem soll es gar übel bekommen sein, wenn er es wagte, in dunkler Nacht dort vorüberzugehen. Namentlich sind feurige Gestalten bemerkt worden, welche denen, die ein böses Gewissen besaßen, Verderben gebracht haben. Einst fuhr zur Zeit der zwölf Nächte eine Marktfrau am frühen Morgen von Hammerfeld aus dort vorüber auf Königsee zu. Noch war es ziemlich dunkel, als sie am Singerberge hinfuhr, und der Weg gar schlecht. Da nahte aus der Ferne ein Licht und die Frau ward froh, indem sie hoffte, daß ihr an der gefährlichen Stelle werde vorübergeleuchtet werden. Als der Lichtträger näher kam, bot sie ihm einen freundlichen guten Morgen, derselbe aber flackerte am Wagen vorbei und die

*) Vgl. hierzu die Kyffhäusersagen im 1. Heft Nr. 5 und 6.

Frau bemerkte, daß seine Augen es waren, welche so leuchteten. Kaum ist die feurige Gestalt vorüber, so sitzt der Wagen ganz fest und die Pferde stehen wie angewurzelt. In ihrer Angst betet die Frau alle Gebete, die sie weiß, aber erst am Anbruche des neuen Morgens ziehen die Pferde wieder an und die Frau erreicht nun ohne weitere Abenteuer das Ziel ihrer Reise.

Nach Bechstein.

5.

Vom Bau der Kirche zu Stadt Ilm.

Als die Kirche zu Stadt Ilm gebaut wurde, wußten die Mönche die Bürger sowie die Landleute zu reichen Beiträgen zu bereden, indem sie den Bau als ein ganz besonders verdienstliches Werk hinstellten. Nun lebte in der Stadt auch eine arme Witwe mit sechs Kindern, die hatte ein ganz kleines Häuschen und ein einziges Goldstück im Vermögen. Zu derselben kommt mehrfach ein Mönch und sucht sie unter großen Verheißungen für ihre irdische und himmlische Zukunft zu bereden, daß sie ihren goldenen Sparpfennig zum Kirchenbau hergebe; zugleich versichert er, daß sie das Goldstück bei ihren Kindern wiederfinden würde, wenn es eine andere Verwendung erhalten sollte. In ihrer Einfalt gibt die Witwe wirklich ihr Goldstück hin, doch der Mönch übergibt dasselbe nicht der Kirchenbaukasse, sondern einer Weibsperson, mit welcher er vertrauten Umgang gehabt hatte. Am nächsten Sonntage hat dieser Mönch die Messe zu lesen; nach derselben gedenkt er der für den Bau eingegangenen Gelder in rühmender Weise und spricht über die milden Geber den Segen, den Beitrag der Witwe aber läßt er unerwähnt und erteilt dieser auch nicht den Segen. Da wird er plötzlich zum Schrecken aller anwesenden Leute von unsichtbarer Macht über die im Baue begriffene Kirchenmauer durch die Luft davongeführt. Zum Andenken an dieses Ereigniß ist an der südlichen Außenseite der Kirche, wo der Mönch über die Mauer hinweggeführt worden war, ein Steinbild eingefügt worden, welches die Entführung zur Darstellung bringt. — Nach einigen Jahren soll die Kirche

eingeweiht werden, und da der Zudrang des Volkes sehr groß ist, so wird die Bestimmung getroffen, daß alle diejenigen, welche zu dem Baue beigetragen haben, zuerst in die Kirche gelassen und vor den Altar gestellt werden sollen. Da drängt sich auch die arme Witwe mit ihren Kindern vor, um Einlaß und priesterlichen Segen am Altare zu gewinnen; weil man aber ihren Namen nicht in der Liste der Geber verzeichnet findet, weist man sie unfreundlich zurück. Unter Thränen beteuert sie, daß sie ihr einziges Goldstück geopfert und jenem Mönche gegeben habe, den der böse Geist entführt habe, wie dies auf dem Steinbilde dargestellt sei, erzählt auch, daß nach der Versicherung des Mönches das Goldstück bei ihren Kindern gefunden werden sollte, wenn es nicht für den Bau Verwendung gefunden hätte. Als man nun trotzdem die Witwe hinausweisen will, fängt plötzlich der in Stein gehauene Mönch an zu reden, bestätigt die Aussage der Witwe und erklärt, daß er zur Strafe seines Betruges damals vom Teufel geholt worden sei. Darauf wird die Witwe sofort oben an den Altar gestellt; während aber der Priester den Segen über die Gemeinde spricht, greift der jüngste Knabe der Witwe zufällig in die Tasche und findet das bekannte Goldstück seiner Mutter darin. Aus dieser Begebenheit erkannte das versammelte Volk den Finger Gottes und die Witwe wird einstimmig zur Verwalterin des Gotteskastens erwählt und zugleich wird bestimmt, daß dieses Amt dauernd bei ihrer Familie bleiben solle. So ist's auch eine lange Zeit hindurch gewesen.

Nach Witzschel.

6.

Nixensagen der Ilm.

In der Ilm wohnt eine Nixe, die hat ihr unsichtbares Schloß unten im Flusse nahe bei Weimar, bei der roten oder Schafbrücke, da, wo das Wasser im Parke eine Krümmung macht und sehr tief ist. Einst ging nun ein Mägdlein mit mehreren Erwachsenen von Weimar durch den Park nach Belvedere. An der Schafbrücke sah das Kind plötzlich eine wunderschöne Jungfrau in weißem Kleide und mit

langen gelben Locken am südlichen Ufer hin und her gehen und verkündete die Erscheinung unter heftigem Zittern ihren Begleitern; dieselben bemerkten aber nichts und verlachten das Kind. Als sie die Schafbrücke betraten, war die Erscheinung dem Kinde wieder entschwunden. Die Leute erzählen, daß die Ilmnixe in ihrem unsichtbaren Schlosse auch einen großen Kessel voll Goldes verwahre.

Ein Soldat ging einst am Ufer der Ilm entlang auf dem Wege nach Tieffurt, um sich Stöcke zum Ausräumen des Gewehres zu schneiden. Indem er sich geeignete Stöcke aussucht, vernimmt er aus der nahen Ilm zuerst ein Geplätscher, dann ein schallendes Gelächter, und als er sich umsieht, erblickt er mitten im Flusse ein nacktes Weib von wunderbarer Schönheit mit goldglänzenden langen Haaren, das winkt ihm freundlich mit der Hand, ruft ihn bei seinem Namen und fährt dann fort zu plätschern und zu lachen. Da eilt der Soldat, so schnell er kann, von dannen, um der Verführung zu entgehen.

Auch ganz öffentlich soll sich die Ilmnixe gezeigt haben. So kam dieselbe oft zu einem Fleischer der Stadt, um sich Fleich zu kaufen. Sie hatte gelbe Zähne und der Saum ihres Kleides war naß. Den Fleischer ärgerte es gar sehr, daß die Wasserfrau, ohne ein Wort zu sagen, stets auf die Fleischstücke zeigte, die sie haben wollte, und das waren die allerbesten. Da rieth ihm ein Bekannter thörichter Weise, er solle der Nixe, wenn sie wieder auf die Fleischstücke hinwiese, die Hand abhauen. Als der Fleischer diesen Rat wirklich befolgte, sprach die Nixe mit zornigem Blicke: „Merke dir wohl, was du gethan hast, und hüte dich vor dem Wasser!" Wirklich suchte der Mann aus Furcht vor der Strafe ängstlich das Wasser zu vermeiden, als er aber einmal an einem kleinen Wassertümpel vorüberkam, fuhr die Nixe aus demselben empor und erwürgte ihn.

Nach K. Aue, mitgeteilt von Witzschel.

7.

Mönchsspuk in der Stadtkirche zu Weimar.

Als Herzog Wilhelm die Stadtkirche zu Weimar, welche bis dahin katholisch gewesen war, zu einer protestantischen

einweihen ließ, verbot er den Mönchen dieselbe je wieder zu betreten. Weil nun die Mönche die Kirche in großer Eile hatten verlassen müssen, war es ihnen nicht möglich gewesen, die großen Schätze mitzunehmen, welche in derselben verborgen waren. Um das kostbare Gut den Protestanten zu entziehen, gruben sie vom Kornhause aus, in welchem sie damals wohnten, einen Gang unter dem Hause weg zu der Kirche und räumten bei Nacht die Schätze fort. Zur Strafe für diese heimliche That wurden sie nach ihrem Tode dadurch gestraft, daß sie jährlich vor der Christmette in der Kirche erscheinen und in feierlicher Prozession so lange in derselben umherziehen mußten, bis der Küster die Lichter zur Christmette anzündete; alsdann durften sie wieder verschwinden. So kam es denn, daß sich einst folgende Begebenheit zutrug: Des Stadtküsters Magd, welche die Kirchenthüren zu öffnen hatte, stand einst in der Christnacht sehr früh auf und meinte, es sei Zeit die Kirche aufzuschließen. Zu ihrem Erstaunen bemerkte sie, daß das Gotteshaus schon hell erleuchtet war. Aengstlich öffnete sie die Thür und sah nun, daß die Kirche von Mönchen ganz angefüllt war, die nur die Größe einer Elle hatten. Sofort zog sie sich zurück, aber schon war sie bemerkt worden und man warf ihr eine große Kugel nach, die sie aufhob und mitnahm. Dieselbe war von gediegenem Golde und soll in Weimar noch aufbewahrt werden. Die Magd war, als sie nach Hause kam, ganz starr vor Schrecken und erzählte das Begegniß sofort ihrem Herrn; dieser ließ sie zu Bett gehen, doch hatte der Spuk sie dermaßen angegriffen, daß sie schwer erkrankte und vor dem neunten Tage starb.

Nach Witzschel.

8.

Der Schatz auf der Schanze.

Wer von Weimar nach Belvedere geht, dem fällt eine bewaldete Höhe auf, an die sich nördlich kleine Hügel schließen; dieselbe heißt die Schanze und auf ihr soll ehemals die feste Falkenburg gestanden haben. Als einst

mehrere Mädchen an einem Sommermorgen von Weimar nach Belvedere gingen, fanden sie zu ihrem Erstaunen auf der Schanze mitten im Wege einen Topf voll glühender Kohlen stehen. Sie hatten sich bis dahin lebhaft unterhalten, brachen aber nun sofort ihre Gespräche ab, gingen kopfschüttelnd um den Topf herum, besahen denselben von allen Seiten, versäumten aber ihn zu berühren. In Belvedere angekommen, erzählten sie ihrem Vater die Geschichte; dieser tadelte sie sehr, daß sie nichts von ihren Kleidern auf die Kohlen geworfen hätten, weil sie dann in den Besitz eines Schatzes gekommen wären. Die Mädchen meinten nun, daß sie das Versäumte nachholen könnten, wenn sie wieder an der Schanze vorübergingen, allein ihr Vater verneinte dies, da sie schon von der Angelegenheit gesprochen hätten; wirklich haben die Mädchen von dem Topfe nichts wieder gesehen.

Ebenso.

9.

Sagen über den Weihbrunnen zu Tieffurt.

Zwischen Tieffurt und Crommsdorf sprudelt eine Quelle hervor, die bald schon in die Ilm fließt; von derselben erzählt man sich mancherlei Sagen und hält den Ort nicht für geheuer. Einst kehrten zwei Bauerfrauen gegen Abend von Weimar zurück nach Crommsdorf, da sahen sie an dem Weihbrunnen ein schönes Mädchen sitzen, das etwa 1½ Jahr alt sein mochte. Sie fragten es nach seinem Namen, seiner Heimat und seinen Eltern, konnten indeß keine rechte Auskunft erhalten. In ihrer Verlegenheit nahmen sie es mit sich nach Crommsdorf und übergaben es dem Ortspfarrer. Der nahm es gern bei sich auf, denn er war kinderlos und freute sich mit seiner betagten Frau, daß sie ein so liebliches Wesen in ihr Haus bekamen. Das Kindlein wurde nun im Pfarrhause gut erzogen, entwickelte sich körperlich und geistig vortrefflich und war bald die Freude nicht nur der Pfarrersleute, sondern auch der gesammten Einwohner des Dorfes. Mit den Dorfkindern spielte es fröhlich umher, doch hatten

dieselben immer eine gewisse Ehrfurcht vor ihm, denn es war sehr klug und hatte in seinem Wesen eine gewisse Hoheit. Seinen Pflegeeltern war es folgsam und dankbar, aber eigentümlich genug, wenn es in die Nähe des Weihbrunnens kam, war es ganz wie verändert, dann tanzte es um denselben in wildem Frohsinn und achtete auf niemanden, dem es sonst freundlich gewogen war. Dem Wasser war das Mägdlein überhaupt zugethan, und es gab für dasselbe keine größere Freude, als sich in den Wellen zu schaukeln und im Wasser zu plätschern; dabei begegnete ihm, wenn es in einen Teich oder gar in die Ilm fiel, nie etwas Schlimmes, wie andern Kindern. War Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Michaelistag oder sonst ein hohes Fest erschienen, so erhielt es immer bei Nacht von einer vornehmen Frau, welche in einen weißen Schleier gehüllt war und ebenso schnell wieder verschwand, wie sie gekommen war, schöne Spielsachen, Kleider und Backwerk. Endlich starben die alten Pfarrersleute, das Mädchen kam zu Verwandten derselben und that bald darauf einen Fehltritt. Um den Verwandten keinen Verdruß und keine Schande zu bereiten, floh es aus der betreffenden Gegend und bald hieß es in Crommsdorf, „die gute Pfarrerstochter“ — so pflegte man die Maid dort zu nennen — sei am Weihbrunnen gesehen worden. Wirklich fand man sie dort, wie sie um den Quell hüpfte, dann in das Wasser sah und sich so geberdete, als wenn sie mit jemandem in demselben spräche; wenn einer der Vorübergehenden sie grüßte, so blickte sie auf und dankte freundlich. Nach einiger Zeit war sie wieder verschwunden und man fand in dem Quell ein neugeborenes Kindlein. Seitdem erscholl dort alle Jahre in der Fasten- und Adventzeit ein Wehklagen und Wimmern und eine Lichtgestalt ging an der Quelle auf und nieder; auch geschah es fortan, daß alle diejenigen, welche ein unreines Herz und ein böses Gewissen hatten, nicht ungestraft dort vorübergehen durften. So weiß man, daß ein Mädchen, welches leichtsinnig gelebt hatte, an dem Weihbrunnen todt aufgefunden wurde; bekannt ist auch das Ende eines schlechten Menschen, über welchen man folgendes erzählt: Dieser Mensch kannte weder das dritte und vierte, noch das siebente und achte Gebot, lag fortwährend in der

Schenke, spottete der frommen Leute, die in die Kirche gingen, mißhandelte seine Eltern und stahl schlimmer als ein Rabe; auch hatte er mehrere seiner Verwandten durch falsche Beschuldigungen und ungerechte Aussagen um Geld und Gut gebracht. An einem Wintertage war nun dieser Bösewicht in Tieffurt gewesen und wollte in der späten Abendstunde an dem Weihbrunnen vorüber nach Cromms-dorf zurück. Plötzlich steht sein Fuß wie festgebannt und er kann weder vorwärts noch rückwärts; da fällt ihm ein, daß dies der Ort sei, an welchem die Bösen verderben, und stößt heftige Flüche und Verwünschungen aus, auch ruft er aus Leibeskräften um Hilfe. Die Bauern hören nun zwar seine Stimme, doch haben sie keine Lust, einem so schlechten Menschen zu helfen, und fürchten sich außerdem selbst vor dem gefährlichen Orte. So bleibt der Mensch in seiner Not stecken und am andern Morgen findet man ihn todt an dem Weihbrunnen. Er war erwürgt worden und noch strömte ihm das Blut aus Mund und Nase und der Schnee war ringsum wie auf einer Tenne festgetreten.

Nach Witzschel.

10.

Sagen vom Loh.

Ein Hölzchen bei Buttstädt, Loh genannt, ist Gegenstand mancher Sagen geworden. Dort lassen sich, wie die Leute der Gegend erzählen, bisweilen drei wunderschöne weiße Jungfrauen sehen, welche an einem goldenen Tische sitzen und köstliche Speisen vor sich stehen haben; das sind die Lohjungfrauen. Dieselben besaßen früher dieses Gehölz und vermachten dasselbe bei ihrem Tode den Armen von Butt-städt auf ewige Zeiten. Da nun aber der Rat der Stadt das Vermächtniß nicht beobachtete und den Armen ihr Eigen-tum wieder entzog, fanden die Lohjungfrauen im Grabe keine Ruhe und dieselben zeigen sich in der erwähnten Weise auf ihrem bisherigen Besitztum. — Auch die Lohlaterne kann man in jenem Gehölze zuweilen sehen. Dieselbe wird von einer Hand gehalten, umwandelt einen bestimmten Fleck,

an welchem ein großer Schatz vergraben liegt, und verschwindet darauf. Den Schatz kann nur derjenige heben, welcher siebenmal hinter einander nießt. Wer die Lohlaterne nicht reizt, dem thut sie nichts, wehe dem aber, der ihr übermütig begegnet. Einst kam ein Mann des Wegs daher geritten, dem erschien die Lohlaterne; er ritt grade auf dieselbe zu, siehe da fiel sie über ihn her und zerschlug ihn so gewaltig, daß er kaum mit dem Leben davonkam.

Nach Kuhn und Schwarz.

11.

Wie ein Kindlein vor dem Teufel gerettet ward.

In Buttstädt auf der Brühl lebte vor langer, langer Zeit ein Ehepaar, das kinderlos blieb, so sehr es sich nach einem Kindlein sehnte. Da ließen sich die Leute verleiten die Hülfe des Teufels zu suchen. Der erschien ihnen auch und versprach, daß er ihnen einen Knaben verschaffen würde, wenn sie ihm denselben hernach übergeben wollten. Die Sache wurde in aller Form abgeschlossen und richtig gebar die Frau nach einiger Zeit einen munteren Buben. Die Alten waren sehr glücklich, als ihnen aber der Knabe zum ersten Male entgegenlächelte, ward ihnen so wehe um's Herz, daß sie gern den Vertrag mit dem Teufel wieder rückgängig machen wollten. Da flehten sie zu ihrem Herrgott, daß er den schönen Buben nicht in Teufels Gewalt kommen lassen möchte, und der Herr erhörte ihr inniges Flehen. Ein Engel kam vom Himmel, welcher dem Teufel gebot, sich auf die eine Schale einer Wage zu setzen, während er das Kind in die andere legte, wenn der Teufel schwerer wäre als das Kind, so sollte er dasselbe behalten. Siehe, da sank die Schale, in der das Kind saß, tief hinab, und selbst als der Teufel noch einen Mühlstein zu sich auf die Wage nahm, blieb er leichter als das Kind. So mußte er zornig von dannen gehen. Später hat man an dem Ratsbrunnen zu Buttstädt die Geschichte dadurch verewigt,

daß man an demselben einen Engel mit einer Wage abbildete, welche in der einen Schale den Teufel mit dem Mühlstein, in der andern das Kind enthielt.

Nach demselben.

12.

Die Lindwürmer von Apolda.

Wo jetzt das Dorf Schöten bei Apolda liegt, befand sich vor alter Zeit ein großer schilfbedeckter Sumpf, in dem lagen zwei große Lindwürmer, ein Männchen und ein Weibchen, und thaten der ganzen Umgegend, besonders den Heerden, großen Schaden. Die Herren von Apolda versuchten lange vergeblich, das gefährliche Gewürm aus dem Wege zu räumen, doch gelang dies erst auf folgende Weise: Ein Knecht und eine Magd aus Apolda hatten mit einander gefehlt, und da dies in jener Zeit als sehr schweres Vergehen behandelt wurde, so sollten sie mit einander getödtet werden. Da sie nun aber beide bisher ihren Herren gar treu gedient hatten, so wurde ihnen unter der Bedingung das Leben zugesichert, daß sie die Lindwürmer tödten würden. Das Loos bestimmte die arme Magd zuerst zum Kampfe gegen die Ungetüme, doch aus Liebe zu ihr übernahm der Knecht sofort den Streit. Mit Schwert und Spieß bewaffnet, eilte er mutig zu dem gefährlichen Sumpfe. Es war am Johannistage und glühend stand die Sonne am Himmel, als er bei den Würmern ankam. Dieselben lagen, die Schwänze in einander geschlungen, am Ufer, sich zu sonnen. Der Knecht hatte sich langsam herangeschlichen und hieb nun, ehe die Untiere es sich versahen, auf einen Hieb beide Schwänze ab; daran mußten sie sich verbluten und sterben. So waren nun die armen Verurteilten gerettet, heirateten sich und lebten mit einander glücklich. Zur Erinnerung an diese mutige That wurde später an jener Stelle ein kleiner Brunnen gefaßt, mit einer eisernen Kelle zum Schöpfen versehen und in einem Stein der Fassung zwei Lindwürmer mit verschlungenen Schwänzen abgebildet. Der letzterwähnte Stein ist später von dem Brunnen fortgenommen und in

die Kirchmauer zu Apolda gesetzt worden; der Brunnen mit der eisernen Kelle ist jedoch noch vorhanden und dient als Wahrzeichen des Dorfes Schöten oder Schütten, das nachmals an der Stelle des Sumpfes erbaut worden ist. Das Volk aber feierte zur Erinnerung an die Ueberwindung der Lindwürmer am Johannistage heitere Feste, bei denen Jung und Alt, mit Blumen geschmückt, zu dem Brunnen zog. Nach Witzschel.

13.

Vom Querlichloch bei Königsee.

In einer Höhle bei Königsee in der oberen Herrschaft des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt wohnten vor langer, langer Zeit Querliche und bewahrten gewaltige Gold- und Silberschätze. Diese Querliche waren ganz kleine daumenhohe Wesen, welche auf dem Gebörn und in der Lommel edle Erze gruben und in dem Querlichloche aufbewahrten. Sie waren launenhaft und leicht zu reizen, doch meinten sie es mit denen gut, welche ihnen freundlich begegneten; ihnen fütterten sie das Vieh und brachten überhaupt Segen in die Wirthschaft. Oft hat man sie, ihrer Gewohnheit gemäß, barfuß und im bloßen Kopfe umherlaufen sehen. — Eine Pächterin in Garsitz erhielt oftmals im Winter ihren Besuch und meinte es mit ihnen recht gut. Nach dem Abendessen gingen die kleinen Männlein in den Stall, fütterten die Schafe und nahmen den Knechten und Mägden die Arbeit ab. Die Futtervorräte nahmen unter den Händen der Kleinen gar nicht ab und die Pächterin konnte selbst bei Mißernten noch verkaufen, weshalb sie von Jahr zu Jahr reicher wurde. Die gute Pächterin wußte gar wohl, wie viel sie den Querlichen dankte und faßte daher den Entschluß, ihnen Mützen und Schuhe machen zu lassen, um ihre Dankbarkeit zu beweisen. Doch als die Querliche diese Gaben bei der nächsten Fütterung bemerkten, ärgerten sie sich über dieselben dermaßen, daß sie sofort auf und davongingen und sich niemals auf dem Pachthofe wieder blicken ließen. — Einst ging eine Magd von Garsitz

in den Wald, um Holz zu holen; der Weg führte sie an dem Querlichloche vorüber. Als sie in dasselbe hineinblickt, sieht sie einen goldenen Tisch und auf demselben viele goldene und silberne Geräte, auch eine goldene Schüssel mit Perlen besetzt. Neben dem Tische stand ein goldener Stuhl, auf dem ein schlafender Querlich saß. Ein großer, schwarzer Hund mit feurigen Augen und aufgesperrtem Rachen hielt davor Wache. Das Mädchen fürchtet sich nicht vor dem letzteren, geht grade in das Loch hinein, nimmt von dem Tische Gabeln und Messer fort und eilt davon. So war sie plötzlich sehr reich geworden und erhielt nun auch einen schönen und braven Mann, mit dem sie lange recht glücklich lebte.

Aus „Thüringen und Harz" VII.

14.

Die Querliche in Meura.

In Meura haben gleichfalls Querliche gewohnt, und zwar unter einer großen, alten Linde, bei welcher sonst die Feuerleitern aufbewahrt wurden. Auch hier waren sie den Leuten gern hülfreich zur Hand. Wenn ein Mädchen viel Flachs zu spinnen hatte und durch andere Arbeit daran verhindert war, so brauchte es nur den Flachs Abends auf eine der Feuerleitern zu legen, um ihn am Morgen fertig gesponnen wieder zu finden. Zum Lohn für diese Hülfe legte es dann ein Geldstück hin, doch nahmen die Querliche immer nur so viel an, als ihnen hinreichend erschien, den Ueberschuß ließen sie liegen. Nun traf es sich aber, daß jemand einmal zu wenig hinlegte; darüber wurden die hülfreichen Wesen so böse, daß sie den Ort für immer verließen und sich anderswo ansiedelten.

Nach Witzschel.

15.

Von der güldenen Kirche bei Glasbach.

Ueber dem Dörfchen Glasbach, welches zu beiden Seiten des Schwarzaflüßchens liegt, erhebt sich ein steiler Berg mit hochragender Granitkuppe; die letztere führt in der

Gegend den Namen „die güldene Kirche". Einst trug es sich nun zu, daß ein Mann aus Obstfelderschmiede nach Mellenbach in die Kirche ging und sein Söhnchen bei sich hatte. Dasselbe blieb spielend zurück und war plötzlich verschwunden. Der Vater und alle seine Bekannten suchten weit und breit nach ihm, konnten es jedoch nicht finden. Nach langer, langer Zeit taucht ein Mann in Obstfelderschmiede auf und sucht nach seinen Eltern, die aber bereits gestorben sind. Da stellt sich heraus, daß dieser Mann jener Knabe ist, und derselbe erzählt nun, daß er bei jenem Sonntagsgange seinem Vater entlaufen, in die güldene Kirche geraten und dort bis jetzt festgehalten worden sei. Und nun berichtete der Mann, daß die güldene Kirche reich mit Gold und edlem Gestein ausgeschmückt sei. Schon mancher hat seitdem in diese Kirche gehen wollen, aber den Eingang verfehlt.

Nach mündlichem Bericht.

16.

Das Mooskind.

Mooskinder sind in Thüringen gar wohl bekannt und es gibt manchen, der solche schon gesehen hat. Gar übel aber ist's einem Manne von Meura ergangen, welcher gegen ein Mooskind gefrevelt hatte; das ist also gewesen: Der Mann ging auf den Meierstein, um Weidenruten zum Binden zu holen. Da traf er eine Frau, welche an einem kleinen Feuer saß und ein Kind wartete. Dieselbe sagte zu ihm: „Wenn du mein Kind unterdessen warten willst, so sollst du von mir Weiden erhalten, an denen du zeitlebens genug hast!" Da dachte der Mann: das ist ja recht schön und lohnt, daß ich die kleine Mühe übernehme; er nahm also das Kind auf den Arm und die Frau ging fort. Als er nun so dasaß und das Kind näher betrachtete, gewahrte er, daß es ein Mooskind war und kam sich recht einfältig vor, daß er die Wartung desselben übernommen hatte. Er nahm es also und warf es in's Feuer. Kaum war dies aber geschehen, so ergriff ihn eine ungeheure Furcht und er

lief, so schnell er konnte, nach Hause. Schon jedoch war die Frau hinter ihm drein, erreichte ihn bei seiner Hausschwelle und hieb ihm mit einer Rute so heftig um die Beine, daß er wie todt niederstürzte; hierauf verschwand sie. Noch in derselben Nacht starb der Mann, in der Hausflur aber fand man am Morgen die Spitze einer Weidenrute, welche von Gold war. So hatte der Mann nicht nur sein Glück verscherzt, sondern auch durch seinen Frevel ein jähes Ende genommen.

Ebenso.

17.

Die Blankenburger und der heilige Esel.

Der Palmsonntag ist vor Zeiten in Blankenburg als großer Festtag gefeiert worden. Bei einem Brunnen vor der Stadt versammelte sich die Bürgerschaft, um den Palmeneinzug des Heilandes nachzuahmen. Der Brunnen wurde geweiht, mit dessen Wasser die andächtige Gemeinde besprengt, Ablaß verkündigt und dann ein hölzerner Esel, auf welchem sich eine Figur befand, im festlichen Zuge durch Weinberge und Felder zu einem Hügel am unteren Stadtthore getragen, der den Namen Oelberg führte. Dort wurde in einer besonderen Kapelle Messe gelesen und dann zog man mit dem Palmenesel den Hügel hinab, streute grüne Zweige und rief: „Hosianna in der Höhe! Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!“ Der hölzerne Palmenesel wurde nun durch die Hauptstraßen der Stadt geführt und in der Kirche der Festgottesdienst gehalten. Weil aber das Fest mit großen Schmausereien in den Häusern sein Ende fand, so legten die Nachbarn den Blankenburgern den Namen „Eselsfresser“ bei. Die hohe Wertschätzung des Palmenesels ist aber auch Veranlassung dazu gewesen, daß die Blankenburger mit ihrer Nachbargemeinde Schwarza in blutige Händel verwickelt wurden. Das kam so: Als Graf Heinrich von Schwarzburg, welcher den Kaiser Friedrich in's heilige Land begleitet hatte, wieder heimkehrte, bediente er sich eines Esels zur Fortschaffung seines Heergerätes und ließ denselben darauf in Schwarza

einstellen und füttern. Der Wärter des Tieres, welcher auch mit nach dem heiligen Lande gewesen war und wußte, daß der Esel dort gekauft worden war, erzählte von demselben unter seinen Bekannten. Der Pfarrer von Schwarza befragte nun den Wärter über die näheren Umstände sehr eingehend und kam zu der Ueberzeugung, daß dieser Esel kein ganz gewöhnlicher Esel sei, sondern in directer Linie von derjenigen Eselin abstamme, auf welcher der Heiland seinen Einzug in Jerusalem am Palmsonntage gehalten habe. Des Pfarrers Ueberzeugung ging schnell auf dessen Gemeinde über, jeder wollte das edle und merkwürdige Tier sehen, man brachte demselben reiche Geschenke, der Pfarrer segnete diejenigen, die ihn besuchten, und die Pfarrkirche von Schwarza gewann von den Wallfahrern guten Nutzen. Da konnte es nicht fehlen, daß die braven Blankenburger gar mißvergnügt drein schauten, und sich über die Concurrenz betrübten, die ihrem hölzernen Esel durch diesen lebenden heiligen Esel der Schwarzaer bereitet wurde. Ihr Pfarrer teilte diesen Kummer und redete daher eines Sonntags zu seiner Gemeinde also: „Geliebte in dem Herrn! ihr habt gewiß mit Betrübniß davon gehört, daß unsere Dorfnachbarn in Schwarza in den Besitz eines köstlichen und verehrungswürdigen Tieres gekommen sind, auf das sie gar kein Anrecht besitzen. Denn Schwarza ist ein Dorf und hat nur einen niederen Dorfpriester, der unwürdig ist, dem edlen Tiere zu dienen. Nirgends kann dasselbe würdiger gepflegt werden, als in unserer guten Stadt, die Residenz unseres regierenden Herrn ist und alljährlich mit dem hölzernen Palmenesel einen festlichen Umzug gehalten hat. Wenn wir nun zu diesem Zug jenen lebenden und heiligen Esel erhalten, so wird das Fest viel erbaulicher und gnadenreicher werden. Ist nicht unsere ehrwürdige Stadt die passendste Stätte für solche Wallfahrt? Unsere St. Cyriax-Kapelle ist rings von herrlichen Wiesen umgeben, auf welchen das gnadenbringende Tier die beste Wohnung und den angenehmsten Unterhalt finden kann; laßt uns also mit List oder Gewalt den Esel herbringen und ihm dort ein Häuslein erbauen, uns allen zum Heil und Segen! Ja, schaffet das heilige Tier zur Stelle und gehet heim, im voraus ausgestattet

dazu mit dem Segen eures Hirten und Seelsorgers!" Also sprach er im heiligen Eifer für seine Kirche und das Wohl seiner „eselfressenden" Beichtkinder. Diese aber gingen, wohl erbaut und begeistert für das ruhmreiche Werk, das er ihnen empfohlen hatte, heim in ihre Häuser. Schon jetzt schenkte ein wohlhabender Bürger die vom Pfarrer bezeichnete Wiese zum Unterhalte des noch zugewinnenden Esels; dieselbe ist noch jetzt unter dem Namen Cyriakswiese ein Theil des Blankenburger Pfarrgutes. Der regierende Graf, bei welchem nun die Blankenburger das Gesuch stellten, daß der Esel von Schwarza in ihre Stadt gebracht und dort unterhalten würde, beschied sie abschläglich; da erklärte der Pfarrer seiner glaubenseifrigen Gemeinde, daß dieselbe nunmehr mit Gewalt zum Ziele ihrer Wünsche hinstreben müsse. Mit Waffen wohl versehen, die Kirchenfahne an der Spitze und geführt von ihrem Pfarrer, zogen also die Blankenburger nach Schwarza, um sich den heiligen Esel zu erobern. Doch die Schwarzaer hatten rechtzeitig den Anschlag ihrer städtischen Nachbarn erfahren und stellten sich mit Dreschflegeln, Sensen und Heugabeln den Angreifern entgegen, um ihren teuren Esel zu verteidigen; ihr Dorfpfarrer stand an ihrer Spitze und leitete die Kriegerschaar. Auf der Streitau kam es nun zur erbitterten Schlacht, die von beiden Seiten mit Tapferkeit geführt wurde und manchem Helden um des heiligen Esels willen das Leben raubte. Einige Blankenburger schleichen sich unterdessen heimlich in das Dorf Schwarza, ergreifen den Esel, da dessen Wärter grade neugierig dem Kampfe zuschaut, und eilen mit ihrer Beute auf Umwegen über die Berge der Stadt zu. Ein Triumphgeschrei meldet den Streitern das Geschehene, die Blankenburger ziehen fröhlich vom Felde ab und die Schwarzaer verfolgen dieselben erbittert bis vor die Mauern der Stadt, die ihnen wieder Willen Umkehr gebieten. Erhitzt und von Schweiß triefend, wird nun der Esel in seinen schönen, neuen Stall gebracht und durch starke Wehr gegen einen Ueberfall gesichert; wohl befriedigt über diesen Ausgang legen die tapfern Blankenburger ihr müdes Haupt zur Ruhe, nachdem der Pfarrer sie gesegnet und sie ihrer Siegesfreude in einem frommen Lobgesange Ausdruck gegeben

haben. Leider aber sollte ihr Glück nicht lange dauern, denn als sich am andern Morgen die ganze Bürgerschaft und viele Leute der Umgegend versammelten, um durch eine feierliche Messe die neue Eselswallfahrt gebührend einzuweihen, fand man den durch so viel Blut mühsam errungenen Esel als eine Leiche in seinem schönen, neuen Stalle; die Entführung hatte ihn übermäßig ermüdet und so seinen Tod herbeigeführt. Da wollte wenigstens jeder Blankenburger noch eine Reliquie von dem Wundertiere haben und so wurde der todte Esel in viele kleine Stücke gehauen und unter die Bürgerschaft verteilt; besser wäre es gewesen, wenn sie das edle Tier ausgestopft und in der Kirche als heilige Reliquie zur Erbauung der Gemeinde dauernd aufbewahrt hätten.

Nach Witzschel.

18.

Die sieben Schwestern.

In der Nähe von Blankenburg liegt die Neumühle; dieselbe war ehedem im Besitze von sieben Schwestern, welche ehelos in Tugend und Frömmigkeit ihr Leben beschlossen. Da sie keine nahen Verwandten hatten, so vergabten sie den größten Teil ihrer reichen Felder der Kirche zu Blankenburg, indem sie voraussetzten, daß die Einkünfte derselben den Armen zu Gute kommen würden. Diese That erschien dem Pfarrer so rühmlich und nachahmenswert, daß auf seine Veranlassung in der Kirche die aus Holz geschnitzten Bilder der Schwestern aufgestellt werden sollten, damit die Gemeinde durch deren Anblick erbaut würde. Nun entstanden aber über den Platz Meinungsverschiedenheiten. Der Pfarrer betrachtete einen Raum am Altare als den zweckmäßigsten, einige Gemeindemitglieder dagegen waren der Ansicht, daß dieser Raum für die Apostel und Heiligen vorbehalten werden müßte. Der Pfarrer setzte nun zwar anfangs seinen Willen durch, allein viele Leute bestanden später auf die Ueberführung nach einer weniger günstigen Stelle so entschieden, daß hierzu auch Anstalten gemacht

wurden. Da stellte sich nun heraus, daß der Pfarrer ganz recht gedacht hatte, denn die Bilder suchten auf alle Weise ihren Altarplatz zu behaupten. Sobald eins derselben von dort entfernt worden war, entstand ein fürchterlicher Lärm in der Kirche; es wurde an den Thüren und Fenstern derselben gerüttelt, die Schwarza trat über ihre Ufer und überschwemmte die Kirche und erst, nachdem das Bild wieder an die alte Stelle gesetzt war, trat Ruhe ein und die Plagen hörten auf. So mußte man denn den frommen Schwestern ihrem Willen gemäß den bevorzugten Platz auch lassen.

Mündlicher Bericht.

19.

Die gute Weinsuppe.

Ein ehrsamer Bürger Blankenburg's hat einmal eine besonders gute Weinsuppe zu essen bekommen, wie sie sonst auf den Tisch einfacher Leute nicht gesetzt zu werden pflegt. Das ist so gekommen: Der Mann geht eines Sonntags früh nach der Kirche mit seiner Frau über Land, und als nun die Dienstmagd, die daheim bleibt, fragt, was sie zum Mittagsbrote kochen soll, spricht er im Scherze: „Koche eine gute Weinsuppe, daran wollen wir uns bei der Rückkunft gütlich thun!“ Die Magd, welche den Scherz für Ernst nimmt, fragt weiter: „Woher soll ich denn den Wein dazu nehmen?“ — Das ist ganz einfach,“ — erwidert jener, indem er nach den Trümmern der alten Burg zeigt — „dort liegt der Keller voll Wein, du brauchst nur davon zu holen!“ Indem die beiden Bürgersleute fortgehen, ergreift die Magd eine große Kanne, steigt den steilen Burgberg hinauf und tritt in das alte Gemäuer. Da sieht sie eine Thür, die nach ihrer Meinung zu dem besagten Keller führen muß, findet einen Schlüssel im Schlosse, öffnet und kommt in ein großes Gewölbe, das mit mächtigen Fässern angefüllt ist. An dem ersten derselben steckt ein Hahn, den dreht sie auf, füllt die Kanne und schickt sich an wieder fortzugehen. Indem sie noch darüber nachdenkt, warum ihr

Herr sie nicht schon öfter nach diesem Weinkeller geschickt habe, vernimmt sie den Ruf: „Nimm auch den Hahn vom Fasse mit!“ Das findet die Magd nicht auffällig und steckt denselben gemächlich ein; dann steigt sie herab zur Stadt. Hier wirft sie den Faßhahn auf das Topfbrett und kocht dann die bestellte Suppe. Als ihre Herrschaft zurückkommt, trägt sie auf den sauber gedeckten Tisch die duftende Suppe. Der Hausherr ist über dieselbe sehr erstaunt, noch mehr aber als er sie kostet und den für dieselbe verwendeten Wein ganz vorzüglich findet. „Wie bist du zu diesem herrlichen Weine gekommen?“ fragt er die Magd. „Nun, er ist aus dem großen Weinkeller auf der alten Burg, in den ihr mich geschickt habt!“ gibt sie zur Antwort. „Du bist närrisch!“ — ruft der Mann — „dort gibt's alte Steine, aber keinen Wein!“ — „Ei, wenn ihr mir nicht glauben wollt, — sagt die Magd — „so seht euch doch den Faßhahn an, den ich vom Schloßkeller mitgebracht habe!“ Und nun holt sie den Hahn herbei, sie besichtigen denselben und finden zu ihrem Erstaunen, daß derselbe von reinem Golde ist und ganze drei Pfund wiegt. Das war ein Sonntag, wie die Leute ihn schöner und froher nicht wieder verlebt haben.

Nach der Thuringia von 1843.

20.

Das gespenstische Heer.

Bei Rudolstadt hat es früher gar manchmal eigentümlichen Spuk gegeben, so unter anderm am Weihnachtsfeste 1811. Da steht nämlich früh nach 9 Uhr auf dem Schlosse ein Wachtposten und blickt hinab in's Thal; plötzlich bemerkt er zu seinem Erstaunen ein großes Heer fremder Truppen, die von Saalfeld aus im Anmarsche sind. Sofort macht er von seiner Wahrnehmung auf dem Schlosse Anzeige und der Fürst und seine Umgebung blicken zum Fenster hinaus. Richtig, es nahen die Schaaren der Stadt, und doch weiß man sich gar nicht zu erklären, woher dieselben so plötzlich kommen. Der Fürst befiehlt, daß einige Herren vom Hofe dem Heere entgegenreiten und diese machen sich,

von vielen Leuten begleitet, auf den Weg. Auf der Kunststraße können sie deutlich erkennen, daß es Würtemberger und Franzosen sind, auch unterscheiden sie die Waffengattungen recht gut von einander, jedoch, als sie bei der Brücke angekommen sind, an welcher sich die Straßen nach Saalfeld und Stadt Ilm von einander scheiden, ist der ganze Zug in nichts zerflossen und die Abgesandten kehren unter Kopfschütteln wieder nach Rudolstadt zurück.

Nach derselben.

21.

Die Zwerge beim Bergbau.

Daß die Zwerge gar gute Bergleute sind und besser als irgend ein anderer die Schätze aus der Tiefe heraufzufördern und zu verarbeiten verstehen, ist gemeinhin bekannt und es gibt in Thüringen viele Orte, an denen sie gar fleißig geschaffen haben. Auch bei dem Flecken Wallendorf an dem Flüßchen Lichte ist sonst ein Bergwerk gewesen, an dem die Zwerge emsig mitgewirkt haben, um die Kupfererze zu fördern und zu zerhämmern. Wenn die Bergleute dort Feierabend machten, dann kamen regelmäßig sechs Zwerglein und blieben die ganze Nacht über bei der Arbeit, durch die sie mehr Erze zu Tage brachten, als alle Bergleute zusammen in ihrer Schicht. Die Besitzerin des Walldorfer Gutes, die alte Bergrätin Hammann, wurde hierdurch immer reicher und reicher, und da sie wohl wußte, wem sie ihr Glück verdankte, ließ sie nachforschen, auf welche Weise sie wohl den kleinen Leuten sich dankbar erweisen könnte. Da berichteten die Bergleute, daß die Zwerglein sehr schlecht bekleidet und zerlumpt einhergingen, weshalb ihnen wohl mit einer besseren Bekleidung gedient sein möchte. Sogleich ließ die Bergrätin sechs neue Kleidungsstücke aus gutem, bunten Stoffe anfertigen und als Geschenk vor den Eingang des Hauptstollens legen. Da haben die Zwerglein richtig die alten mit den neuen Kleidern vertauscht, aber sind auch sofort abgezogen, indem sie sagten:

„Nun haben wir unsern Lohn,
Drum ziehen wir auf und davon!"*)

Das war aber verderblich für das ganze Werk; wilde Wasser hemmten bald die Arbeit der Bergleute und konnten nicht bewältigt werden, so daß dieselben die Stollen aufgeben mußten. Noch jetzt kann man bei Walldorf auf Schmiedefeld zu die verschütteten Stollen des verlassenen Werkes erkennen.

Nach Brückner.

22.

Das Riesenfräulein.

Im Schwarzathale haben einst Riesen gehaust, wie an manchen andern Orten auch. Auf der Hünenkoppe hatte eine Riesin mit ihrer Tochter ihre Burg, wie schon der Name besagt. Nun ging das Riesenfräulein eines Tages hinab zum Gemeindeberge und fand, daß daselbst sich kleine Wesen regten — es war ein Bauer, der mit einem Ochsengespann das Feld pflügte. Das Fräulein freute sich der kleinen Gestalten, raffte sie in ihre Schürze zusammen und trug sie, als wäre es ein Spielzeug, hinauf zu ihrer Mutter. Diese aber machte ein gar ernstes Gesicht und sprach: „Mein Kind, das kleine Wesen, welches die Tiere führt, gehört zu dem Volke der Menschen, das zwar nicht die Größe der Riesen hat, aber diesen ebensoviel Schaden wie Nutzen bereiten kann; darum nimm alles, was du da bringst, wieder zusammen und trage es zu der Stelle zurück, an welcher du es gefunden hast!" So mußte das Riesenfräulein den Bauer ruhig weiter arbeiten lassen. — Nach einiger Zeit haben die Riesen die dortige Gegend verlassen, noch jetzt aber ist zu Dittersdorf bei Blankenburg die Erinnerung an dieselben frisch geblieben!**)

Nach Witzschel.

---

*) Vgl. die ähnlichen Sagen im II. Hefte Nr. 73 und hier Nr. 41.
**) Vgl. zu dieser Sage das ebenso betitelte Gedicht von A. v. Chamisso.

23.

Wie das Dorf Langenschade entstand.

Von dem Ursprunge des Dorfes Langenschade erzählt folgende Sage: Der Teufel flog einst hoch durch die Luft und trug in seiner Schürze eine Menge Häuser mit sich davon. Da ist es von Ungefähr gekommen, daß aus einem Loche der Schürze ein Haus nach dem andern herausfiel, ohne daß es der Teufel bemerkte. Zufällig schaute er jedoch einmal rückwärts und wurde nun gewahr, daß er einen guten Teil seiner Last verloren hatte; da rief er ärgerlich aus: „Das ist Schade!" So entstand der Ort Langenschade, welcher nur vier und fünfzig Häuser hat und doch fast ein Stunde lang ist, von seiner Entstehung aber hat er seinen Namen erhalten.

Nach Grimm.

24.

Das rote Mäuslein.

Schon mancher hat durch eine unüberlegte Handlung, bei der er sich nichts Arges dachte, großes Unheil angerichtet und dieselbe hernach schwer bereut. So ist's auch einer Zofe gegangen, wie aus folgender Sage ersichtlich ist: Auf dem Edelhofe zu Wiebach bei Saalfeld saß zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einst das Gesinde beisammen, um Obst zu schälen. Darunter befand sich auch eine Magd, die, plötzlich von Müdigkeit überfallen, aufstand und sich abseits auf eine Bank ein wenig zum Ruhen niederlegte. Nicht lange Zeit darauf sehen die übrigen Mägde, wie der schlafenden Magd zum offenen Munde ein rotes Mäuslein herauskriecht, das dem offenen Fenster zueilt, hinausläuft und eine Weile fortbleibt. Da steht eine Zofe auf, geht zu der entseelten Magd und wagt es, obgleich die übrigen Mägde sie davon abzumahnen suchen, dieselbe zu rütteln und sogar auf eine andere Seite zu bewegen; worauf die Vorwitzige sich wieder an ihren Platz begibt. Nach einiger

Zeit kehrt das rote Mäuslein, das aus dem Munde der Magd gekrochen ist, wieder durch das Fenster zurück, läuft nach der ihr bekannten Stelle, kann sich aber nicht zurecht finden und den Mund der Magd nicht erreichen; da verschwindet es und die Magd ist und bleibt „mausetodt.“ Hernach hat die vorwitzige Zofe ihr Leben lang sich die heftigsten Vorwürfe gemacht; was half es ihr aber? ihre Reue kam zu spät.

Nach demselben.

25.

Der Wassermann und die Kindfrau.

Eine alte Kindfrau vernahm tief in der Nacht eine laute Stimme vor ihrer Thür, welche sie aufforderte sich schleunig anzuziehen und mit zu einer kreisenden Frau zu kommen. Als sie vor das Haus trat und die herrschende Dunkelheit bemerkte, sprach sie zu dem Manne: „Wartet ein wenig, ich will erst aus der Stube eine Laterne holen, damit wir uns in der Finsterniß zurecht finden können!“ Der Mann sagte aber: „Das laßt nur sein, ich will euch schon ohne Licht den rechten Weg führen!“ Und nun verband er sogar der Kindfrau die Augen mit einem dicken Tuche, daß sie heftig erschrak und um Hülfe rufen wollte; doch jener suchte sie zu beruhigen und versicherte so bestimmt, es solle ihr kein Leid zu teil werden, daß sie sich ohne Widerstreben fortführen ließ. Nach einiger Zeit merkte die Frau, daß ihr Führer mit einer Rute in's Wasser schlug und sie immer tiefer hinabstiegen, bis sie in eine Stube kamen. Hier nahm der Mann der Kindfrau das Tuch wieder von den Augen und brachte sie zu seiner kreisenden Frau, welche im Bette lag; er selbst verließ das Zimmer. Als das Kindlein zur Welt gekommen und gebadet, auch die Mutter wohl gebettet war, sprach die letztere heimlich zu der Kindfrau: „Ich bin ein Christenmensch, wie ihr, doch der böse Wassermann hat mich weggeführt und zum Weibe genommen. Am dritten Tag frißt er alle meine Kinder, ihr könnt es selbst sehen, wenn ihr am dritten Tage

zu eurem Teiche kommt; dann werdet ihr das Wasser blutrot gefärbt sehen. Euch aber gebe ich den freundlichen Rat, daß ihr für eure Mühe nur so viel nehmt, als ihr von anderen bekommt, denn sonst dreht er euch den Hals um." Kaum hatte die Wöchnerin ausgeredet, so kam der Mann wieder in die Stube und sah gar wild und zornig aus; als er aber alles wohl verrichtet und geordnet fand, lobte er die Kindfrau und warf einen großen Haufen Gold auf den Tisch, indem er sprach: „Nehmt euch hiervon, so viel ihr wollt!" Da sagte die Kindfrau: „Ich will von euch nicht mehr haben, als ich von anderen Leuten bekomme, gebt mir das auch, oder wenn es euch nicht gefällt, so will ich auch dies nicht und ihr mögt mich alsdann nur sicher wieder heimbringen!" Der Wassermann gab zur Antwort: „Ei, ihr seid ja recht klug; es ist euer Glück, daß ihr genügsam seid!" Hierauf gab er ihr den gewöhnlichen Lohn und führte sie in derselben Weise, wie er sie hinabgeführt hatte, wieder zur Oberwelt hinauf. Die Kindfrau hat zwar am dritten Tage nicht nach dem Teiche gesehen, da sie sich fürchtete, diese Begebenheit aber hat sie nachmals ihrer Tochter, die auch Kindfrau war, erzählt und diese hat dieselbe auf der Pfarrei zu Breulieb bei Saalfeld dem Pastor ganz genau berichtet, so daß sie wohl wahr sein mag.

Nach Grimm.

26.

Die Schätze der Barfüßerkirche zu Saalfeld.

Die Barfüßerkirche zu Saalfeld wurde von den Mönchen verlassen, als die Reformation eintrat. Zuvor haben die Mönche erst noch viele Schätze vergraben, unter anderen auch eine Orgel mit lauter silbernen Pfeifen. Natürlich ist oft schon der Versuch gemacht worden diese Schätze zu heben, was indeß bisher nicht gelungen ist. Einst waren Bergleute damit beschäftigt, einen eisernen Kasten mit dünnen Silbermünzen herauszuheben, da wurde bald der eine bald der andere bei seinem Namen gerufen, doch kehrten sie sich nicht daran und fuhren mit der Arbeit fort. Nun fängt

auf einmal die Decke an zu brennen, was einen der Bergleute dermaßen in Schrecken setzt, daß er laut „Feuer" ruft, worauf alsbald der Kasten wieder in die Tiefe sinkt. Ein dabei stehender Schüler greift noch schnell nach dem Kasten und erlangt eine ganze Hand voll Münzen, von denen er dem Herzoge und mehreren Gelehrten einige gebracht hat.

Eigenthümlich ist auch das Begegniß, welches allhier der Conrector der Schule, die später in dem alten Barfüßerkloster eingerichtet war, gehabt hat. Als derselbe eines Abends an der Kirche vorüberwandert, findet er dieselbe zu seiner Verwunderung hell erleuchtet, ihren Eingang offen und in demselben den Herzog und einen Kupferschmied, den er genau kennt. Da der Kupferschmied dem Conrector winkt, kommt dieser herbei und tritt, nachdem er ohne Worte gegrüßt hat, in das alte Gebäude ein. Der Herzog geht nun voran und die beiden andern Leute folgen nach. Merkwürdiger Weise stehen jetzt die Kanzel, der Altar und die silberne Orgel an ihrer früheren Stelle, doch die Kirchstühle im unterem Raume fehlen. Bergleute fahren in ihren Hunden Schutt in dem Schiffe herum und schütten denselben auf die Füße des Conrectors, so daß derselbe sie zornig anblickt; da jedoch der Kupferschmied wieder winkt, spricht er kein Wort und läßt die Leute weiter arbeiten. Hernach geht der Herzog die Treppe hinauf zur Orgel, der Kupferschmied hinterdrein und auch der Conrector folgt nach einigem Besinnen. Da er die beiden nicht in der Nähe sieht und die schönen silbernen Pfeifen der Orgel ihm verführerisch entgegen schimmern, denkt er, dieselben seien sicherlich ihm bestimmt, und nimmt von ihnen, so viele er fortbringen kann; dann steigt er wieder die Treppe hinab, um die Kirche zu verlassen. Siehe, da kann er keinen Ausgang finden und an dem Orte, wo vorher die Thüre gewesen ist, starrt ihm ein ganzer Haufen von Todtengebeinen schrecklich entgegen. Halt! denkt er, das ist deshalb, weil du die silbernen Pfeifen ausführen willst! schnell steigt er wieder zur Orgel empor und stellt die Pfeifen an ihren Ort. Als er nun hinabkommt, findet er richtig den Ausgang und enteilt durch denselben, so schnell er kann. Kaum ist er fort, so vernimmt er hinter sich ein eigentümliches

Geräusch und erblickt beim Umdrehen eine fürchterliche Gestalt in der Kirchthür, welche ihm mit einer ungeheuren Keule droht. Froh, sein Leben gerettet zu haben, und an allen Gliedern zitternd, kommt der Mann zu Hause an. Als andern Tages der Conrector seine Erlebnisse erzählt, gerät er in eine gar üble Lage, denn da der Herzog, wie man erfährt, zu gleicher Zeit nicht sein Schloß verlassen hat, ist derselbe sehr entrüstet zu erfahren, daß er als leibhaftes Gespenst in der Barfüßerkirche umgegangen sein soll; ebenso leugnet der Kupferschmied auf das entschiedenste seine Anwesenheit in dem alten Gotteshause. Unter solchen Verhältnissen bleibt dem alten Conrector nichts weiter übrig als seine Angaben zu beschwören. — Nachmals ist noch oft, aber vergeblich nach der silbernen Orgel gesucht worden, zuletzt hat man indeß das Nachgraben unterlassen, weil man in Erfahrung brachte, daß dieselbe nur gehoben werden könne, wenn man zwei Menschenseelen opferte; dies zu thun hat man selbstverständlich aus Gewissensbedenken unterlassen.

Nach Witzschel.

27.

Der hohe Schwarm und der Kessel bei Saalfeld.

Bei Saalfeld hat einst eine Festung der Sorben gelegen, an dem Orte, der noch heutzutage die „Sorbenburg" oder der „hohe Schwarm" genannt wird. Von den hohen Wällen und den tiefen Gräben, welche dieselbe umgaben, ist jetzt wenig mehr zu sehen, doch weiß die Sage von ihr noch mancherlei zu erzählen. Ehe die wilden Sorben diese Burg erbauten, ließen sie eine weiße Taube mit Glöcklein auffliegen, um aus deren Fluge und Niederlassen den Ort zu erkennen, welchen die Götter für die Burg bestimmten. Die Taube flog davon und setzte sich nach einiger Zeit auf eine hohe Eiche in der Nähe des heutigen Saalfeld; diesen Ort wählte man nun sofort zum Platze der Festung. Als man aber die Eiche umhauen wollte, um den Grund zu legen, kam ein großer Bienenschwarm aus dem hohlen

Stamme derselben hervor und hing sich an den Baum; so ist's denn gekommen, daß man die Burg nachmals den „hohen Schwarm" genannt hat. — Auch sonst findet man bei Saalfeld Spuren von der früheren Ansiedlung der Sorben, so nennt man einen Ort im Walde in der Nähe der hohen Eiche den „Kessel" oder das „wendische Gericht" und erzählt, daß daselbst die Sorben ihr Gericht abgehalten haben. Und das mag richtig sein, denn man hat vor längerer Zeit daselbst noch steinerne Tische und Bänke in der Erde befestigt gesehen und an einer alten Eiche nicht weit davon eine verrostete Kette gefunden, an welcher die verurteilten Missethäter gehangen worden sind. Wie man sich denken kann, ist auch jetzt noch der Ort nicht geheuer und man will dort mancherlei schreckhaften Spuk bei Nacht bemerkt haben.

Nach Witzschel.

28.

Die Jungfrau mit dem Barte.

In einem Kloster zu Saalfeld lebte vor langer, langer Zeit eine schöne Königstochter als Nonne. Ein mächtiger König sah sie zufällig und entbrannte in so großer Liebe zu ihr, daß er sie durchaus zur Gemahlin begehrte. Die Königstochter wollte aber ihr Gelübde nicht brechen und wies des Königs Bewerbungen unaufhörlich zurück. Als sie sich nun gar nicht mehr vor dem mächtigen Manne retten konnte, erhob sie ihre Augen betend zu dem Himmel und flehte Gott an, er möge zu ihrer Rettung die Schönheit des Leibes von ihr nehmen und ihr Häßlichkeit verleihen. Und Gott erhörte wirklich ihr Gebet und ließ von Stund an in ihrem Antlitz einen häßlichen Bart hervorwachsen. Als der König solches sah, geriet er in unbändige Wut und ließ die Jungfrau an's Kreuz schlagen. Dort konnte die Arme nicht sogleich sterben, sondern mußte unter unbeschreiblichen Schmerzen etliche Tage nach Erlösung schmachten. Da kam ein frommer Spielmann herbei, der wollte ihr durch den Klang seiner Geige die Schmerzen lindern und die

Todesnot versüßen. Schon hatte er lange gespielt und Müdigkeit überfiel ihn also gewaltig, daß er sich nicht auf den Beinen zu erhalten vermochte, da ließ er sich auf die Knie nieder und setzte so sein tröstliches Spiel fort. Der heiligen Jungfrau gefiel dasselbe so gut, daß sie dem Spielmann zum Lohne und Andenken einen köstlichen Pantoffel von ihrem Fuße herabfallen ließ, welcher mit Gold und Edelsteinen besetzt war. Noch jetzt ist die Erinnerung an diese Geschichte zu Saalfeld lebendig, denn wenn man über die Brücke des Saalstromes geht, so kommt man an eine Treppe, durch welche man zu einer mitten im Wasser gelegenen Kirche geführt wird. Dort sieht man als Zeichen der Stadt in Stein gehauen eine gekreuzigte Nonne, vor welcher ein Mann mit einer Geige kniet, der neben sich einen Pantoffel liegen hat.

Nach Grimm.

29.

Die Roggenmuhme.

Als einst zur Erntezeit schlechtes Wetter war, zwang ein Edelmann in der Nähe von Saalfeld eine arme Sechswöchnerin von seinem Gesinde mit auf's Feld zu gehen und unter den anderen Frauen Garben zu binden. Die Frau nimmt ihr kleines Kindlein mit hinaus und legt es auf den Acker, während sie arbeitet. Ueber eine Weile sieht der Edelmann, welcher die Aufsicht führt, ein Erdweib mit einem Kinde kommen und dies mit dem Kinde der Bäuerin vertauschen. Dieses falsche Kind fängt bald an gewaltig zu schreien und die Bäuerin läuft herbei und will dasselbe stillen, der Edelmann wehrt aber ab und befiehlt der Frau so lange zurückzubleiben, bis er es sagen würde. Die Frau dachte, daß jener es thäte, damit sie für ihn ungestört weiter arbeiten könnte, und fügte sich nur mit Widerstreben und unter großem Kummer. Das Kind schrie unterdessen aus Leibeskräften weiter, da kam endlich das Erdweib wieder, legte das gestohlene Kind hin und nahm ihr weinendes Kind zurück. Nachdem der Edelmann dies gesehen hatte,

rief er alsbald die Bäuerin und hieß sie mit ihrem Kinde nach Hause gehen. So wurde der Sechswöchnerin ihr Kind glücklich gerettet, hätte dieselbe aber das Kind des Erdweibchens gestillt, so hätte sie dies an Stelle ihres eigenen behalten müssen. Der Edelmann hat seitdem nie wieder eine Kindbetterin zur Arbeit gezwungen. Jenes Erdweibchen aber soll zu den „Roggenmuhmen" oder „Kornweibern" gehört haben, von denen die Leute auch in der Mark Brandenburg, in der Altmark und im Lüneburgischen zu erzählen wissen und die gern die Kinder rauben und vertauschen.

Nach demselben.

30.

Der Wechselbalg zu Goßwitz.

In der Rockenstube zu Goßwitz hatte man Feierabend gemacht, denn die Mitternachtsstunde hatte eben geschlagen und Burschen wie Mädchen rüsteten sich zur Heimkehr. Da sprachen die Mädchen ängstlich: „Wenn wir nur nicht an dem alten Keller vorüber müßten, in dem es nicht geheuer ist!" Die Burschen lachten darüber, obwohl sie im Grunde ihres Herzens selbst vor dem bösen Kellergeiste Furcht hatten, der in dem alten Gemäuer hauste; ja, sie erboten sich sogar, demjenigen Mädchen auf gemeinsame Kosten einen neuen Rock machen zu lassen, welches noch in dieser Nacht beweisen könnte, daß es bei dem Kellergeiste gewesen sei. Als nun alle Mädchen schon bei dem Gedanken zitterten und erklärten, so etwas dürfe man einer braven Jungfer nicht zumuthen, rief die Magd des Hauses, welche im Hintergrunde der Stube mit dem mißgestalteten Kinde ihrer Frau beschäftigt war: „Es gilt! ich gehe zum Kellergeiste, wenn ihr mir den Rock gebt, doch müßt ihr inzwischen auf das Kind achten. Nun suchten zwar alle die frische, kecke Magd von ihrem Vorhaben abzubringen, doch diese blieb bei demselben und ging furchtlos zur Stube hinaus, an den Dorfgärten entlang, und stellte sich vor das alte, verrufene Gemäuer hinter dem Schulzenhause, aus welchem, wie gewöhnlich zur Mitternachtsstunde, ein unheimliches Licht heraufflimmerte.

Als sie nun in die Vertiefung blickt, hört sie aus derselben den Ruf: „Guckst du, so werf ich!" Dreist entgegnet sie, indem sie in ihrer Stellung verbleibt: „Wirfst du, so hasch ich!" Der Ruf wiederholt sich und die Magd antwortet, wie früher. Als sich der Ruf zum dritten Male hören läßt, antwortet sie: „Wirf zu, ich hasche schon!" und dabei hält sie die Schürze auf. Siehe, da geschieht der Wurf wirklich und in der Schürze der Magd liegt ein Kind. Sofort eilt die Magd nach Hause, wo die jungen Leute mit großer Angst ihrer Rückkunft harren und sie bei derselben neugierig umringen. Auch der Hausherr und die Hausfrau treten herzu und alle sind über die schöne Gestalt des erbeuteten Kindes erstaunt, jene erkennen aber zu ihrer Freude zugleich in demselben ihr eigenes Kindlein, das ihnen von dem Kellergeiste geraubt und mit jenem scheußlichen Wechselbalge vertauscht worden war, das sie der Magd zum Warten übergeben hatten. Der Wechselbalg aber war jetzt verschwunden und das gestörte Glück des Hauses wieder hergestellt. Natürlich erhielt die mutige Magd ihren neuen Rock, die glücklichen Eltern aber fügten hierzu noch ein neues Mieder und eine Sonntagshaube und der schönste Bursche des Dorfes führte sie bald zum Traualtare.

Seit jener Zeit gab es keinen Wechselbalg wieder in Goßwitz und auch das nächtliche Licht ist nicht wieder in dem Keller beobachtet worden; wahrscheinlich hat der Kellergeist sich eine andere Wohnung gesucht.

Nach der Thuringia von 1841.

31.

Der verschmähte Kuchen.

An den „Eisengruben", einer Bergwand, welche von dem Wilhelmsdorf und Dobiau verbindenden Fußwege berührt wird, war ein Knecht mit Pflügen beschäftigt; da hörte er bei seiner Arbeit in der Nähe, ohne jemanden zu sehen, ein leises Geflüster und vernahm die Worte:

„Na Trude, flugs den Kehrbesen her!"
„Geduld, was eilt es euch denn sehr?"
„Will backen!"

„Back' heut ebenso,
Im Ofen brennt's schon lichterloh!"
„Nun gar, was backt ihr denn für Kuchen?"
„Vorbacken!" „Und ich Käsekuchen!"

Nun rief der Knecht vorwitzig: „Ei, wenn ihr ausgebacken habt, so bringt mir auch ein Stückchen von eurem Vorbacken und Käsekuchen!" Bald darauf legt sich der Knecht zur Mittagsruhe nieder, und als er erwacht und sich wieder an seine Arbeit machen will, findet er ein großes Stück Vorbacken und Käsekuchen auf seinem Ackerpfluge. Der Kuchen sieht recht einladend aus, doch graut dem Mann vor der unheimlichen Mahlzeit, weshalb er die Stücke vom Pfluge wirft. Sofort jedoch liegen sie wieder auf demselben; dadurch wächst die Angst und das Grauen des Knechtes und er schleudert den Kuchen so weit fort, wie nur möglich. Nun bleibt derselbe allerdings liegen, allein die Aufregung des Knechtes über den Spuk ist so gewachsen, daß er bald darauf erkrankt und stirbt.

Nach Börner.

32.

Perchtha's Ueberfahrt.

Zwischen Bucha und Wilhelmsdorf im schönen Saalthal wohnte einst Perchtha, die Königin der Heimchen, und verbreitete durch ihre unsichtbare Nähe ringsum Glück und Gedeihen. Mit ihren Kindern, den Heimchen, lebten die Einwohner im besten Einvernehmen und erfreuten sich bei ihren Arbeiten an deren Sprüngen und Spielen. Wenn die Bauern ihre vollen Erntewagen nach Hause fuhren, saß oft ein Heimchen mit Aehren umkränzt jubelnd auf dem Zugvieh und dann kam gewiß der Segen der Fluren sicher und wohlbehalten in die Scheuern. Breiteten die Leute auf ihren Wiesen die Heuschober aus, so geschah es nicht selten, daß ihnen aus denselben ein Heimchen freundlich entgegenkicherte und bei der Obsternte fiel bisweilen auch ein Heimchen mit der reifen Frucht vom Baume herunter und verschwand mit schalkhaftem Gelächter. Die Königin Perchtha aber

ließ durch ihre Heimchen die Felder und Wiesen der Leute bewässern, während sie selbst unter der Erde mit ihrem Pfluge das Land ackerte und herrlichen Samen ausstreute, indem droben die Leute ihre Felder bestellten. So ging es lange Zeit hindurch und die Leute führten mit der Heimchenkönigin ein zufriedenes, sorgenfreies Dasein. Da geschah es, daß sich dieselben mit der Perchtha veruneinigten und diese beschloß, die Gegend zu verlassen. Am Perchthenabend wurde der Fährmann des Dorfes Altar noch spät, um die zwölfte Stunde, geweckt und sah, als er zum Saaleufer kam, eine hehre Frauengestalt, von weinenden Kindern umgeben. Da dem Manne einfiel, daß grade Perchthenzeit sei, so wollte er sich schnell wieder in seine Behausung zurückziehen, allein die Königin forderte ihn unter Drohungen auf, die Ueberfahrt zu bewirken. Als der Mann sein Fahrzeug losgemacht hatte, trat Perchtha ein und ließ von ihren Kindern einen Ackerpflug und andere landwirtschaftliche Gerätschaften gleichfalls hineinbringen, was dieselben unter Wehklagen über den Abzug ausführten. Nachdem der Schiffer die Königin mit ihrem Geräte und eine große Zahl der Heimchen hinübergefahren hatte, befahl Perchtha auch noch die zurückgebliebenen Heimchen zu holen. Der Fährmann führte diesen Befehl aus. Unterdessen hatte Perchtha am Ackerpfluge gezimmert, deutete nun auf die Späne und sprach zu dem Manne: „Nehmt das als Lohn für eure Mühe!“ Jener hatte denn doch etwas besseres erwartet, deshalb steckte er nur drei der Späne ein, warf dieselben bei seiner Heimkehr auf das Fensterbrett und legte sich selbst geängstigt in's Bett. Zu seinem Erstaunen hatten sich die Späne am Morgen in drei Goldstücke verwandelt.*)

Nach Börner.

33.

Die Moosleute und der wilde Jäger.

Bei Saalfeld hat man in der Heide vielfach Moosleute gesehen, welche an dunkeln Orten und in Höhlen unter

*) Diese Sage von Perchtha's Ueberfahrt wird auch sonst an der Saale und weißen Elster erzählt.

der Erde zu wohnen pflegen und mit Moos ganz bekleidet sind; man fand sie meist auch auf grünem Moose liegen. Nun erzählt man sich in jener Gegend allgemein, daß diese Moosleute vom wilden Jäger viel zu leiden haben. Einst hatte ein Bauer, Hans Krepel mit Namen, in jener Heide Holz gehauen und legte dasselbe zusammen; da trat ein Moosweibchen zu ihm und sprach freundlich bittend: „Wenn ihr, Vater, hernach Feierabend macht, so haut doch in den Stamm des letzten Baumes, den ihr umgehauen habt, drei Kreuze, denn das ist für mich und euch gut!" Als das Moosweibchen wieder fort war, sagte der Bauer vor sich hin: „Ach was! solch Gespenst kann viel sagen, ich thue, was ich will!" und damit arbeitete er ruhig fort und ging, ohne die Kreuze eingehauen zu haben, abends nach Hause. Am folgenden Tage ging er wieder in den Wald und begann seine Arbeit. Da kam das Moosweibchen wieder und sprach: „Ihr böser Mann, warum habt ihr gestern nicht die Kreuze eingehauen, wie ich euch sagte? Ihr würdet euch viel genützt und mir selbst geholfen haben, denn wir sind gestern von dem wilden Jäger hart gejagt worden. Wo wir dergleichen bezeichnete Baumstämme finden, sind wir vor dem wilden Jäger sicher!" Der Bauer erwiderte grob und unfreundlich: „Ach, laßt mich ungeschoren! Die Kreuze werden euch was Rechtes helfen, und mir fällt es gar nicht ein, euch euren Wunsch zu erfüllen!" Ueber solche Grobheit ergrimmte das Moosweibchen, fiel über den Bauer her und richtete ihn so übel zu, daß er sehr krank wurde, nur seine starke Natur half ihm wieder auf die Beine. Nachmals hat er es nie versäumt, die drei Kreuze auf den Baumstämmen einzuhauen und hat in Folge dessen nie wieder ein übles Begegniß gehabt. — Die Jagd des wilden Jägers auf die Moosleute ist auch in jener Gegend mehrfach vernommen worden. Einst ging ein Bauer aus Arntschgereute nahe bei Saalfeld auf das Gebirge, um Holz zu fällen, da hörte er den Jagdruf des wilden Jägers und das Gebell seiner Hunde, den wilden Jäger selbst aber bemerkte er nicht. Da trieb den Mann der Uebermut, daß er, während er seine Arbeit abmachte, fortwährend in den Jagdruf einstimmte, als wollte er mit jagen helfen. Am Abend ging

er ruhig heim. Als er am andern Morgen nach seinem Pferdestalle gehen wollte, fand er vor der Thür desselben ein Viertel von einem grünen Moosweibchen aufgehängt, gleichsam als sein Anteil an der Jagd. Das setzte den Mann in heftigen Schrecken und er lief, so schnell er konnte, nach Wiebach zu dem Junker von Watzdorf, den er als einen weisen Mann kannte und fragte densenlben, was er thun sollte. Der riet ihm, daß er das Fleisch ja nicht anrühren möchte, denn sonst würde der böse Jäger ihn anfechten. Diesen Rat hat der Mann berücksichtigt und so ist das Wildpret wieder fortgekommen und der Bauer ohne Anfechtung geblieben.

Nach Grimm.

34.

Das Waldweibchen im Hause zu Wilhelmsdorf.

Auch bei Wilhelmsdorf sind oft Moos- oder Waldweibchen gesehen worden; dieselben sind aber nicht bloß im Walde geblieben, sondern auch in die Bauernhäuser gekommen, wo sie sich durch Rat und That nützlich gemacht haben. Bei aller Gutmütigkeit haben sie sich jedoch auch oft lästig erwiesen, namentlich wenn man sie nicht pflegte und sich undankbar erwies. Ihren Freunden haben sie vielfach Schätze zugewendet, die ihnen gehörten. Einst hatte sich in einem Bauernhause zu Wilhelmsdorf ein Waldweibchen eingefunden, das fleißig und arbeitsam war und sich so nützlich machte, daß die Leute eine Magd ersparen konnten. Wenn die Bäuerin morgens aufstand, fand sie Küche und Stube bereits gekehrt und gescheuert und alles aufs beste geordnet. Auf Wiesen und Feldern ging alles so flink und glücklich von der Hand, daß auf diesem Bauernhof Heu und Feldfrüchte früher geborgen waren, als irgendwo anders. Hatte das Waldweibchen sein Tagewerk treu und fleißig vollbracht, so setzte es sich abends hinter den Ofen und gab den Leuten von dort aus mancherlei Ratschläge, auch besorgte es das Feuer, hob und schob die Töpfe zurecht und bereitete alles vor, wenn Brot gebacken werden sollte. Bei all diesen

großen Vorzügen hatte das Waldweibchen aber den großen Fehler, daß es hinter dem Rücken der Bäuerin von den Klößen und frischgebackenen Broten immer einen großen Teil für sich nahm und gierig verzehrte. Vergeblich hatte die Frau dieserhalb schon oft gescholten, da dachte sie: Hinfort will ich mich an das Waldweibchen nicht mehr kehren und seinem Rate zuwider handeln. Nun hatte das Waldweibchen auch gesagt:

„Pip kein Brot,
Schäl' keinen Baum,
Erzähl' keinen Traum,
Back' keinen Kümmel in's Brot,
So hilft dir Gott aus aller Not;"

drum buk die Bäuerin hinfort Kümmel in ihre Brote und pipte sie auch sämmtlich. Sie hätte dies jedoch besser unterlassen, denn als das Waldweibchen von diesem neuen Brote gekostet hatte, lief es unwillig zu dem Walde zurück und rief:

„Sie haben mir gebacken Kümmelbrot;
Das bringt diesem Hause lauter Not."

Und so kam es wirklich; die Familie kam in ihrem Wohlstande schnell dermaßen zurück, daß es ihr an Broten mit Kümmel und ohne Kümmel gebrach.

Nach Börner.

35.

Der zerbrochene Schubkarren des Waldweibchens.

Am steilen Schmiedeberge, da, wo der Weg von Wilhelmsdorf hinab zur Saale führt, traf einst ein Bauer ein Waldweibchen, das laut darüber jammerte und klagte, daß sein kleiner Schubkarren auf dem schlechten Wege zerbrochen sei. Da der Bauer Mitleid bewies, so bat ihn das Weibchen, das zerbrochene Rad ausbessern zu helfen. Der Mann hieb mit seiner Axt ein Bäumchen ab und machte das kleine Fuhrwerk wieder ganz. Das Weibchen sah seiner Arbeit zu und steckte dabei dem Manne wie zum Danke alle abfallenden Späne in die Taschen. Als der Bauer nach Hause ging, schien ihm die Versäumniß größer als sie gewesen war, und

ärgerlich über das unnütze Zeug, warf er die Späne wieder aus den Taschen. Nur ein einziger Span war unvermerkt stecken geblieben und diesen fand der Mann am nächsten Tage, in einen harten Thaler verwandelt, in seiner Tasche vor. Schnell eilte er nun zu der Stätte zurück, an welcher er die Späne fortgeworfen hatte, konnte aber keinen derselben wieder finden.

Nach demselben.

36.

Die goldene Wiege des Waldkindes.

Eine arme Bauersfrau aus Wilhelmsdorf hatte sich auf den Hungersberg begeben, um Holz zu lesen, da wurde sie durch das Geschrei eines Kindes tiefer in den Wald gelockt und fand in einer runden Baumrinde ein schreiendes Kind. Weil sie nun selbst daheim einen Säugling hatte, that ihr das Waldkind leid, sie setzte sich nieder und reichte demselben die Brust dar. Unterdessen kommt die Mutter des Kindes, das Waldweibchen, wundert sich und spricht:

„Bauernblut,
Du bist gut!
Mach' ich's quitt;
Reuen soll dich heut kein Schritt.
Gib geschwind
Mir mein Kind,
Und zum Danke nimm die schöne Wiege mit."

Mit diesen Worten gab sie der Bauersfrau die Baumrinde, in welcher das Waldkind gelegen hatte. Die Bauersfrau entgegnete: „Ich habe schon reichlich genug zu tragen, doch will ich euch den Willen thun!" Also nahm sie ihre Bürde auf den Rücken, brach sich von der Baumrinde ein Stückchen ab und warf es über die Achsel auf das gesammelte Reisig; dann ging sie zufrieden ihres Wegs nach Hause. Am andern Morgen findet sie in ihrem Reisighaufen einen hellglänzenden Goldsplitter und erkennt, daß das abgebrochene Stück der Baumrinde, welche das Waldweibchen ihr hatte mitgeben wollen, zu jenem edlen Metalle verwandelt worden war.

Nach demselben.

37.

Das Waldweibchen beklagt sein Männchen.

Ein alter Bauer in Wilhelmsdorf sitzt einst an einem kalten Winterabend mit seinen Leuten um den Tisch herum und jeder hat seine Beschäftigung vor sich. Da öffnet sich plötzlich leise die Thür und in die Stube tritt ein Waldweibchen, das ist ganz außer sich, ringt die Hände über dem Kopfe und ruft dabei einmal über das andere: „Hu, hu! der wilde Jäger hat jetzt mein Männel todtgeschossen, hu, hu!“ Der Bauer ist gleich gefaßt, dreht sich um und spricht: „Da muß ja der wilde Jäger ein bitterböser Kerl sein; was hat dein Männel ihm denn gethan gehabt?“ Da hebt das Waldweibchen wieder an und sagt: „An euch Menschen liegt die Schuld und über uns geht es hinaus! So oft ihr ein Bäumchen auf dem Stamme driebt, so oft muß eins von uns sterben!“ Und nun hat's alle gebeten, das nicht wieder zu thun, und dabei immer „hu, hu!“ geschrien; alle aber haben's ihm auch durch Handschlag versprochen. Die alte Bauersfrau denkt, das arme, abgehetzte Ding wird gewiß Hunger haben und setzt ihm deshalb eine Schüssel voll Sauerkraut vor, den hat's auch gegessen, aber immer dazwischen „hu, hu!“ geschrieen und ist zuletzt hinter den Ofen gekrochen. Als am nächsten Morgen die Bauersfrau das Waldweibchen rufen will, ist's schon auf und davon gewesen.

Nach demselben.

38.

Das gezüchtigte Waldweibchen.

Ein Bauer aus Bucha bringt sein Heu in Haufen, da springt aus dem Buchenholze über der Wiese ein junges, munteres Waldweibchen hervor, wirft sich auf die Heuschober und zerstört gar mutwillig des Mannes mühevolle Arbeit. Vergeblich bittet er das Weibchen, solchen Unfug zu unterlassen, aber das mutwillige Ding hört nicht auf

und erwidert mit Lachen die Drohungen desselben. Dem Bauer geht natürlich zuletzt die Geduld aus, er greift zu seiner Harke und versetzt mit dem Stiele derselben der Kleinen einige derbe Schläge. Als nun das Waldweibchen laut aufschreit, springt aus dem Walde sein Männchen hervor und ruft zornig:

„Schau, schau!
Bauer du, was treibst du da mit meiner Frau!“

Der Bauer weist auf den angerichteten Schaden hin und erzählt ruhig, wie oft er vergeblich dem mutwilligen Weibchen dessen Treiben verwiesen habe, ehe er zu der Harke gegriffen. Nach kurzem Besinnen nimmt das Waldmännchen sein Weibchen bei der Hand und spricht:

„Wie du gethan,
So ist dein Lohn!
Hätt' er dich ohne Grund geschla'n,
Wär's um ihn gescheh'n!

Der Bauer hört noch, wie das Waldmännchen sein Weibchen über die Unart schilt und sieht beide dann im Walde verschwinden.

Nach Börner.

39.

Das Garnknäuel des Waldweibchens.

Ein Schäfer aus Wöhlsdorf trieb seine Heerde gewöhnlich nach dem Brandholze bei Ranis; dort hatte er seine Hürde und in derselben seinen kleinen Karren, in welchem er seine Mittagsruhe hielt und auch oft übernachtete. Einst kam ein Waldweibchen zu ihm und erzählte ihm viel von der Verfolgung, welche die Waldweibchen und Waldmännlein von dem wilden Jäger zu erleiden hätten und daß ihnen die Holzstöcke Zuflucht gewährten, auf denen drei Kreuze in einem Zwickel eingehauen wären. Da hatte der Schäfer Mitleid mit dem Weibchen und schnitt mit seinem Taschenmesser auf die Deichsel seines Karrens drei tiefe Kreuze ein. So kam es denn, daß das Weibchen, so oft der wilde Jäger im nahen Walde seinen Jagdlärm erhob,

4

herbei kam und sich auf die schützende Wagendeichsel setzte. Zum Dank hierfür schenkte das Waldweibchen dem Schäfer, der immer fleißig strickte, ein Garnknäuel, das nie ein Ende nehmen sollte, auch wenn er sein Leben lang davon strickte. Lange währte das freundliche Verhältniß zwischen dem Schäfer und dem Waldweibchen, und die Leute der Umgegend sahen oft fröhlich zu, wie das kleine Ding sich munter auf der Deichsel schaukelte und mit dem Schäfer plauderte, während dieser daneben saß und emsig von seinem Garnknäuel strickte. Endlich aber merkte der wilde Jäger die Sache und beschloß der Freude des Hirten ein Ende zu machen. Eines Nachts brauste er mit seinem ganzen wilden Heere heran, und weil er das Waldweibchen nicht von den drei schützenden Kreuzen der Wagendeichsel herunterbringen konnte, brach er die ganze Wagendeichsel ab und führte das Weibchen auf derselben von dannen. Von dem Knäuel strickte der Schäfer immer weiter und erzählte jedem, der es wissen wollte, was es damit für eine Bewandtniß habe. Einst stritt er sich mit einem Bekannten, der die Sache nicht glauben wollte, und rief ihm endlich ärgerlich zu: „Ei, wickle doch selbst davon so viel los, wie du willst; dann wirst du sehen, daß ich nicht übertreibe, wenn ich behaupte, daß der Knäuel kein Ende nimmt. Als nun aber jener den Knäuel wirklich loswickelte, hatte dieser alsbald ein Ende.

Nach demselben.

40.

Das Brot voll harter Thaler.

Zwei Bauersfrauen gingen zusammen, leere Tragekörbe auf dem Rücken, von Steinsdorf in den nahen Wald und sprachen davon, daß sie am nächsten Morgen für ihren Haushalt Brot backen müßten. Da steht plötzlich ein Waldweibchen zu ihrer Seite und spricht in bittendem Tone:

„Backt doch ein Brot
Auch mir in meiner Not,
Groß oder klein —
Am besten, wie ein halber Mühlstein!“

„Ach" — sagen die Frauen — „wir haben daheim selbst viele Mäuler zu füttern und unser Backofen ist kaum groß genug, um für uns das nötige Brot zu backen!" Das Waldweibchen antwortet: „Da ihr also selbst wißt, wie Mangel thut und Armut drückt, so werdet ihr Erbarmen haben und mir ein Brot backen; legt es nur morgen hierher auf diesen dreifach bekreuzten Baumstock!" Darauf verschwand das Waldweibchen.

Die beiden Frauen überlegen die Sache hin und her und meinen zuletzt, daß sie sich des armen Dinges erbarmen müßten, damit es nicht am andern Morgen vergeblich nach Brot zu suchen hätte. Sie thuen also von ihrem gemeinsamen Mehlvorrate so viel, wie nötig ist, zusammen, backen davon ein Brot so groß, wie die übrigen, und tragen es dann gemeinsam an den bezeichneten Ort. Nach drei Tagen machten sie wieder zusammen den Weg in's Holz. Unterwegs sprach die eine zur anderen: „Ich möchte wirklich wissen, ob das Waldweibchen sein Brot abgeholt hat, laß uns einmal zusehen!" Sie gingen also zu der Stelle und fanden zu ihrer Verwunderung ihre Gabe noch scheinbar unberührt daselbst vor. Das wollte ihn gar nicht gefallen und sie meinten, wenn das Waldweibchen das liebe Brot nicht nähme, so könnten sie dasselbe daheim für ihre Familien recht gut brauchen. Sie nahmen also das Brot auf, siehe, da war dasselbe unterdessen gewaltig schwer geworden. Kopfschüttelnd schneiden sie das Brot auf, um nach der Ursache davon zu sehen — da rollten lauter blanke Thaler draus hervor. So war also ihre gute That reichlich belohnt worden.

Nach demselben.

41.

Das Futtermännchen.

Auf der Schäferei Ruppitz bei Ranis lebte einst ein Schafmeister, der hatte es besser als andere seines Berufes. Ein kleines Männlein besorgte ihm nämlich die Arbeit und er selbst führte ein behagliches und müheloses Leben.

Wenn er seine Heerde füttern wollte, so kam er zu spät, denn er fand dieselbe schon vollständig gefüttert, und was das beste war, er konnte an dem Futtervorrate nicht die geringste Abnahme bemerken. Dabei war seine Heerde die schönste und wollreichste der ganzen Gegend, und während anderen Schäfern oft ein großer Teil der Schafe wegstarb, kam unter den seinigen nie ein Krankheitsfall vor. Das alles dankte er dem kleinen Futtermännchen, so nannte man den unbekannten Wohlthäter; dasselbe schlich sich nämlich bei Nachtzeit in den Stall und trieb darin sein Wesen. Der Schafmeister that, als merkte er nichts und ließ den Kleinen nach Belieben schalten und walten. So war es manches Jahr hindurch gegangen und der Schäfer konnte nur wünschen, daß es immer so bliebe. Da geschieht es, daß derselbe an einem Wintertage bei tiefem Schnee zufällig in der Dämmerung die Fußtapfen seines Futtermännchens im Schnee abgedrückt sieht, und zu seinem Bedauern bemerkt, daß das Kerlchen barfuß laufen muß. Diese Not rührt ihn gar sehr und er denkt, daß das Futtermännchen es um ihn verdient habe, derselben überhoben zu werden. Sorgfältig nimmt er also an den Fußtapfen Maß, läßt nach denselben ein Paar niedliche Schuhe machen und trägt diese, als es Abend wird, in den Schafstall. Um selbst mitanzusehen, wie der Kleine sich über die Bescherung freuen werde, wählt er einen Versteck und erwartet mit gespannter Aufmerksamkeit die Ankunft des Stallgeistes. Freilich kam die Sache anders, als der Schäfer erwartet hatte. Als nämlich das Futtermännchen kommt, nimmt es die Schuhe in die Hand und spricht ganz traurig:

„Sie wissen nun, daß ich barfuß bin,
Und legen mir eine Belohnung hin;
Ich war so lange an diesem Ort —
Jetzt muß ich fort!“

Dabei ging der Kleine aus dem Stalle und kam nicht wieder; so mußte der Schafmeister nun seine Arbeit selbst thun, und was das schlimmste war, seine Heerde kam zurück; vielmals hat er später seine wohlgemeinte, aber unvorsichtige That bereut.

Nach demselben.

42.

Der Hirt und das Moosweibchen.

Als der Hirt von Moderwitz einst in der Nähe eines Gehölzes seine Heerde weidete, hatte er folgendes Begegniß: Er hatte sich unter einen Baum gesetzt und wollte eben sein Frühstück verzehren, da kam ein Mooswеibchen aus dem Walde zu ihm heran und sprach: „Gib mir ein Stückchen Brot, meinen Hunger zu stillen!" Der Hirt antwortete: „Warum denn nicht, wenn du mir zuvor ein Mittel für kranke Schafe sagen willst!" Das that das Mooswеibchen sehr gern und nannte dem Manne eine ganze Menge von Mitteln her; dann bat es wieder um ein Stückchen Brot. Da sagte der Hirt unfreundlich: „Nun ist's gut! die Mittel kenne ich, sieh zu, wer dir Brot gibt, von mir erhälst du keins!" Da lachte das Mooswеibchen laut auf und rief, indem es zu dem Walde zurückkehrte: „Ich habe dir viele Mittel gesagt, doch kennst du das beste noch nicht, das gegen den „Bettel;"*) du könntest froh sein, wenn ich es dir gesagt hätte!" Kurz darauf erkrankten sämmtliche Schafe des Hirten an jener Krankheit und starben.

Nach der Thuringia von 1842.

43.

Das verwünschte Bergwerk zu Wilhelmsdorf.

In der Nähe von Wilhelmsdorf wurde sonst reicher Bergbau getrieben, in welchem eine große Menge von Bergleuten Beschäftigung fand; jetzt hat dies längst aufgehört, und das kam so: Ein junger Bergmann hatte eine arme Mutter, welche schwer an der Gicht litt; die pflegte der brave Sohn redlich, so oft er Zeit fand; kochte ihr Suppe, wenn sie derselben bedurfte, trug sie von einer Stelle zur anderen und wich, wenn er von der Arbeit frei war, nie von ihrer Seite. Als er nun eines Morgens nach der Grube gehen will, spricht die Mutter zu ihm: „Hast du noch einen Augenblick

---

*) Eine schnell tödtende Krankheit der Schafe.

Zeit, so trag mich in den Garten hinaus, damit ich mich noch einmal der lieben Sonne freuen und den blauen Gotteshimmel und die Frühlingsblumen schauen kann!" Der treffliche Sohn besinnt sich nicht lange, nimmt die kranke Mutter auf den Arm und trägt sie ihrem Wunsche gemäß in den Garten hinaus; dort macht er ein weiches Lager zurecht und legt sie darauf. Wiewohl er nun so schnell wie möglich läuft, kommt er doch zu spät, denn er hat für die Mutter längere Zeit verwenden müssen. Als der Steiger ihm wegen seiner Verspätung heftige Vorwürfe macht, entschuldigt er sich bescheiden dadurch, daß er die Kindespflicht geübt habe. Aber der Steiger wird durch die Gegenrede nur noch zorniger und stößt in seiner Erbitterung den jungen Knappen hinunter in den Schacht; mit zerschmetterten Gliedern wird der Arme wieder emporgebracht. Das Gerücht dieses nichtswürdigen Frevels versammelt sofort die ganze Knappschaft und alle umstehen trauernd die Leiche des Jünglinges, den sie wegen seines biederen und kindlich frommen Sinnes lieb gehabt haben. Da tritt plötzlich auch die alte Mutter des Todten in den Kreis hinein, denn die Kunde von der Greuelthat ist zu ihr gedrungen, Verzweiflung hat ihre Kräfte gestählt und sie, hat sich zu dem Schachte aufgemacht. Einige Zeit schaut sie verzweiflungsvoll, ohne ein Wort zu sprechen, auf ihren todten Liebling, dann richtet sich ihre gebrechliche Gestalt hoch auf und indem sie eine an der Erde liegende Bürste ergreift und in die Tiefe des Schachtes hinabschleudert, ruft sie mit gewaltiger Stimme:

„Hu, hu!
Teufe du,
Schleuß dich zu!
So viel Haare,
So viel Jahre;
So von oben, so von unten,
Alle Zeit und alle Stunden,
Hart gebunden,
Fest gebunden;
Thu' dich zu,
Teufe du!"

„Thu dich zu!“ rief sie noch einmal mit starker Stimme und sank dann todt zu der Leiche ihres Sohnes nieder. Mutter und Sohn wurden von dannen getragen und gemeinsam im Schoße der Erde gebettet, denn ihre Augen hatten sich für immer geschlossen; geschlossen aber hatte sich auch das Bergwerk auf den Fluch der sterbenden Mutter des trefflichen Knappen. Mächtige Gewässer waren aus der Tiefe hervorgedrungen und verhinderten jeden weiteren Betrieb. Noch sieht man an einandergereiht die Schachtöffnungen, aber niemand wagt wieder hinabzusteigen, um die Schätze, welche in der Tiefe schlummern, zu heben. Erst wenn so viele Jahre verstrichen sind, wie die hinabgeschleuderte Bürste Haare hat, wird der Bergbau wieder beginnen können, und dann kann ein Glücklicher auch den goldenen Hirsch heben, der im Wachthügel, am äußersten Ende der Gruben, steht. Die Grube, in welche der junge Knappe hinabgestürzt worden ist, liegt am Ende der Schachtöffnungen, sie ist fast immer mit Wasser bis zum Rande gefüllt und in ihr haust eine Wasserfrau, welche ihre Wäsche gar oft zur Mittagszeit an der Oeffnung bleicht, wie viele Bewohner von Wilhelmsdorf mit eigenen Augen gesehen haben. In der Nacht schimmert ein unheimliches Licht aus der Tiefe und auch die Kindfrau des Dorfes ist einstmals dahingeholt worden, um ihres Amtes zu pflegen.

Nach der Thuringia von 1843.

44.

Der erschrockene Wichtel.

Bei Gössitz hat es vor Zeiten viele Wichtel gegeben und die Leute des Ortes haben mit ihnen mancherlei Abenteuer gehabt, doch sind sie gutartig gewesen und haben denselben nichts zu Leide gethan. Einst war eine Bauersfrau aus Gössitz auf ihrer Waldwiese im Schlingengrunde damit beschäftigt, den letzten Heuschober auszubreiten, als sie zu ihrem Entsetzen auf dem Schober ein ganz kleines graues Männlein sitzen sieht, nicht größer als eine aufrecht sitzende Katze, mit dem Rücken ihr zugekehrt. Die Frau

weiß erst nicht, was sie machen soll, da sie indeß mit ihrer Arbeit fertig werden und doch den kleinen Mann nicht anreden will, so wagt sie es, mit der Harke von hinten das Heu nach und nach abzuzupfen, bis der Schober zusammenfällt. Der kleine Mann hat erst gar nichts gemerkt, als aber der Haufen zusammenfällt, kreischt er laut auf und ringt sich mühsam aus dem Heu, das ihn bedeckt hat, empor. Da kommt alsbald aus dem nahen Gehölze ein ganzer Haufe solcher kleinen Wichte heraus und fragt mit drohender Geberde:

„Sag an, sag an,
Eckele, hat es dir was gethan?"

Der Wichtel aber schaut immer noch höchst verwundert den eingestürzten Haufen an, schüttelt den Kopf und spricht:

„Ei, ei!
Das Ding fiel nur so ein,
Ich purzelte hinterdrein,
Da möchte eins nicht schrein!
Ei, Ei!
Das ist mir lieb,
Daß ich nicht drunter stecken blieb!"

Hierauf lief er, was er nur laufen konnte, ohne auf die Bauersfrau Rücksicht zu nehmen, von seinen winzigen Kameraden begleitet, in den Wald hinein.

Nach derselben.

45.

Das Kind mit dem Thränenkruge.

Eine junge Frau zu Wilhelmsdorf verlor ihr einziges Kindlein und war darüber ganz untröstlich. Jede Nacht eilte sie zu dem Grabe des Kindleins hinaus und vergoß dort viele, viele Thränen. Als sie nun auch in der Nacht vor dem Dreikönigstage an dem Grabe saß, sah sie nicht weit von demselben Perchtha vorüberziehen und bemerkte, daß hinter den anderen Kindern ein ganz kleines einherging, das ein ganz durchnäßtes Hemde anhatte und mit großer Mühe einen Krug voll Wasser trug. Vor einem Zaune, den

Perchtha überschritt und die übrigen Kinder leicht überkletterten, blieb das Kindlein matt und traurig stehen. Da ging die Frau hinzu, um es über den Zaun zu heben, und erkannte nun ihr eigenes verstorbenes Kindlein. Dieses sprach, während es auf den Armen der Mutter ruhte:

„Ach, wie warm ist Mutterarm! —
Mutter, weine nicht so sehr,
Denn mein Krug wird gar so schwer!
Jede deiner Zähren
Muß ihn mehr beschweren,
Und im Geh'n ohn' Unterlaß
Schüttet er mein Hemdlein naß!"

Da drückte die arme Mutter ihr Kindlein nochmals an's Herz, weinte sich noch einmal recht herzlich aus und versprach ihm dann, hinfort nicht mehr zu weinen.

Nach Börner.

46.

Das versunkene Schloß.

Ganz nahe dem Dorfe Kleingeschwende hat einst ein Schloß gestanden, das ist Eigentum eines Fräuleins gewesen, welches allgemein geehrt und geliebt wurde. Niemand kehrte ungetröstet und unbeschenkt von dem Schlosse zurück und wer des Obdachs oder der Pflege bedurfte, der pochte nicht umsonst an dessen Pforte an. Viele, welche sich der Güte des Fräuleins zu erfreuen gehabt hatten, gaben später ihre Dankbarkeit durch Geschenke zu erkennen, und das Fräulein stellte dieselben dann in einem Gemache auf. Doch die schöne und glückliche Zeit ging vorüber und das Schloß mit dem milden Fräulein versank in den Erdboden, niemand weiß warum. Nur noch ein runder Hügel ist an jener Stelle jetzt sichtbar, ringsum denselben ein breiter und tiefer Graben, doch erscheint das Fräulein bisweilen dort einzelnen Menschen bei nächtlicher Stunde. Einst zogen Musikanten spät in der Nacht an dem Wallgraben vorüber, welche bis dahin in Reitzengeschwende zum Tanze aufgespielt hatten. Einer von ihnen gedachte an die Geschichte des guten

Fräuleins und beschloß demselben zu Ehren ein Stück zu spielen. Während die übrigen also gleichzeitig weitergehen, kniet er auf dem Walle nieder und bläst ein rührendes Lied. Kaum ist er mit demselben zu Ende, da steigt vor seinen Augen das Fräulein aus der Tiefe empor, durchschreitet den Graben, tritt zu ihm heran und reicht ihm einen goldenen Becher mit Wein dar. Der Spielmann ergreift denselben und leert ihn mit gewaltigem Zuge. Das war ein Trunk, wie ihn der Mann sein Leben lang noch nicht bekommen hatte. Wunderbar gestärkt, eilt er seinen Genossen nach und erzählt ihnen das Glück, welches ihm gelächelt habe. „Wo hast du denn aber den goldenen Becher?“ fragen jene — „der war mehr wert als sein Inhalt!“ Treuherzig erwiderte der Spielmann: „Bei dem köstlichen Trunke habe ich an den Becher nicht gedacht!“ „Desto besser!“ — rufen die habgierigen Burschen — „begnüge dich mit dem Weine; wir wollen uns den Becher holen!“ — Unter spöttischen Bemerkungen über die Thorheit ihres Kameraden gehen sie wieder zu dem versunkenen Schlosse hinauf und fangen schon aus der Ferne an allerhand Stücke zu blasen, um sich den goldenen Becher zu gewinnen, doch bevor sie noch den Wall erreichen, bricht ein wilder Bär aus demselben hervor und zerreißt sie.

Nach der Thuringia von 1843.

47.

Vom Henneberge bei Heberndorf.

Ein Mann aus Heberndorf wanderte einst am Sylvesterabende ziemlich spät von Weitisberge wieder heim. Da nun ein furchtbares Schneegestöber wütet, so verläuft er sich und gerät in ein Dickicht, in dem er mehrere Stunden lang vergeblich umherirrt. Von Angst gequält, läuft er endlich zum Berge hinauf, um sich von dort aus nach einem Lichte umzusehen. Als er oben ist, schlägt es zwölf Uhr, da wird es mit einem Male rings umher hell und er steht vor dem großen Steine, welcher wie lauter Gold und Silber glänzt, während auf der andern Seite Ritter mit großen

Schwertern und andere mit Schüsseln guten, dampfenden Essens heraufgestiegen kommen. Der Mann duckt sich nieder und schaut unverwandten Blickes nach dem Schauspiele hin, welches sich seinen Blicken darbietet. Plötzlich überkommt ihn ein Reiz zum Nießen; soviel er sich auch zusammennimmt, kann er denselben doch nicht überwinden und er nießt so gewaltig, daß es weithin erschallt. Darüber fahren alle Ritter in die Höhe und zwei von ihnen nehmen ihn sofort beim Kragen und bringen ihn zu den übrigen. Hier muß er Rede stehen, wie er an den Ort gekommen ist. Er sagt alles der Wahrheit gemäß aus, worauf man ihn gehen heißt, doch unter der besonderen Ermahnung, daß er niemandem etwas von alle dem sagen möge, was er gesehen habe, denn sonst müsse er über's Jahr sterben. Das verspricht er und ein Ritter bringt ihn dann auf den rechten Weg, der ihn bald nach Hause führt. Seit dieser Zeit war der Mann krank; seine Frau fragte ihn wiederholt, was ihm fehle, doch wollte er ihr nichts sagen. Allmählich wurde er indeß schwach und gestand der Fragerin alles. Seitdem schwand ihm vollends aller Appetit und in der nächsten Neujahrsnacht war er richtig todt.

Nach Sigismund.

48.

Perchtha untersucht die Spinnstuben.

Nachts vor dem Dreikönigstage untersucht Perchtha im ganzen Orlagau die Rockenstuben und bringt den Spinnerinnen leere Spulen mit dem Befehle dieselben in einer bestimmten, kurzen Zeit vollzuspinnen. Wehe, wenn die Mädchen dem Befehle nicht nachgekommen sind, denn Pertha bestraft sie alsdann mit Verwirrung und Verunreinigung des Flachses. Denjenigen, die an diesem Tage etwas anderes als „Zemmede" gegessen haben, schneidet sie bei dieser Gelegenheit den Leib auf, nimmt die anderen Speisen heraus, füllt die Eingeweide mit Wirrbüschen und Backsteinen aus und näht alsdann den Leib wieder zu, wobei sie sich statt der Nadel einer Pflugschar, statt des Zwirns einer Röhmkette bedient.

Zu Oppurg traf Perchtha bei ihrem jährlichen Umzuge in der Nacht vor dem Dreikönigstage einst die Spinnstube voll schäkernder Gäste. Voll heftigen Zorns reichte sie zwölf leere Spulen durch das Fenster und befahl, daß dieselben bei ihrer Rückkunft nach einer Stunde vollgesponnen sein sollten, widrigen Falls würde sie die Mädchen hart bestrafen. Vergeblich grübelten die armen Dinger darüber nach, auf welche Weise sie der Bestrafung würden entrinnen können, und darüber verstreicht eine Minute nach der andern; schon ist die Stunde ziemlich vorüber. Da springt ein keckes Mädchen auf den Dachboden, holt einen Wickel Werg und umwickelt damit die Spulen, worauf die Mädchen das Werg ein-, zwei-, auch dreimal mit Spinnfäden umgeben, so daß die Spulen wie voll aussehen. Als nun Perchtha zurückkam und die fertige Arbeit erhielt, zog sie kopfschüttelnd ab. —

Auch in Langendembach ist Perchtha erschienen, um die Spinnstuben zu prüfen. Dort lebte einst eine alte Spinnerin, die den ganzen Winter hindurch so fleißig spann, daß sie ein wahres Muster aller Spinnfrauen genannt werden konnte. Dieselbe wollte auch am Dreikönigstage ihre Arbeit wie sonst fortsetzen; da sprach ihr Sohn zu ihr: „Mutter, laßt's lieber heute sein, denn wenn Perchtha kommt, kann es euch übel ergehen!“ Die Alte antwortet: „Ei was! Perchtha bringt mir keine Hemden; ich muß sie mir selbst spinnen!“ Bald darauf wird das Fenster aufgeschoben, Perchtha schaut in die Stube, wirft eine Menge leerer Spulen in's Zimmer und befiehlt der Alten bei harter Strafe, dieselben in einer Stunde voll zu spinnen. In ihrer Angst macht die Frau sich dran und spinnt in aller Hast auf jede Spule einige Kreise, worauf sie sämmtliche Spulen in den Bach wirft, der an dem Hause vorüberfließt.

Dadurch muß Perchtha versöhnt worden sein, denn der alten Spinnerin ist nichts Uebles begegnet.

Nach Börner.

49.

Perchtha und die Spötterin.

In der Nacht vor dem Dreikönigstage ging eine Spinnerin aus der Spinnstube von Neidenberge nach Hause. Sie hatte ihren Rocken rein abgesponnen und war deshalb fröhlich und guter Dinge. Da kommt ihr entgegen den Berg hinan Perchtha mit einer großen Schaar ihrer Heimchen, welche allesammt von der Größe kleiner Kinder waren. Mühesam schoben die einen derselben einen schweren Ackerpflug, andere waren mit allerhand Wirtschaftsgeräten beladen; alle aber klagten laut, daß sie die Heimat verlassen müßten.*) Das kam dem Mädchen wunderlich vor und sie lachte plötzlich laut auf. Hierdurch wurden die Heimchen dermaßen in Schrecken gesetzt, daß sie den Pflug los und die Geräte fallen ließen; alles rollte den steilen Bergabhang hinab. Da ergrimmte Perchtha gewaltig, trat zu dem leichtfertigen Mädchen und blies dieselbe an, so daß sie augenblicklich erblindete. Die Unglückliche irrte die ganze Nacht umher und gelangte erst am nächsten Morgen mit Hilfe anderer Leute in ihr Heimatdorf Altar. Was sollte sie nun machen? Da sie nicht mehr arbeiten konnte, so mußte sie die Mildthätigkeit anderer Menschen in Anspruch nehmen, saß am Wege und bettelte die Vorübergehenden an. Nach Jahresfrist saß sie am Abende vor dem Dreikönigsfeste auch am Wege, und als nun Perchtha vorüberzog, ohne daß die Unglückliche dieselbe erkannte, bettelte sie auch diese an und erzählte derselben, wie es ihre Gewohnheit war, ihre traurige Geschichte. Da sprach Perchtha freundlich: „Es ist wahr; heute vor einem Jahre habe ich hier zwei Lichtlein ausgeblasen, ich will sie jetzt wieder anzünden!" und damit blies sie der Magd in die Augen und machte dieselben wieder sehend.

Nach demselben.

---

*) Vgl. in diesem Hefte die Sage Nr. 32.

50.

Die verwünschte Frau mit dem Kartoffelteller.

In dem Dorfe Moderwitz lebte eine böse zänkische und geizige Frau, die gegen alle Notleidenden hartherzig und unfreundlich war, und die Hungrigen, welche sie nur um ein paar Kartoffeln baten, schnöde von ihrer Thüre wies. Endlich wurde sie von ihrer Strafe ereilt, indem sie in ein kleines Hölzchen, das von Moderwitz gegen Köthnitz zu liegt, verbannt wurde. Dort erscheint sie noch jetzt oft und hält einen Teller in der Hand, auf dem drei Kartoffeln liegen; wer ihr dann begegnet muß bald darauf sterben. Einst war ein Bauer aus Steinbrücken damit beschäftigt, in jenem Walde Stöcke abzuhauen, als ihm jenes Weib erschien und, ohne ein Wort zu sagen, ihren Kartoffelteller hinreichte; dabei sah sie ihn bittend an, als wollte sie sagen: Nimm dir eine von den Knollen. Der Bauer lief aber erschrocken davon — und schon nach wenigen Tagen war er todt. Hätte er sich nur eine der Knollen genommen, so würde die Frau erlöst worden sein, und er selbst wäre vielleicht mit dem Leben davongekommen. — Auch der Oberförster von Arnshaugk ritt einst an jener Stelle vorüber; es war an einem rauhen stürmischen Abende, an welchem der Mond nur sehr selten aus dem Gewölk hervorblickte. Plötzlich wurde sein Pferd scheu und bäumte sich hoch auf, und als der Oberförster aufblickt, sieht er in dem bleichen Strahle des Mondes die Frau mit dem Kartoffelteller. Von Entsetzen ergriffen, gibt er seinem Pferde die Sporen und jagt im gestreckten Laufe davon; — schon nach wenigen Tagen starb er eines plötzlichen Todes.

Nach der Thuringia von 1841.

51.

Die Gräfin von Orlamünde.

Graf Otto von Orlamünde war gestorben und hatte eine noch sehr junge Witwe namens Agnes, eine geborene Herzogin von Meran, mit zwei Kindern hinterlassen, einem

Söhnlein von drei und einem Töchterlein von zwei Jahren. Die Witwe nahm auf der Plaßenburg ihren Sitz und hegte den Wunsch sich wieder zu vermählen, namentlich flößte der schöne Burggraf Albrecht von Nürnberg ihrem Herzen glühende Neigung ein und sie dachte Tag und Nacht darüber nach, wie es ihr gelingen möchte, denselben zu gewinnen. Da ward der Gräfin überbracht, der Burggraf habe gesagt, nur vier Augen ständen seinem Ehebunde entgegen. Da dachte die Gräfin, es seien ihre beiden Kinder gemeint, und verblendet durch die Liebe zu dem schönen Manne, faßte sie den furchtbaren Entschluß die unschuldigen Kleinen zu ermorden. Sie wußte einen ihrer Dienstmannen namens Hager durch reiche Geschenke zu gewinnen, daß er die entsetzliche That auszuführen bereit war. Als derselbe nun Anstalten zu dem Morde machte, schmiegten sich die Kindlein an den ihnen bekannten Mann und baten ihn ängstlich um ihr Leben. Der Knabe sprach:

„Lieber Hager, laß mich leben,
Ich will dir Orlamünden geben
Und auch Plaßenburg des neuen;
Es soll dich nicht gereuen;

Das Mägdlein aber sagte:

„Lieber Hager, laß mich leben,
Ich will dir alle meine Docken*) geben!"

Diese kindlichen Bitten ließen aber den harten Mann ungerührt und er vollbrachte die schreckliche That. Später, als Hager bei einer anderen Büberei ergriffen und auf die Folter gespannt wurde, gestand er den Mord ein und bekannte zugleich, daß ihn zwar der Tod des jungen Herrn sehr gereue, der habe aber doch schon gewußt, daß er Güter zu verschenken habe; viel größere Reue empfinde er deshalb, wenn er der Worte des unschuldigen Mädchens gedenke, das ihm ihr Spielzeug habe schenken wollen. Die Leichen der Kinder wurden von der Plaßenburg in das Kloster Himmelskron gebracht und dort an der Seite ihres Vaters beigesetzt, wo man ihre Gräber noch lange Zeit gezeigt hat.

---

*) Puppen.

Als der Burggraf die böse That der Gräfin erfuhr, wendete er derselben mit Abscheu den Rücken und sprach: „Nicht der Kinder Augen habe ich gemeint, sondern die Augen meiner Eltern; zwischen uns kann niemals ein Bund geschlossen werden!“ Später heiratete er eine Gräfin von Henneberg. Da brach der Gräfin von Orlamünde das Herz; von Reue und Schmerz gequält, eilte sie mit fliegenden Haaren durch die langen Gänge der Plaßenburg, dann hinaus vor das Schloß und hinab in das Thal nach Himmelskron. Auf diesem Wege marterte sie sich selbst dadurch, daß sie Schuhe trug, welche inwendig mit Nadeln und Nägeln besetzt waren; dies hatte zur Folge, daß sie am Eingange der Kirche von Himmelskron todt niederfiel. Noch heute bezeichnet ein Steinkreuz auf dem Wege von Kulmbach nach Himmelskron die Marterbahn der Gräfin. Vor ihrem Hinscheiden beichtete dieselbe noch reuig ihre schwere Schuld und gedachte mit rührenden Worten der unseligen Verblendung, durch die sie zu so schwerer Missethat verführt worden war. Das zweideutige Wort des geliebten Mannes, — so fuhr sie fort — durch das sie zu so schwerer Missethat verführt worden sei, wolle sie, wenn Gott ihr dieses Glück vergönne, dadurch vergelten, daß sie dem burggräflichen Hause in allen seinen Verzweigungen eine heilsame Warnerin sei. Sobald einem Gliede dieses Hauses das Ende bevorstehe, wolle sie aus göttlicher Kraft demselben erscheinen, damit er zur rechten Zeit dem Irdischen zu entsagen, sein Haus zu bestellen und wohl vorbereitet vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen vermöchte. Solcher Wunsch ist der sterbenden Gräfin erfüllt worden, und als „weiße Frau“ verkündet sie seitdem den Fürsten aus dem Hause der Hohenzollern den nahenden Tod.

Nach Grimm.

52.

Die Holzbilder in der Kirche zu Neustadt a. O.

Am Altare der Kirche zu Neustadt an der Orla befinden sich zwei Holzfiguren, von denen die eine einen Lindwurm tödtet, die andere eine Milchgelte in der Hand führt.

Diese Figuren stellen zwei Brüder vor, von denen der eine namens Ernst die Gegend von Neustadt von einem verderblichen Lindwurm befreite, während der andere in Neustadt eine große Feuersbrunst mit einer Gelte voll Milch löschte. Die Brüder sollen hierauf das Schloß Arnshaugk bei Neustadt erbaut haben. Zum Andenken an ihre Wunderthaten aber errichtete man später die beiden Bildnisse am Kirchenaltare zu Neustadt.

Thuringia 1842.

53.

Die Kröte auf dem Brotlaib.

An der Westseite des Rathauses zu Neustadt a. O. hängt an einer eisernen Kette ein steinernes Brot, auf dem eine Kröte sitzt. Von diesem Wahrzeichen erzählt man folgendes: Ein wohlhabender Bürger zu Neustadt übergab noch bei rüstigen Jahren sein ganzes Besitztum, Haus und Hof, seinen Kindern unter der Bedingung, daß sie ihn bis an seinen Tod nähren und pflegen sollten. Das waren die Kinder auch zufrieden und erfüllten lange Zeit ihre Verpflichtung getreu; als aber der alte Vater sehr betagt wurde, ward ihnen die Verpflichtung unbequem, sie behandelten ihn immer schlechter und verschlossen ihm endlich gar das Brot. Da mußte der alte Mann schließlich vor Hunger und Kummer jammervoll sterben. Kaum war er begraben, so fanden seine Kinder im Brotschranke auf dem Brotlaib eine große, giftige Kröte, und so oft sie Brot buken und dasselbe in den Schrank thaten, war auch die Kröte wieder da. Zur Warnung für böse Kinder hat deshalb der Rat von Neustadt jenes steinerne Brot mit der Kröte am Rathause öffentlich aufhängen lassen. Später hat man diesen Stein auch den Feld- und Gartendieben angehangen, wenn man dieselben an den Pranger stellte, um hierdurch die Strafe zu verschärfen.

Nach derselben.

54.

Vom Rothenstein.

Thalmann von Lunderstedt lebte in Feindschaft mit den Erfurtern und wurde auf der Flucht vor denselben einst zwischen Jena und Kahla an der Saale auf das härteste bedrängt, so daß es ihm unmöglich schien zu entkommen. In der Not spornt Thalmann sein Roß und sprengt mit demselben von dem Rothenstein in die Saale hinab; keiner wagt's ihm zu folgen, und er entkommt, ohne Schaden zu nehmen. Dem Thalmann hat's geglückt, hunderttausend andere werden's wohl bleiben lassen. — Unterhalb des Rothenstein's sieht man mehrere Hufeisen eingehauen, mit welchen es folgende Bewandniß hat: Ein schwedischer Trompeter wird im dreißigjährigen Kriege von Kroaten verfolgt; auf der Flucht kommt er auf die hohe, steile Felswand des Rothensteins und schaut entsetzt in die Tiefe. Da er nur die Wahl zwischen einer schimpflichen Gefangenschaft und einem schnellen Tod in den Fluten hat, zieht er den letzteren vor und wagt mit seinem Gaule den Sprung in die Tiefe. Glücklich kommt er unten an und glücklich trägt ihn auch sein Roß durch den Fluß an das jenseitige Ufer. Langsam weiter reitend, läßt er das Lied „Herr Gott, dich loben wir" erschallen; da knallt von der Höhe des Felsens ein Schuß aus dem Mordgewehr eines Kroaten und, tödtlich getroffen, sinkt der Trompeter von seinem Pferde. Die Hufeisen am Rothenstein erinnern an diese Begebenheit.

Nach Grimm und Witzschel.

55.

Der Kopf an der Brücke in Jena.

In Jena war einst vor alter Zeit ein vornehmer und reicher Ehebrecher in Haft gebracht worden und sollte mit dem Tode bestraft werden. Da fing er an seine Richter um Gnade anzuflehen und versprach, daß er an Stelle der

hölzernen Saalbrücke am Löbberthore eine schöne steinerne auf seine Kosten erbauen wollte, wenn man Gnade übte und ihm das Leben schenkte. Die Richter nahmen wirklich seinen Vorschlag an und verwandelten die Todesstrafe in die Verpflichtung zum Bau der steinernen Brücke. Als dieselbe vollendet war, ließ der Verbrecher seinen Kopf in Stein bilden und in einem Loche an der Westseite der Brücke einmauern, wo er noch heutzutage sichtbar sein soll.

Aus „Thüringen und der Harz."

56.

Der Kobold in Jena.

In Jena hat es vor Zeiten Kobolde gegeben, von denen noch jetzt erzählt wird. Von den Wirtshäusern der Stadt war ehedem der „gelbe Engel" das besuchteste, dasselbe war auch von einem Kobolde bewohnt, mit welchem sich die Wirtsleute übrigens ziemlich gut standen. Täglich verlangte der Geist ein halbes Stübchen Bier, dazu etwas Fleisch und andere Kost, wie sie eben vorhanden war; auch mußte ihm alljährlich ein neues rotes Kleidchen hingelegt werden. Geschah dies alles nach Wunsch, so verhielt sich der Kobold nicht allein ruhig, sondern er hielt auch die Ställe der Wirtschaft rein und brachte der Wirtsfrau mancherlei Dinge, die sie im Haushalte wohl verwerten konnte. Wurde etwas vergessen, worauf der Geist Anspruch zu haben glaubte, so wurde er unruhig und polterte umher, so daß man sich beeilen mußte seine Forderungen zu erfüllen. Der letztere Umstand machten den Kobold zu einer Last des Hauses, da man im Drange der Arbeit ja leicht ein Versehen begehen konnte. Deshalb ließen die Wirtsleute schließlich einen Jesuiter kommen, welcher den schlimmen Kunden glücklich gebannt haben soll.

Mündlich.

57.

Vom Fuchsturm.

Im Saalthale in der Nähe von Jena hauste ein wilder und böser Riese, der die Menschen Zwerge nannte und sie grausam behandelte. Seine Mutter war besser und machte ihm wegen seines wüsten Lebens öfter Vorwürfe; deshalb behandelte er auch diese schlecht und verstieg sich sogar bis zu Mißhandlungen derselben. Einst hatte die alte Riesin ihrem mißratenen Sohne abermals Vorstellungen gemacht, doch statt auf sie zu hören, ballte derselbe seine Fäuste und schlug nach ihr. Da verdunkelte sich plötzlich der Himmel, der Tag verwandelte sich in finstre Nacht, ein wilder Sturmwind brauste daher, der Donner rollte ganz fürchterlich und die umliegenden Berge stürzten auf den gottlosen Riesen nieder und bedeckten ihn vollständig. Aus diesem Bergesgrabe wuchs des Riesen kleiner Finger hervor, zur Strafe für ihn und zur Warung für die Kinder, die ihre Eltern nicht ehren. Noch heutigen Tages steht der Riesenfinger auf dem Hausberge bei Jena und führt jetzt den Namen Fuchsturm.

Nach Grimm.

58.

Wein aus der Kunitzburg.

Zu Kunitz bei Jena wurde einst eine Hochzeit gefeiert. Da nun unter den Gästen viele durstige Kehlen waren, so ging dem Hausherrn gegen Mitternacht der Wein aus. Derselbe verlor indeß nicht die Fassung, sondern gab der Magd Geld und sagte scherzend: „Geh hinauf auf die Burg und hole Wein!“ Das Mädchen welches im Orte noch ziemlich fremd war, nahm einen Krug und ging ohne Bedenken auf das Bergschloß, wo es an die erste beste Thür pochte. Eine weiße Gestalt öffnete diese und fragte nach dem Begehren der Magd. Als dieselbe ihr Anliegen angebracht hatte, stieg die Gestalt mit ihr in den Keller hinab, füllte den

Krug, lehnte aber jede Bezahlung ab. Bei der Rückkunft der Magd erkannten die Hochzeitsgäste den Wein als ein altes, treffliches Gewächs an und fragten woher derselbe wäre. Ueber die Erzählung waren sie alle außerordentlich verwundert, darauf behielt der Hausvater einen Teil des Weines zurück und zeigte die Sache in Jena beim Gerichte an. Darauf wurde das Mädchen eidlich vernommen und in Folge ihrer Aussage die Kunitzburg amtlich untersucht, allein man fand in derselben weder Faß noch Wein.

Nach Witzschel.

59.

Von der Saalnixe.

Daß in dem Saaleflusse Nixen wohnen, wissen die Leute an der Saale recht wohl, denn viele von ihnen haben dieselben schon gesehen, namentlich Fischer, welche mit ihrem Kahne auf dem Flusse oft bis zur späten Nacht verbleiben. Die Kleider dieser Nixen sind verschiedenartig gewesen; oft unterschieden sich dieselben wenig von den gewöhnlichen Trachten der Menschen, doch ist's auch vorgekommen, daß ihre Kleider von glänzend weißer Farbe waren, ihr Haar ist bald schwarz bald gelb gewesen. Einst faßte ein Mädchen, welches elternlos bei fremden Leuten lebte und von diesen schlecht behandelt wurde, den Entschluß seinen Tod in den Wellen der Saale zu suchen; es begab sich also in das Paradis bei Jena. Da nun fortwährend Leute hin und her gingen, so wurde das Mädchen lange an der Ausführung seiner Absicht verhindert und entschloß sich endlich, in das dort befindliche Badegehege zu klettern, um in demselben zu warten, bis der Abend herannahte. Als die Unglückliche nun dort auf der Bank lag, trat eine junge, schöne Frau herzu, gekleidet wie die höheren Stände, bat das Mädchen, von dem verderblichen Plane abzulassen und wußte es durch Gründe der Religion wirklich dahin zu bringen, daß die Arme sich entschloß ihr kummervolles Dasein ruhig weiter zu führen. Als das Mädchen der

Frau versprochen hatte, keinen Selbstmord zu begehen, verschwand die Frau. Das Gehege konnte, da es verschlossen war, nur überklettert und von dem Flusse her durch Schwimmen erreicht werden, dies sowie das plötzliche Erscheinen und Verschwinden der Frau spricht dafür, daß dieselbe niemand anders als die Saalnixe gewesen ist. — Einst hielt sich ein Maler besuchsweise in Jena auf, der hatte den absonderlichen Wunsch die Saalnixe kennen zu lernen, weshalb er, von einem in Jena wohnenden Maler begleitet, in dem Paradise am Saaleufer hin und her ging und allerhand Weisen auf der Guitarre spielte, welche er als diejenigen der Nixe kannte. Plötzlich überkommt diesen spielenden Maler eine seltsame Furcht, er sieht sich um und gewahrt hinter sich die Nixe in wunderbarer Schönheit und trotz des Zurufes des in Jena wohnenden Malers eilt er rasch an diesem vorüber der Saale zu, wo er verschwindet. Der andere ruft wiederholt und sucht mit den Leuten, welche herzukommen, besonders mit dem nahebei wohnenden Fischer, das ganze Ufer ab, findet jedoch an demselben Abende nichts; erst am folgenden Tage wird an dem oberen Ende des Paradises in der Nähe des Ufers ein Gegenstand bemerkt, der einem Hühnerkorbe ähnlich sieht. Bei näherer Untersuchung findet man, daß es die von dem Wasser ausgebreiteten langen Haare eines auf dem Grunde stehenden Menschen sind. Beim Herausziehen erkannte man den fremden Maler, den die Saalnixe mit sich in die Tiefe gezogen hatte. — Bei der Schneidemühle badete sich einst an einem Orte, der eigentlich nicht zum Baden benutzt werden darf, ein Fleischer aus Jena. Als er schon einmal von dem Paradise aus bis zur Schneidemühle geschwommen war und nun wieder umkehrte, wurde er an den Füßen festgehalten und an diesen unter das Wasser gezogen. Auf seinen Hilferuf schwammen einige weiter unten badende Leute heran, ergriffen ihn bei den Armen und versuchten ihn durch gemeinsame Anstrengung wieder loszumachen. Als dies endlich gelang, sah man an den Beinen des Mannes den mit Blut unterlaufenen Abdruck zweier großen Krallen. Da war es ganz unzweifelhaft, daß die Nixe ihn festgehalten und versucht hatte ihn niederzuziehen. —

Bekannt ist's bei Jena, daß die Saalnixe oft am Ufer in der Sonne ihre Wäsche trocknet. Eigentümlich ist es auch, daß der Saalfischer bei Jena, so oft sich jemand in der sogenannten Paradiessaale ertränkt, Abends von der Stimme des Ertrunkenen seinen Namen rufen hört, wie dies aus zahlreichen Beispielen bekannt ist. Uebrigens will die Nixe der Saale an einem bestimmten Tage ihr Opfer haben und viele Unglücksfälle von Menschen sind dadurch gekommen, daß dieselben hierauf nicht geachtet und an dem betreffenden Tage gebadet haben.

Nach Witzschel.

60.

Die Laterne von Kamburg.

Zu Leislau wohnte in einem großen Hause ein Mann, von welchem niemand wußte, womit er sich beschäftigte. Derselbe hatte einen einzigen Sohn, welchen er sehr streng hielt und in der größten Einsamkeit erzog. Als dieser erwachsen war, gelang es ihm zuweilen in der Abwesenheit des Vaters zu entkommen; dabei wurde er mit einem schönen Gänsemädchen bekannt, das er lieb gewann und hinfort, so oft er unbeobachtet war, besuchte. Einst wurde er durch die unerwartete Rückkunft seines Vaters in seinem Glücke überrascht, von dem unfreundlichen Manne in einen Wagen gesetzt und sofort nach Naumburg gefahren, von wo er später in's Cyriakskloster bei Kamburg als Mönch gebracht wird. Da er aber im Kloster sein geliebtes Gänsemädchen nicht zu vergessen vermag, so sucht und findet er Gelegenheit zu demselben zu gelangen. Durch eine Fallthür, die er zu öffnen und zu schließen weiß, gelangt er in's Freie, eilt mit einer Blendlaterne vom Kloster die sogenannte Mönchsschöppe herab und am Saalufer etwas aufwärts zu einem Kahne, der ihn hinüberführt, so daß er weiter über den Klausberg und Schinditz nach Leislau zu seiner Geliebten wandern kann. Dort verlebt er einige glückliche Stunden, dann kehrt er schnell zum Kloster zurück. Schon oft hatte er die Wege glücklich hin

und her gemacht, als er nun aber wieder einmal die Fallthür gehoben hatte und nach der Laterne greifen wollte, schlug plötzlich die Fallthür zu und schnitt ihm die Hand vom Arme. Am nächsten Tage fand man den jungen Mönch todt auf der Treppe, doch ohne die rechte Hand, welche mit der Laterne verschwunden war. Seit dieser Zeit macht die Laterne ihre Wanderungen weiter auf dem Wege nach Leislau und wieder zurück nach dem Kirchberge bei Kamburg, wo einst das Cyriakskloster gestanden hat.

Nach Witzschel.

61.

Die lachende Braut und der weinende Bräutigam.

In Naumburg lebte einst ein junges Brautpaar. Da geschah es, daß der Bräutigam von großer Wanderlust ergriffen wurde und trotz der Bitten der Braut in die Ferne zog; vorher übergab er seine Güter dem Mädchen zur Verwaltung. In der Abwesenheit des Bräutigams gab nun die Braut ihr Eigentum und dazu noch einen Teil der Güter ihres Bräutigams zum Baue des Domes her und widmete sich selbst als geistliche Braut Christi dem Nonnenstande. Als nun der Bräutigam endlich heimkehrte und seine Braut fragte, warum sie dies alles gethan habe, lachte sie und sprach: „Ich bin nun nicht mehr deine, sondern Gottes Braut, und habe ich auch etwas von deinem Gute mit verwendet, so darf dies dir nicht mißfallen, da es zu Gottes Ehren und zu deiner Seligkeit geschehen ist; auch wird das Gut, welches ich dir gelassen habe, für dich einen anständigen Unterhalt gewähren!" Da hat sich der Mann zufrieden gegeben und auch selbst noch zu dem Dombaue beigesteuert. Nachmals wurden im Dome zu Naumburg zwei Personen in Stein ausgehauen, von denen die eine weint, die andere lacht; das geschah zur Erinnerung an diese Begebenheit.

Nach Lepsius.

62.

Der Saalstrudel bei der Rudelsburg.

Die Besitzer der Rudelsburg und der Krainburg waren lange Zeit gute Nachbarn und treue Freunde. Der Fluß trennte ihre Besitzungen von einander und die Fischerei in demselben war ihnen gemeinsam. Der Herr der Krainburg hatte einen einzigen Sohn und der der Rudelsburg eine einzige Tochter und beide kamen dahin überein, daß diese Kinder sich mit einander vermählen sollten, damit der Bund der Väter in den Kindern fortbestände. Plötzlich wurde aber das gute Verhältniß der beiden Ritter dadurch gestört, daß der Rudelsburger, angereizt durch den Bischof in Naumburg, die Fischerei in der Saale allein in Anspruch nahm. Die frühere Freundschaft verwandelte sich nun in bittere Feindschaft und die gegen einander erbitterten Väter verboten ihren Kindern jede Zusammenkunft auf das strengste. Aber die Liebe macht alles möglich; des Nachts fuhr hinfort der Junker im leichten Schifferkahn hinüber, um seine Geliebte zu sehen und zu sprechen. Einst war der Jüngling auch wieder bei Nacht in seinen Nachen gestiegen, während ein schweres Gewitter am Himmel stand. Schon befand sich das Fahrzeug auf der Mitte des Flusses, als ein furchtbarer Sturm sich erhob, die Saale hoch emporschäumte und der Nachen umschlug. Vergeblich harrte die Jungfrau die Nacht hindurch auf den Geliebten, und als der Morgen heraufstieg, eilte sie den steilen Burgpfad hinab an den Strand der Saale. Da leuchtete ihr nahe am Ufer in dem Flusse ein roter Streifen entgegen und als sie nach demselben griff, hielt sie die Feldbinde des Geliebten in ihrer Hand, welche sie selbst ihm gestickt hatte. Alsbald erkannte sie den Tod ihres Geliebten und sank ihm nach in die Fluten. Dort aber, wo die beiden Liebenden ihr Grab gefunden haben, rauscht noch jetzt ein Strudel des Saalflusses.

Nach „Thüringen und der Harz.“

63.

Tod der Domherren zu Merseburg.

In der Stiftskirche zu Merseburg wurde vor alter Zeit stets vor dem Ableben eines jeglichen Domherrn Nachts ein großer Tumult vernommen, indem auf den Stuhl dessen, welcher sterben sollte, ein solcher Schlag geschah, als ob ein starker Mann mit geschlossener Faust einen gewaltigen Streich ausführte. Sobald die Wächter dies vernommen, welche wegen der vielen kostbaren Kleinodien in der Kirche unausgesetzt die Runde zu machen hatten, machten sie gleich andern Tages dem Domcapitel Anzeige. Das ist dann dem Domherrn, dessen Stuhl der Schlag getroffen hatte, eine persönliche Anzeige gewesen, daß er in drei Wochen an den blassen Reigen müßte.

Nach Grimm.

64.

Der Kampf der Sachsen und Thüringer.

Zu der Zeit, als die Thüringer noch im Lande Hadeln nahe der Nordsee wohnten, kamen auch die Sachsen dahin mit ihren Schiffen und verrieten ihre Absicht dort zu landen, und Wohnsitz aufzuschlagen. Da ergriffen die Thüringer die Waffen und begannen einen bittern Kampf gegen die Ankömmlinge, in welchem viele Helden erschlagen wurden. Endlich kam es, da die Thüringer im Vorteile waren, zu einem Vergleiche zwischen beiden Völkern; nach demselben sollte den Sachsen gestattet sein, bei den Thüringern sich Lebensmittel zu kaufen, doch sollten sie kein Land sich aneignen, auch nicht rauben oder plündern. Solcher Vertrag bestand einige Zeit unverletzt, als aber die Sachsen ihr Geld größtenteils verausgabt hatten und in Not kamen, erschien ihnen derselbe drückend und sie wünschten sich davon loszumachen. Da geschah es, daß ein Sachse, mit vielem Golde beladen und mit goldenen Ketten und Spangen geschmückt an's Land stieg. Ein Thüringer begegnete ihm und sprach: „Was willst du mit dieser Menge Goldes um

deinen abgezehrten Leib?" „Ich suche einen Käufer!" gab der Sachse zur Antwort. „Was giebst du mir dafür?" Höhnisch erwiderte der Thüringer: „Ich will dir dein Kleid voll Erde füllen; bist du damit zufrieden?" Der Sachse sagte: „Gut, ich bin es zufrieden!" und während er sein Gold hingab, erhielt er von einem in der Nähe liegenden Erdhaufen sein Gewand gefüllt. Beide gingen nun, zufrieden mit ihrem Geschäfte, von dannen. Die Thüringer lobten ihren Landsmann gar sehr wegen seiner Klugheit, die Sachsen aber konnten nicht begreifen, wie ihr Landsmann sein Gold gegen den Erdhaufen habe hingeben können. Dieser hieß sie schweigen und mit ihm an's Land gehen. Als sie ihm nun unter Kopfschütteln folgten, nahm er die Erde, die er gekauft hatte, uud streute sie so dünn wie möglich über die benachbarten Felder, wodurch er einen so großen Raum gewann, daß darauf ein Lager Platz finden konnte; dasselbe wurde nun sofort angelegt und befestigt. Da klagten die Thüringer über Vertrags- und Friedensbruch, die Sachsen aber entgegneten: „Wir sind unsern Vertragspflichten immer treulich nachgekommen, das Land aber, welches wir durch unser Gold redlich erworben haben, gedenken wir in Frieden zu behalten, oder, wenn es sein muß, mit den Waffen zu verteidigen!" Nun verwünschten die Thüringer ihren Landsmann, dessen Klugheit sie eben noch gepriesen hatten, als den Urheber ihres Unheils und stürmten wütend und ohne alle Ordnung gegen das Lager der Sachsen heran. Dieselben verteidigten sich in sicherer Stellung tapfer und ließen sich nicht wieder verdrängen. Nach langen harten Kämpfen wurde endlich verabredet, daß beide Völker an einem bestimmten Orte ohne Waffen zusammenkommen sollten, um sich wegen des Friedens mit einander zu verständigen. Nun führten aber die Sachsen heimlich unter ihren Röcken lange Messer mit, wie sie dieselben zu tragen pflegten, während die Thüringer ohne Waffen erschienen. Da nun die Sachsen ihren Vorteil erkannten, fielen sie über die arglosen und unbewehrten Thüringer her und stießen alle nieder, so daß nicht einer entkam. So bemächtigten sich die Sachsen der ganzen Gegend und wurden ein Schrecken für alle umwohnenden Völkerschaften.

Nach Witzschel.

65.

Attilas Schwert.

Ein Hirt weidete einst seine Heerde bei Eisenach, da bemerkte er von ungefähr, daß ein Ochse am Beine blutete. Er ging hin und sah etwas aus der Erde herausragen; als er es vollends ausgrub, fand er ein großes Schwert, das, wie alle glaubten, ursprünglich dem Kriegsgotte gehört haben mußte. Dieses Schwert schenkte der Hirt dem Könige Attila, welcher damals in Thüringen verweilte. Derselbe hat es bis zu seinem Tode geführt und seinen Erben hinterlassen. Die Mutter des Königs Salomon von Ungarn schenkte es dem Herzoge Otto von Baiern, weil Kaiser Heinrich III. durch dessen Vermittelung ihren Sohn wieder in sein Reich eingesetzt hatte. Herzog Otto schenkte es hernach dem Markgrafen Dedi dem jüngeren aus besonderer Liebe, dann kam es an Kaiser Heinrich IV., der es dem Ludolf von Merseburg schenkte. Dieser tapfere Mann hat es in mancher Schlacht ehrenvoll geführt, später aber das Unglück gehabt, daß er vom Pferde und in dieses Eisen stürzte, worauf er bald seinen Geist aufgeben mußte. Kaiser Heinrich IV. ließ diesen seinen Getreuen in der Klosterkirche zu Hersfeld prächtig beisetzen und schenkte den dortigen Klosterbrüdern zur Ruhe für seine Seele dreißig Hufen zu Mertenfeld.

Nach Grimm.

66.

König Rudolfs Hand.

Kaiser Heinrich IV. hatte viele Kämpfe mit seinem Gegenkönige Rudolf, denn diesen unterstützten viele der Fürsten, der Papst und die Bischöfe im Reiche. Aber auch Kaiser Heinrich hatte sichere und gute Freunde, besonders standen zu ihm die Städte. Nach langer Zeit kam es an der (weißen) Elster bei Merseburg zu einer heißen Schlacht, in welcher Rudolf den Sieg und die Hand verlor. Zum Tode verwundet, wurde er nach Merseburg gebracht und

hier sprach er zu den anwesenden Bischöfen, indem er auf die abgeschlagene Hand wies: „Dies ist die Hand, mit der ich meinem Herrn und Könige Treue geschworen habe; sehet, wohin mich euer unseliger Rat gebracht hat, der ich mit dem Reiche nun auch das Leben lassen muß!" Bald darauf ist er gestorben. Der Streiter aber, welcher dem meineidigen Rudolf die Schwurhand abschlug, hieß Gottfried von Bouillon und war Herzog von Niederlothringen; nachmals hat derselbe an der Spitze eines großen Christenheeres das heilige Grab den Ungläubigen entrissen.

Nach Eike von Repgow.

67.

Der Kelch mit der Scharte zu Merseburg.

Kaiser Heinrich II. hatte eine fromme und tugendsame Jungfrau namens Kunigunde, eine Tochter des Pfalzgrafen Siegfried bei Rhein, zur Gemahlin erwählt, weil er deren Tugend gar hoch achtete; mit der führte er ein frommes und keusches Leben, wie es Gott wohlgefällig war. Nun geschah es aber, daß die gute Kaiserin Kunigunde nichtswürdig verleumdet wurde, als habe sie einem jungen Herzoge ihr Herz geschenkt und sei dem Kaiser untreu geworden. Der Kaiser war von ihrer Unschuld wohl überzeugt, aber um des Volkes willen entschloß er sich zu bestimmen, daß seine Gemahlin ihre Tugend mit dem glühenden Eisen erwiese, wozu dieselbe gern bereit war. Da wurden in Gegenwart der Fürsten, Grafen und Ritter zwölf Pflugschare in einer Esse glühend gemacht und in des Kaisers Palaste auf die Erde niedergelegt und man hieß die Kaiserin darüber hinweggehen. Da sprach dieselbe: „So wahr ich unschuldig bin, wird mir Gott helfen, daß mich die Schare nicht verletzen noch verbrennen!" Also trat sie hinzu und ging über die glühenden Schare dreimal hinter einander, ohne verletzt zu werden. Da nahm Kaiser Heinrich sie in seine Arme und bat sie weinend, verzeihen zu wollen, daß er die Probe an ihr hätte vollziehen müssen. Alle, die zugegen waren, weinten da vor Freuden mit, Kaiser Heinrich

aber weihte zu Ehren des heiligen Laurentius dem Stifte zu Merseburg einen goldenen Kelch und eine Schale, welche mit edlen Steinen besetzt war. — Als nun Kaiser Heinrich II. starb, lebte in der Nähe von Merseburg ein frommer Einsiedler, der hörte in der Luft ein gewaltiges Rauschen von Teufeln, wie wenn ein großes Kriegsheer an seiner Zelle vorüberzöge; da beschwor er dieselben bei Gott, ihm zu sagen, wohin sie wollten. Sie sprachen: „Wir ziehen zu Kaiser Heinrich's Tode, um dessen Seele zu holen!“ Da beschwor sie der fromme Mann, ihm hernach wieder zu sagen, was sie erworben hätten. Die Teufel fuhren ihren Weg, der fromme Einsiedler aber betete unterdessen unausgesetzt für des Kaisers Seele. Bald darauf kamen die Teufel wieder zu dem Einsiedler zurück und sprachen: „Als des Kaisers Missethat seine guten Thaten überwiegen sollte und wir eben seine Seele in unsere Gewalt nehmen wollten, da kam der heilige Laurentius und warf einen Kelch in die Wage, daß demselben eine Scherbe ausbrach; also verloren wir die Seele.“ Da lobte der Einsiedler Gott aus vollem Herzen, daß er sein Gebet erhöret hatte, und that darauf den Domherrn von Merseburg diese Märe kund. Die fanden richtig den Kelch mit der Scharte, wie er noch jetzt zu sehen ist; es war derselbe Kelch, den Kaiser Heinrich einst dem heiligen Laurentius geweiht hatte.

Nach Grimm.

68.

Der Merseburger Rabe.

Im Schloßhofe zu Merseburg befindet sich ein großer Käfig, in welchem ein Rabe ernährt wird, zu dessen regelmäßiger Fütterung in der Rentamtsrechnung eine gewisse Menge von Gerste verschrieben wird. Das hat aber folgende Veranlassung: Bischof Thilo von Trotha, einer der Merseburger Kirchenfürsten, besaß einen kostbaren Ring, welchen er besonders wert hielt; derselbe kam ihm auf so unerklärliche Weise plötzlich fort, daß der Verdacht nur auf einen Diener fallen konnte, welcher sich bis zu dieser Zeit

treu und redlich bewährt hatte. Dieser Diener wurde auf die Folter gespannt und gestand unter den furchtbarsten Qualen fälschlicher Weise seine Schuld. Erbittert ließ der Bischof ihn zum Tode verurteilen und auch sofort die Hinrichtung vornehmen. Nach einiger Zeit wurde der Ring in einem Rabenneste gefunden, welches bei einem Baue von dem bischöflichen Schlosse herabgeholt worden war. Als nun Bischof Thilo erkannte, daß er seinen Diener unschuldiger Weise hingerichtet hatte, machte er sich die heftigsten Vorwürfe und nahm fortan zur warnenden Erinnerung an diesen unglücklichen Vorgang das Bild eines Raben mit einem Ringe im Schnabel in sein Siegel und Wappen auf; auch verordnete er, daß für alle Zeiten ein lebender Rabe zu Merseburg auf dem Schloßhofe unterhalten werden sollte. An all den Kirchen und Kapellen, die Bischof Thilo gebaut oder erneuert hat, ist noch heutzutage neben dem Stiftswappen, einem schwarzen Kreuze auf silbernem Felde, der Rabe mit dem Ringe als des Bischofs eigentümliches Wappen zu sehen, wie denn auch das Geschlecht derer von Throta seitdem jenes Abzeichen führt.

Nach Lepsius.

69.

Der Schellenmoritz.

In Halle hat vor Zeiten ein Bischof mit seiner Schwester gelebt, der hieß Moritz. Beide haben mancherlei Bauten ausgeführt; unter anderen baute der Bischof die Moritzkirche, seine Schwester die Moritzburg. Der Bischof aber war ein harter, böser Mann, quälte seine Bauleute über ihre Kräfte und trug, um sich denselben immer bemerklich zu machen, einen Gurt von Schellen. Wegen seiner Härte begaben sich die Bauleute zu einem großen Teile zu seiner sanften Schwester und halfen den Bau derselben so fördern, daß er viel eher vollendet wurde, als die Moritzkirche. Darüber wurde der böse Mann sehr zornig und beschloß sich an seiner Schwester zu rächen. Zu diesem Zwecke bot er derselben nach einiger Zeit scheinbar die Hand zur

Versöhnung und ließ ihr seinen Besuch anmelden. Da nun dieselbe die Tücke seines Herzens nicht kannte, ging sie ihm bis unter die Thore ihres Schlosses freundlich entgegen; er aber benutzte diese Gelegenheit, stellte sich, als wenn er sie umarmen wollte, und stieß ihr dabei einen Dolch in's Herz. Zur Erinnerung an diese nichtswürdige That wurde später das Bild der Prinzessin mit einem Dolche in der Brust über dem Thore der Moritzburg aufgestellt, wo es noch jetzt vorhanden sein soll; auch das Bild des bösen Bischofs mit dem Schellengurte ist noch in der Moritzkirche zu sehen und führt den Namen „Schellenmoritz."

Nach Witzschel.

70.

Gegen Nixen schützt Dosten und Dorant.

Eine Hallesche Wehmutter wurde einst bei Nacht von einem Manne zum offenen Stadtthore hinaus an die Saale geführt. Unterwegs bedrohte sie der Mann, daß sie nichts spräche und sich nicht muckste, denn sonst würde er ihr den Hals umdrehen; im Uebrigen solle sie getrost sein. Die Frau dachte, Gott werde sie behüten, da sie in ihrem Berufe ginge, und ließ sich nichts merken. An der Saale that sich alsbald das Wasser und weiter unten das Erdreich auf, sie stiegen hinunter und kamen an ein wunderschönes Schloß, in welchem ein niedliches Weibchen lag. Während nun der Mann hinausging, half die Wehmutter dem Weibchen und erfüllte glücklich ihre Berufspflichten bis zu Ende. Als alles vorüber war, sprach das Weibchen mitleidig: „Ach, liebe Frau, es jammert mich, daß ihr nun hier bleiben sollt bis an den jüngsten Tag, deshalb will ich euch meinen Rat nicht vorenthalten. Habt wohl Acht, mein Mann wird euch jetzt eine ganze Mulde voll Dukaten vorsetzen, nehmt aber nicht mehr, als euch andere Leute für eure Mühe zu geben pflegen, und wenn ihr dann zur Stube hinauskommt, so greift schnell an die Erde, da werdet ihr Dosten und Dorant fassen; wenn ihr dies nicht wieder fahren laßt, so werdet ihr frei bleiben und glücklich nach Hause kommen."

Gleich darauf kam der Nix in die Stube zurück, richtete seinen gelben Krauskopf empor, blickte die Frau mit blitzenden blauen Augen an und sprach, indem er auf eine große Mulde voll Gold zeigte: „Nimm da, soviel du willst!“ Die Frau nahm nur einen Goldgulden; da grinste der Nix noch gräulicher als zuvor und rief: „Du hast mit meinem Kalbe gepflügt, denn von dir selbst kannst du das nimmer haben; aber mein Weib soll das entgelten!“ Darauf führte er die Frau hinaus; dieselbe bückte sich alsbald und griff mit der Hand Dosten und Dorant. „Das hast du auch von meinem Weibe gelernt!“ sprach nun der Nix — „nun geh nur hin, woher du gekommen bist!“ Die Frau eilte was sie konnte, gelangte wieder an's Ufer, ging zur Stadt hinein und kam glücklich in ihrer Wohnung an.*)

Nach Grimm.

71.

Childerich und Basina.

Als Childerich, Merowigs Sohn, König der Franken war, ergab er sich einem schwelgerischen und unzüchtigen Leben; darob ergrimmten die Franken gegen ihn und nahmen ihm die Herrschaft, so daß er aus dem Lande fliehen mußte. Daheim ließ er einen vertrauten Freund, den bat er, daß er mit Schmeichelworten die gegen ihn aufgebrachten Gemüter versöhnen möchte, auch teilte er ein Goldstück; die eine Hälfte desselben nahm er mit sich, die andere ließ er seinem vertrauten Freunde, indem er sprach: „Wenn du mir deine Hälfte schickst und sie mit meiner Hälfte verbunden ein Goldstück ausmacht, so soll es mir ein Zeichen sein, daß ich ohne Furcht in meine Heimat zurückkehren darf!“ Also zog Childerich von dannen und ging nach Thüringen, wo er von dem Könige Bisinus und dessen Gemahlin Basina gütig aufgenommen wurde und mehrere

*) Vgl. zu dieser Sage Nr. 25 dieses Heftes.

Jahre verborgen lebte. Die Franken wählten inzwischen zu ihrem Könige den Aegidius, einen Römer. Der vertraute Freund des Childerich wußte aber den Auftrag desselben so trefflich auszuführen, daß er im achten Jahre einen Boten mit seiner Hälfte jenes Goldstückes an den flüchtigen König schicken konnte. Als Childerich den Beweis vor Augen hatte, daß die Franken wieder nach ihm verlangten und ihn zur Rückkehr aufforderten, kehrte er von Thüringen heim und wurde wieder in sein Königreich eingesetzt. Als er nun wieder in Ruhe sein Reich beherrschte, verließ Basina ihren Gemahl, den König in Thüringen, und kam zu Childerich. Dieser fragte sie besorgt, weshalb sie aus so weiter Ferne zu ihm käme; sie aber antwortete: „Ich kenne deine Tüchtigkeit und weiß, daß du sehr tapfer bist, deshalb bin ich gekommen und will bei dir wohnen; denn wisse, hätte ich jenseits des Meeres einen Mann gekannt, der tüchtiger wäre als du, ich würde gewiß darnach getrachtet haben, bei ihm zu wohnen!" Ueber diese Rede freute sich der König und nahm sie zur Gemahlin. Der Sohn beider hieß Chlodoweg und war ein gewaltiger und tapferer Streiter.

Nach Gregorius von Tours.

72.

Irminfried und Amalberga.

König Basinus teilte sein Reich unter seine drei Söhne Baderich, Irminfried und Berthar oder Bertharich. Irminfried vermählte sich mit Amalberga, der Schwester des Ostgothenkönigs Theoderich, um dadurch seine Macht zu vergrößern. Amalberga aber war eine gar stolze Frau und sah mit großer Mißgunst auf die Länder, welche Irminfried's, ihres Gemahles, Brüder beherrschten, denn sie wünschte das Reich ihres Gemahles mächtiger und größer zu haben. Lange und oft setzte sie ihrem Gemahle mit listigen Reden zu, daß er sich seiner Brüder entledigen und deren Länder sich aneignen möchte, doch wollte es ihr nicht gelingen Irminfried zu solcher Treulosigkeit zu bewegen.

Da deckte sie einst dessen Tisch nur zur Hälfte, und als er sie nach der Ursache dieser Sonderbarkeit fragte, antwortete sie: „Wer nur ein halbes Reich sein nennt und beherrscht, der hat auch nur Anspruch auf einen halbgedeckten Tisch!“ Ueber diese Rede sann Irminfried lange mit bösen Gedanken nach und beschloß endlich, nach dem Willen seines Weibes sich seiner Brüder zu entledigen. Zuerst überfiel er seinen Bruder Berthar, tödtete ihn mit eigner Hand und bemächtigte sich seines Reiches. Nun gedachte er sich auch Baderich's zu entledigen, fürchtete aber, daß seine Macht hierzu nicht ausreichen möchte; deshalb sandte er zu Theoderich, dem Könige der Franken, und ließ ihn zur Teilnahme an diesem Kampfe und zum Bündnisse einladen. „Wenn du ihn tödtest“ — ließ er ihm sagen — „so wollen wir sein Reich teilen und dir soll die Hälfte zufallen!“ Theoderich war gern zur Hülfe bereit und rüstete ein großes Heer, mit welchem er zu Irminfried kam und denselben unterstützte. Baderich und sein Heer unterlagen, er selbst fiel. Jetzt wurde Irminfried Alleinherrscher über das Reich der Thüringer, aber er vergaß seines Versprechens, das er dem Theoderich gegeben hatte, damit ihm sein Weib den Tisch nicht wieder halb deckte. Dadurch aber wurde hernach großes Unheil über das Thüringerland gebracht.

Nach demselben.

73.

Wie der Krieg der Thüringer mit den Franken begann.

Als hernach König Theoderich zu Irminfried sandte und von demselben sein Recht verlangte, antwortete ihm Irminfried freundlich, wollte aber nichts von einer Landabtretung wissen, bevor er sich mit seinen Mannen über dieselbe gründlich beraten habe. Bei dieser Beratung bewirkte Amalberga durch Iring, der ein Marschalk und heimlicher Rat ihres Mannes, dazu von listiger und gewandter Rede war, daß Irminfried, seiner ursprünglichen Absicht

zuwider, den Frankenkönig abwies und auf dessen Anerbieten, ein Bündniß mit den Franken abzuschließen, nicht einging, so nützlich dasselbe, wie viele Große der Thüringer urteilten, auch gewesen wäre. Ja der König Irminfried beschloß sogar, den Boten Theoderich's mit beleidigenden Worten an diesen zurückzusenden. Als nun der Bote zu Theoderich heimkehrte und die unweise Rede des Thüringerkönigs hörte, wurde er sehr zornig, sammelte ein großes Heer aus dem Frankenreich und verband sich auch mit seinem Bruder Chlotar, um von ihm unterstützt zu werden. Bald stand ein gewaltiges Heer vor Theoderich kampfbereit; da sprach derselbe also zu seinen Mannen: „Erinnert euch des großen Unrechts, das mir Irminfried zugefügt hat und seid auch eingedenk aller Schandthaten, welche euren Vorfahren von den Thüringern zugefügt worden sind. Sie haben unsere Geiseln schmählich ermordet und die Friedensverträge schändlich gebrochen; unsere Knaben henkten sie an den Bäumen und brachten mehr als zweihundert junge Mädchen gräßlich um's Leben. Dieselben haben, zwischen wilde Rosse gebunden, einen abscheulichen Tod erlitten, denn man trieb die Rosse aus einander, so daß die Aermsten mitten entzwei gerissen wurden. Auch schwere Lastwagen haben die Uebelthäter über unsere Mädchen getrieben und deren todte Leiber Hunden und Vögeln zum Fraße vorgeworfen. Das Volk ist treulos gegen euch gewesen, Irminfried ist nun treulos gegen mich; Gott wird mit uns sein und unsere Waffen segnen, denn unsere Sache ist gerecht!" So entflammte Theoderich seine Franken zur Rache, als er sich aufmachte, gegen die Thüringer zu ziehen.

Nach Bechstein.

74.

Von dem Streiten der beiden Völker mit einander.

Als die Thüringer hörten, daß König Theoderich mit seinem Sohne Theodebert, seinem Bruder Chlotar und einem gewaltigen Heere gegen ihr Land anrückte, versuchten sie in listiger Weise ihre Landesgrenzen zu schirmen. Sie machten

nämlich große und tiefe Fallgruben an dem Orte, wo sie den Einfall der Feinde erwarteten, bedeckten diese Gruben mit grünen Reisern, Erde und Moos, nahmen dahinter Stellung in Schlachtordnung und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Als nun die feindlichen Reiter gegen sie ansprengten, stürzten Roß und Mann in die Gruben und es kamen ihrer sehr viele um. Das Heer der Franken drang aber so ungestüm nach, daß die Thüringer endlich weichen mußten und eine schmähliche Flucht ergriffen. Erst an der Unstrut und dem Weißensee machten sie wieder Halt und erwarteten die Feinde. Dieselben griffen aufs Neue an und es wurde eine mörderische Schlacht geschlagen, welche drei Tage dauerte und auf beiden Seiten so ungeheuer viele Menschen hinwegraffte, daß das Bett des Unstrutflusses von deren Leichen ganz angefüllt war und die Franken über dieselben hin wie auf einer Brücke an's andere Ufer gingen. Der Ort der Schlacht hieß Runiberg.*) König Irminfried floh mit dem Reste der Seinigen, so schnell er konnte, in seine Stadt und Feste Scheidungen an der Unstrut; dort war auch die Königin Amalberga, die Urheberin dieses schweren und verderblichen Krieges, welcher dem Reiche der Thüringer ein Ende machen sollte.

Nach demselben.

75.

Wie König Theoderich Rat hielt.

Nach der Flucht des Königs Irminfried und seiner Thüringer hielt Theoderich mit seinen Feldherren und Hauptleuten Rat, ob er die Feinde weiter verfolgen oder in das Land der Franken zurückkehren sollte. Da stand Walderich, ein Vertrauter des Königs auf und sprach: „Ich rate, daß wir heimkehren, die Todten begraben, die Verwundeten pflegen und ein großes Heer zusammenbringen, denn nach unsern großen Verlusten sind wir nicht mehr

---

*) Jetzt Ronneberg bei Nebra, auf demselben liegt die den Grafen von der Schulenburg gehörige, prächtige Bitzenburg.

stark genug den Krieg glücklich zu beendigen. Was soll aus uns werden, wenn Irminfried die benachbarten Völker zu seiner Unterstützung aufbietet?" Ein anderer Ratgeber des Königs aber, dessen Meinung sich oft als gut bewährt hatte, sprach, als ihn sein Herr fragte: „Ich urteile anders, o König, denn ich meine, daß sich in ehrenvollen Dingen Beharrlichkeit ziemt, wie denn auch unsere Vorfahren die begonnenen Unternehmungen nie aufgaben. Unsere Mühen sind aber den ihrigen nicht zu vergleichen, denn sie haben mit geringer Mannschaft die größten Heere anderer Völker überwunden. Da jetzt das Land unserer Feinde in unserer Gewalt ist, würden wir denselben durch unsern Abzug Gelegenheit geben sich zu kräftigen. Und ziemt es dem Sieger dem Besiegten den Kampfplatz zu überlassen? Ich sage: nein! Auch ist zu bedenken, daß wir nicht zahlreich genug sind, um jeder Burg, die wir gewonnen haben, eine Besatzung zu geben, und daß die Mannen, welche wir als Besatzung würden zurücklassen können, nach unserm Abzuge verloren gehen würden." Diese Worte gefielen dem Könige und allen denen, die nach Siegesruhm begierig waren, so gut, daß beschlossen wurde, im Lager auszuhalten und sogleich eine Gesandtschaft zu den Sachsen zu senden und ihnen den Gruß des Königs Theoderich zu entbieten und sie einzuladen, daß sie ihm gegen Irminfried und ihre alten Feinde, die Thüringer, beiständen und die Burg Scheidungen eroberten; dann wolle er ihnen Land und Reich als ein ewiges Besitztum überlassen. Die Sachsen säumten nicht lange, sondern schickten sogleich neun Heerführer mit je tausend Mann zur Hülfe. Diese Führer traten in das Lager der Franken, jeder mit hundert Mann, während die übrigen draußen blieben, entboten dem Könige Theoderich Gruß und Frieden und sprachen: „Das Volk der Sachsen hat uns zu dir gesandt, entweder deine Feinde zu besiegen oder für dich zu sterben, denn wir können unsern Freunden keinen größern Dienst erweisen, als daß wir für sie den Tod verachten; es ist unser Wunsch, daß du dieses erfahren mögest!" Als die Führer der Sachsen also sprachen, betrachteten die Franken die Fremdlinge, welche, ausgezeichnet an Geist und Leib, treffliche Kriegsgewänder trugen und, die

guten Waffen in der starken Hand, kühnen Mutes umherblickten, während langes Haar ihr stolzes Haupt umwallte. Da meinten einige Franken, solche Freunde könnten wenig Heil bringen, denn wenn sie erst das Reich der Thüringer inne hätten, würden sie auch das Frankenreich vernichten. König Theoderich aber dachte nur an den augenblicklichen Vorteil, nahm die Sachsen als Bundesgenossen auf und gebot ihnen die Stadt zu bestürmen.

Nach Witzschel.

76.

Die Franken sinnen Verrat gegen die Sachsen.

Die Sachsen steckten ein Lager auf den Wiesen im Süden der Stadt ab und griffen bei dem ersten Morgenstrahle des folgenden Tages zu den Waffen. Ihrer Tapferkeit gelang es, daß sie sogleich die Vorstadt gewannen und in Brand steckten, worauf sie dem östlichen Thore gegenüber ihre Schlachtreihe aufstellten. Da machten die Thüringer einen verzweifelten Ausfall und eine fürchterliche Schlacht begann, denn wie die Thüringer für ihr Vaterland, für ihre Weiber und Kinder, ja für ihr eigenes Leben kämpften, stritten die Sachsen für ihren Ruhm und den Erwerb eines schönen Landes. Als nun die Not der Thüringer stieg, wurde Iring von dem Könige Irminfried mit einer unterwürfigen Botschaft und allen Schätzen an Theoderich entsandt, Frieden zu erbitten und freiwillige Unterwerfung anzugeloben. Iring richtete unter Thränen seinen Auftrag aus, da traten Theoderichs Räte, die vorher von Irminfried mit Gold bestochen waren, mahnend herzu und sprachen: „Wir raten dir, o König, daß du, eingedenk der Verwandtschaft mit dem Hause des Thüringenkönigs, das Anerbieten annehmest, da dasselbe dir auch für die Zukunft großen Vorteil verspricht. Denn die Thüringer sind hinreichend geschwächt, um dir hinfort nicht schaden zu können, dagegen sind sie noch stark genug, um dir nützliche Bundesgenossen zu sein; nicht ratsam aber möchte es sein, das unbändige und jeder Anstrengung trotzende Volk der Sachsen noch

mächtiger zu machen. Vereinige dich also mit den Thüringern zu neuer Freundschaft und suche die Sachsen mit ihrer Hülfe wieder zu vertreiben". Obwohl nun König Theoderich anfangs widerstrebte, ließ er sich doch durch solche Reden schließlich bewegen, nahm Irminfried wieder zu Gnaden an und entschloß sich, den Bund mit den Sachsen zu brechen. Auf des Königs Zusage hin fiel Iring diesen zu Füßen, pries die königliche Milde und schickte dann Botschaft an seinen Herrn, um ihn und die Seinigen zu beruhigen, während er selbst im Frankenlager blieb, damit sich nicht Theoderich's Gesinnung über Nacht ändern möchte. Als in Folge dieser Nachricht die Stadt ruhig und des Friedens sicher geworden war, ritt ein Thüringer namens Wito mit seinem Falken vor das Thor, um am Ufer der Unstrut sich mit Jagd zu vergnügen. Der Vogel flog aber an's jenseitige Ufer und wurde von einem Sachsen, namens Gozhold gefangen, welcher ihn an sich gelockt hatte. Der Thüringer bat den Sachsen, ihm den Vogel zurückzugeben, doch dieser weigerte sich es zu thun. Da begann endlich der Thüringer: „Läßt du den Vogel zurückfliegen, so will ich dir ein Geheimniß mitteilen, das dir und deinen Landsleuten von großem Nutzen sein wird; du hast darauf meinen Eid!" Der Sachse antwortete: „Sage an, hier ist dein Falke!" Als nun der Sachse wirklich den Falken fliegen ließ, sprach der Thüringer wieder: „Die Könige haben sich mit einander versöhnt, und zieht ihr nicht diese Nacht von dannen, so geschieht euch nichts Gutes!" Der Sachse fragte: „Sprichst du das im Ernste oder im Scherze?" Der Thüringer erwiderte: „Die zweite Stunde wird morgen kund thun, ob ich die Wahrheit gesprochen oder nicht." Also schieden die beiden; der Thüringer kehrte mit seinem Falken wieder in die Stadt zurück, der Sachse aber eilte, seinen Genossen die wichtige Nachricht zu bringen. Die Sachsen wurden durch dieselbe anfangs dermaßen erregt, daß sie nicht wußten, was sie thun sollten und einige Führer von Flucht sprachen. Da trat unter ihnen ein hochbetagter Krieger namens Hagk auf, dessen Körperkraft noch ungeschwächt war und der gewöhnlich „Vater der Väter" genannt wurde. Dieser ergriff der Sachsen heiliges Feldzeichen, das Bild eines Löwen

und Drachen mit einem darüberfliegenden Adler, richtete sich hoch auf und sprach festen Sinnes also: „Ich habe lange unter den Sachsen gelebt und bin unter ihnen alt und grau geworden, aber ich habe sie noch niemals fliehen sehen, wie kann ich nun jetzt thun, was ich nicht gelernt habe? Zu kämpfen habe ich gelernt, aber nicht zu fliehen; ich will's auch nicht lernen! Gestattet mir mein Schicksal nicht länger zu leben, so will ich mit meinen Freunden fallen. Beispiele väterlicher Tapferkeit sind mir die Leichname unserer Brüder und Freunde, welche in unserer Nähe hingestreckt wurden, weil sie lieber fallen, als dem Feinde das Feld räumen wollten. Doch genug sind's der Worte über die Verachtung des Todes; haben wir es doch nur mit sorglosen Feinden zu thun und ziehen nicht aus zum Kampfe, sondern nur zum Morden! Seht, wegen des verheißenen Friedens und unsers schweren Verlustes ahnen sie kein Unheil und werden heut auch, vom Kampfe ermüdet, die Wachen versäumen. Auf also! Laßt uns über die sichere Stadt heute Nacht noch herfallen und sie überwältigen! Folgt mir als eurem Führer, und ich setze mein Haupt zum Pfande, daß geschehen wird, was ich gesprochen!"

Nach demselben.

77.

Die Sachsen stürmen Scheidungen.

Als die versammelten Sachsen solche Worte ihres ältesten Helden vernahmen, stimmten sie ihm freudig zu und versprachen seiner Führung zu folgen. Den Rest des Tages verwendeten sie nun darauf sich zu stärken und zu erfrischen, dann griffen sie mitten in der Nacht zu den Waffen, stürmten die Mauern und drangen unter gewaltigem Geschrei in die unbewachte Stadt. Viele der Thüringer suchten ihr Heil in der Flucht, andere irrten wie Trunkene in den Straßen und auf den Wällen umher, noch andere fielen widerstandslos den Sachsen in die Hände, indem sie dieselben für die Ihrigen hielten. Die Sachsen tödteten von den Gefangenen alle erwachsenen Männer, die jüngeren aber sparten sie zur

Beute und zur Knechtschaft auf. Das war eine Nacht voll Geschrei, Mord und Plünderung und kein Ort in der Stadt blieb ohne Angst und Todesnot, bis die Morgenröte über dem schnell errungenen Siege und den zahllosen Leichen der Thüringer aufstieg. Vergeblich wurde König Irminfried gesucht; derselbe hatte sich mit Frau und Kindern durch die Flucht gerettet. Am Morgen stellten die Sachsen am östlichen Thore der Stadt einen Adler auf, errichteten einen Siegesaltar und brachten ihren Göttern nach der Väter Weise Dankopfer dar. Drei Tage hielten sie ihr Siegesfest, dann verteilten sie unter sich die Waffenbeute, erwiesen den Gefallenen kriegerische Ehren und priesen ihren Führer Hagk, wie er es verdiente. Hierauf kehrten sie in das Lager der Franken zu König Theoderich zurück, wurden von demselben freundlich empfangen, wegen ihrer Tapferkeit sehr gelobt, Freunde und Bundesgenossen der Franken genannt und mit dem ganzen Lande der Thüringer begabt. Die Stadt Scheidungen, welche sie vor Brand verschont hatten, machten sie nun zu ihrem Wohnsitze.

Nach demselben.

78.

König Irminfried's Tod.

Als König Theoderich vernahm, daß Irminfried mit den Seinigen entkommen sei, fürchtete er, daß derselbe ihm neuen Krieg bereiten möchte, daher ersann er eine List, um sich seiner zu entledigen. Er überredete durch große Verheißungen Iring, welcher noch als Gast im Lager der Franken weilte, daß er seinen Herrn, den Thüringer König bewegte, zu ihm zu kommen und denselben alsdann so um's Leben brächte, daß niemand merken könnte, Theoderich habe dabei seine Hand im Spiele gehabt. Iring weigerte sich zwar lange, zuletzt jedoch wurde er schwach und war bereit den Verrat an seinem Herrn zu üben. Als nun Irminfried mit Iring zu Theoderich kam, fiel er vor demselben nieder und bat ihn flehentlich, er möge ihm alle Unbill verzeihen, die er sich gegen ihn erlaubt habe, dazu hätten seine Frau

und Iring, sein Marschalk, geraten. Wie Iring, der mit entblößtem Schwerte als Theoderichs Waffenträger dabei stand, das hörte, rief er ergrimmt aus: „Das ist erlogen!“ schwang das Schwert und tödtete seinen Herrn. Kaum war dies geschehen, so sprach Theoderich zu Iring: „Daß du deinen eigenen Herrn ermordet hast, macht dich mir und allen frommen Menschen verhaßt; darum hebe dich von meinem Angesicht, ich mag dich hinfort nicht länger an meinem Hofe sehen noch Teil an deiner Freventhat haben!“ Da sprach Iring: „Mit Recht bin ich durch meine Greuelthat ein Abscheu der Menschen geworden; ehe ich aber gehe, will ich meinen Herrn rächen, der hier erschlagen liegt!“ Und mit demselben Schwerte, mit welchem er Irminfried getödtet hatte, durchbohrte er nun auch den Frankenkönig Theoderich. Dann legte er den Leib seines Herrn über den Leib des Frankenkönigs, damit der im Leben Besiegte wenigstens im Tode die Oberhand behielte, bahnte sich mit dem Schwert einen Weg durch die entsetzten Franken und entrann. — So groß ward Irings Ruhm, daß man die Milchstraße am Himmel nach ihm „Iringsweg“ oder „Iringsstraße“ genannt hat.*)

Nach Bechstein.

79.

König Samo.

Als König Dagobert über das ganze westliche und östliche Franken regierte, erhob sich ein fränkischer Kaufmann namens Samo zum Könige über das slavische Volk der Wenden, das in Böhmen, Mähren, der Lausitz sowie an der mittleren Elbe und Saale ansässig war. Da geschah es, daß andere fränkische Kaufleute auf einer Handelsreise von den Wenden beraubt und erschlagen wurden; deshalb sandte Dagobert einen Vertrauten namens Sicharius zu Samo, um die Bestrafung der Schuldigen und die Rückgabe des Raubes zu erwirken. König Samo aber wollte den

---

*) Nach dem Berichte Gregor's von Tours wurde der Thüringer König Irminfried bei einem Gespräche mit dem Frankenkönige Theoderich auf der Mauer der Stadt Zülpich herabgestürzt und verschied.

Gesandten nicht empfangen noch seine Botschaft vernehmen, daher verkleidete sich Sicharius als Slave, ging so zu Samo ein und entledigte sich seines Auftrages. Als nun Samo sich weigerte die Forderung zu gewähren, rief Sicharius zornig: „Du und dein Volk seid meines Königs Unterthanen!“ Samo antwortete ruhig: „Der Slaven Land und Volk sind Dagobert nicht unterthan, sollen aber sein eigen werden, wenn er beider Freund sein will!“ Sicharius dagegen fuhr trotzig fort: „Unmöglich können Christen, Gottes Knechte, zu Freunden heidnischer Hunde werden!“ Da entbrannte auch Samo's Zorn und er rief: „Sind die Slaven Hunde, so sollt ihr fühlen, wie sie beißen!“ Hierauf ließ er den Boten mit Schimpf aus dem Lande jagen. Nun entstand ein großer Krieg. Dagobert sammelte ein großes Heer aus Austrasien, Thüringen sowie aus dem Volke der Langobarden und Alamannen; mit dem zog er gegen die Wenden. Bei Vogtsberg geschah eine große Schlacht, die drei Tage dauerte; in derselben wurden die Krieger Dagoberts von den Wenden gewaltig geschlagen und flohen eilig in ihre Heimat zurück. Nun fielen die Wenden von allen Seiten in Thüringen ein, plünderten und verheerten das Land und hausten in demselben ärger als vordem die Hunnen. Nach demselben.

80.

Bonifacius bekehrt die Thüringer.

Als St. Bonifacius vernahm, daß das Land der Thüringer noch im Heidentum steckte, beschloß er dasselbe zum Christentume zu bekehren und fragte daher einen alten Ritter nach des Landes Gelegenheit; derselbe aber sprach: „Das Land Thüringen ist zwölf Meilen lang und breit, zwei große Waldgebirge, der Harz und der Thüringerwald schließen es ein, dazu zwei schöne fischreiche Gewässer, die Werra und Saala; würde es dem Christentume gewonnen und gut angebaut, es wäre das beste und glücklichste der Welt.“ Da Bonifacius solches hörte, sammelte er ein großes Heer und zog mit demselben gen Thüringen. Die

Thüringer aber erschraken sehr, und da sie erst wenig Städte und Burgen im Lande hatten, die ihnen zum Schutze hätten dienen können, so flohen sie zu einem großen Teile mit Weib und Kind in einen Bruch an der Unstrut, hinter einen Wall, die Trettenburg genannt, wo sie todt oder lebendig bleiben wollten. Der Bischof zog bescheidentlich in's Land, fügte ihnen kein Unheil zu und sandte zu ihnen, daß sie einige ihrer Häuptlinge zu ihm schicken möchten. Das thaten auch die Thüringer, und als nun die Abgesandten bei Bonifacius waren, sprach derselbe: „Liebe Thüringer, ich rate euch, daß ihr euch taufen laßt und Christi Glauben annehmt, denn das wird euch zu Nutz und Frommen sein; wenn ihr euch aber dessen weigert, so werde ich anders mit euch reden, denn ihr seht, daß ich wohl gerüstet bin.“ Da fragten die Thüringer: „Was für Nutz und Frommen entsteht uns davon?“ Bonifacius sprach nun vieles zu ihnen von dem Sohne Gottes, der Mensch geworden sei, Gerechtigkeit und Frieden mitgebracht habe und seine Bekenner von ungerechter Gewalt an Leib und Gut auf Erden und ihre Seelen aus der Macht des Teufels und der Hölle befreie. Als die Thüringer solches vernahmen, sprachen sie: „Wenn dein geborener Gott das vermag, so sorge dafür, daß er uns auch von dem Zehnten möge befreien, den wir dem Hunnenkönige geben müssen von Leib und Gut, ja sogar von unsern Kindern. Wird uns nur das *eine* verheißen, daß wir von dem Zehnten ledig werden sollen, so wollen wir getreulich glauben; geschieht es aber nicht, so wollen wir von der Macht deines geborenen Gottes nichts wissen und todt oder lebendig bei unserm alten Glauben verharren. Nun mögest du uns darauf antworten.“ Da wußte der Bischof nicht sogleich zu erwidern, berief seinen Rat und sprach: „Also ist der Thüringer Begehren; wie aber kann ich dasselbe erfüllen, da der Hunnenkönig gar so mächtig ist? Auch möchte ich sie nicht bekriegen, denn ich kann nicht die Last ihres Blutes tragen; würde ich sie aber in ihrem Unglauben belassen, so würden die anderen Neubekehrten auch wieder abfallen.“ Da rieten ihm seine Freunde, daß er den Thüringern Bedenkzeit geben möchte; das that er auch. Als nun der

Bischof sich am Abende desselben Tages zur Ruhe niedergelegt hatte, kam eine gewaltige Stimme vom Himmel zu ihm, daß die Erde erzitterte, und sprach also: „Du Thor, wie willst du die Thüringer bewegen, an mich zu glauben, wenn du selbst an mir zweifelst? Um des Menschen, meines Ebenbildes, willen bin ich vom Himmel gekommen, habe Recht und Gerechtigkeit durch mein Blut Armen und Reichen zugleich gebracht und will nicht, daß ein Mensch von seinem Leibe Zins und Zehnten gebe. Darum sichere den Thüringern Befreiung von dem Zehnten an den Hunnenkönig los und bleibe bei ihnen zum Zeichen dafür, bis meine Hülfe kommt!" Solches verkündete Bonifacius am nächsten Morgen den Thüringern, welche sich gar sehr dieser Botschaft erfreuten; er selbst aber blieb allda in seinem Lager an der Unstrut, wo später das Kloster Nägelstädt oder Neilstädt erbaut ward. Als die Hunnen erfuhren, daß die Thüringer den Zehnten nicht mehr bezahlen wollten, brachen sie mit großer Macht in Thüringen ein und bestürmten das Lager in dem Bruche mit solcher Gewalt zu Pferde und zu Fuß, daß viele von ihnen in die Unstrut gedrängt wurden. Während des Streites aber stand der Bischof am jenseitigen Ufer und flehte Gott an um Sieg über das Hunnenvolk. Und Gott half den Thüringern, daß sie so viele Hunnen erschlugen, daß sich die Unstrut weithin mit Blut färbte. Alle Hunnen, die auf dem Rieth waren, wurden erschlagen, die anderen, welche auf sicherem Boden waren, entkamen jedoch. Die Wahlstatt heißt noch jetzt „auf der Fahre." Als die Thüringer nun mit Gottes Hülfe über die Hunnen gesiegt hatten und dadurch von dem Zehnten frei geworden waren, ließen sie sich taufen und glaubten an den Sohn Gottes. Solche Schlacht zwischen den Thüringern und Hunnen geschah auf dem Riethe bei Nägelstädt.

Nach Binhard.

81.

Wie ein Mönch der Unstrut einen Durchbruch verschafft.

Vor mehr als tausend Jahren hat der Thalkessel der Unstrut einen großen und tiefen See gebildet, dem man

oft vergeblich einen Abfluß zu verschaffen gesucht hat. Da geschah es, daß ein Mönch, welcher leichtsinnig das Gelübde der Keuschheit gebrochen hatte, zur Sühnung seiner Schuld lebendig eingemauert werden sollte. Kurz vor der Zeit, die zur Vollstreckung des Urteils bestimmt war, ließ der sündige Mönch den Abt bitten noch einmal seine Beichte zu hören. Als der Abt das that, erbot sich der Mönch, wenn man ihm das Leben schenkte, dem See einen Durchbruch zu verschaffen. Nachdem alle Klöster jener Gegend darum befragt worden waren, kam man überein, das Begehren des Mönches zu erfüllen, wenn er für sich allein und ohne alle menschliche Hülfe den Abfluß herstellte. Der Mönch untersuchte nun jeden Punkt ganz genau und fand endlich, daß unterhalb Memleben das Werk am leichtesten sein würde, da sich jenseits des felsigen Berges das Land immermehr abflachte. Dort also ging er an das Riesenwerk, welches er bei aller Kraft und Ausdauer nicht vollendet haben würde, wenn ihm der Teufel nicht Beistand geleistet hätte. Einige Fuß tiefer, als der Wasserstand des Sees war, fing er an eine Höhle durch den Felsen zu arbeiten und leitete dann durch Gräben das Wasser bis an den Fuß des Berges. Alsbald schoß es in die Höhle hinab, bahnte sich allmählich einen immer breiteren und tieferen Weg und riß mit der Zeit auch die Felsmassen, welche darüber lagerten, mit fort. So hat der Mönch dem Thüringerlande einen großen Segen gebracht, er selbst aber ist eine Beute des Teufels geworden.

Nach der Thuringia, 1843.

82.

Von der Unstrutnixe.

Auch in der Unstrut wohnt eine Nixe, die ist ein gar gutes Ding, doch hat sie sich gegen schlechte Menschen auch sehr böse erwiesen. Lange und triefende Haare hängen ihr von dem schön geformten Haupte bis zur Ferse herunter, mit ihren kleinen wasserhellen Augen blinzelt sie freundlich diejenigen an, denen sie wohl will. Ihr Kleid rauscht wie Seide und ist von wunderbaren, unterirdischen Stoffen

gewebt. Zuweilen wandelt sie in der Dämmerstunde am Ufer und lächelt wohlgefällig, wenn die ruhigen Gewässer ihr Bild glänzend zurückstrahlen. Einst brachte eine blutarme Witwe ganz allein ihren wenigen Flachs an die Unstrut zum Rösten, und dabei weinte sie bitterlich, denn erst kürzlich war ihr einziges Töchterlein in die Unstrut gefallen und spurlos verschwunden. Die Tränen rollten hellglänzend über ihre Wangen und mischten sich mit den Wellen und dabei seufzte sie laut: „O mein liebes, einziges Töchterlein, du liegst nun tief unten im kalten Wasser begraben! Oder hat dich vielleicht um deiner Schönheit willen die Nixe mit sich hinabgeführt in ihr dunkles Haus? Nur einmal noch möchte ich dich sehen, mein unglückliches Kind!" Da werden plötzlich die Wellen ruhiger und sanfter Gesang ertönt aus der Tiefe, aus welcher die Nixe emportaucht, in den Armen das schmerzlich beweinte Kind tragend. „Ach, gieb mir, liebe Nixe, mein gutes Töchterlein wieder!" fleht die Mutter — „Verlange dafür alles von mir, selbst mein Leben!" Die Nixe schwebt mit leichtem Fuße über das Wasser zu der Mutter und legt ihr das Kindlein in die Arme, es ist aber starr und todt. „Hast du es getödtet?" fragt die Mutter mit schmerzlichem Blicke — „O nein!" fährt sie fort — so grausam bist du nicht, denn deine Augen zeugen von Theilnahme! Gewiß ist's ertrunken und du konntest ihm nicht zur Rettung herbeieilen, was du gewiß gethan hättest! Nun ich es wenigstens todt wieder habe, will ich es feierlich begraben und sein Grab mit schönen Blümlein bepflanzen!" Da sagte die Nixe mit tiefer Rührung im Klange ihrer Stimme: „Thu es nur, arme Mutter, und damit du die Mittel dazu habest, nimm hier die Perlen in goldner Schale; es sind deine Tränen, die ich aufgefangen und in Perlen verwandelt habe!" Also sprach sie und verschwand in den Wellen des Flusses. — Einst spielten Knaben in der Nähe der Unstrut; da sagte einer von ihnen: „Kommt, wir wollen die Nixe zu Tode steinigen, die dort an der Gartenecke im Flusse wohnt, wo es am tiefsten ist!" Alle waren dazu bereit und liefen nach der bezeichneten Stelle, von der aus sie Stein auf Stein in die Tiefe warfen und dabei riefen:

„Wassernixe, du mußt sterben
In dem tiefen Wasserloch;
Wassernixe, bist getroffen,
Wassernixe, lebst du noch?“

Bei jedem Wurfe schäumten die Wellen höher auf, wodurch die Knaben nur noch lustiger wurden und deshalb ihr Spiel immer eifriger fortsetzten. Plötzlich wußten sie nicht, wie ihnen geschah, denn die Wassernixe stand mitten unter innen, blickte sie zornig an, erfaßte den Knaben, der die Ungezogenheit angestiftet hatte, beim Haare und sprang mit ihm in die Tiefe. Starr vor Entsetzen standen die übrigen Knaben da, hörten noch aus der Tiefe den gellenden Angstschrei ihres Kameraden und sahen bald darauf aus der blutroten Färbung des Wassers, daß die Nixe ihn getödtet hatte. — Ein Müller an der Unstrut hatte schon zweimal vergeblich das Wehr bei seiner Mühle gebaut, und als es auf's Neue fortgerissen war und er sich mit einem Baumeister über den Wiederbau besprach, sagte dieser ihm leise in's Ohr: „Unsere Mühe ist umsonst, wenn ihr nicht im Geheimen ein Kind kauft, das noch an der Mutterbrust trinkt.“ „Und was wollt ihr damit?“ fragte der Müller betroffen. „Das muß lebendig hinein gemauert werden, wenn das Wehr der Gewalt des Wassers widerstehen soll“, gab jener zur Antwort. Der Müller lächelte über diese Rede, denn er hatte nicht Lust solche Schuld auf sich zu laden. Als nun aber der Baumeister täglich auf ihn einsprach, entschloß er sich endlich zu der Unmenschlichkeit und suchte lange nach einem Kinde, wie es gefordert wurde. Endlich fand sich eine arme Frau bereit, dem Müller für schnödes Gold ihr Kindlein zu opfern, worauf der Baumeister unter allerhand Zaubersprüchen den Säugling einmauerte, ohne daß jemand die böse That erfuhr. Als im nächsten Jahre die Unstrut über die Maßen groß und wild wurde, trotzte das Wehr den Wogen, als wäre es von Porphyr oder Granit, und so war es volle zwanzig Jahre lang. Da geschieht es von ungefähr, daß die Mutter des Kindes eines Tage in die Nähe des Wehres kommt; sogleich fängt das Wasser an gewaltig zu brausen und zu toben und wühlt sichtbar den allertiefsten Grund auf. Bald

wankt das Wehr, birst in Stücke und sinkt unter furchtbarem Krachen in die Wogen, aus diesen aber taucht die Nixe singend empor, eine holde Jungfrau an ihrer Hand haltend. In derselben erkennt die Rabenmutter ihr armes Kindlein, eilt, von Entsetzen gepackt, davon und wird noch selbigen Tages todt an den Ufern des Flusses gefunden.

Nach der Thuringia, 1843.

83.

Tod der letzten Aebtissin von Donndorf.

Die Herren von Werthern, welche das Schutzrecht über das Kloster Donndorf ausübten, traten im Jahre 1540 zur Reformation über und ließen daher die vorhandenen Nonnen des Klosters aussterben. Die letzte derselben war die Aebtissin Felicitas Hacke, welche daselbst also gestorben sein soll: Am 12. Juli 1561 stieg ein gewaltiges Ungewitter am Himmel empor und stand drohend über dem Kloster. Wiewohl nun die Bewohner desselben ohne Unterlaß andächtig beteten, so wollte doch das Wetter nicht weichen und sandte Strahl auf Strahl zu dem Kloster hinab. Da meinte die alte Aebtissin, eine fromme Frau, in diesem Ereignisse eine Weisung Gottes zu erkennen, daß ihr Ende gekommen sei und der Herr sie im Wetter abrufen wolle. Sie stieg also aus ihrem Obergemache die Treppe hinunter, setzte sich vor dem Kloster betend in ihren alten Lehnsessel und erwartete getrost ihr Ende. Und wirklich fuhr alsbald ein Blitzstrahl vom Himmel herab, die Aebtissin sank todt zu Boden — und nun zog auch das Unwetter an dem Kloster vorüber. Seitdem errichteten die Herren von Werthern in demselben eine Schule.

Aus „Thüringen und der Harz.“

84.

Das Nonnengespenst zu Gehofen.

Eine Frau von Eberstein, die das Schloß zu Gehofen bei Allstedt bewohnte, wollte aus einer kleinen Küche und Kammer eine schöne, große Küche machen lassen. Während

nun die alten Mauern abgerissen wurden, begegnete der Edelfrau plötzlich an jenem Orte eine schöne Nonne mit einem roten Kreuze auf der Stirn und sprach zu jener in freundlichem Tone: „So viele reiche Leute haben schon vor euch in diesem Schlosse gewohnt, und doch hat keine daran gedacht, diese Stube besser machen zu lassen, weil ihr das nun endlich thut, sollt ihr auch einen Schatz bekommen, der unaussprechlich groß ist.“ Entsetzt antwortete die Edelfrau: „Behaltet euern Schatz für euch, ich habe ihn nicht nötig.“ Da fiel die Nonne sie an und kniff sie braun und blau, damit sie den Schatz nehmen sollte, verfolgte sie vier Wochen lang, fuhr mit ihr in die Kirche und wieder heraus und flüsterte ihr selbst dann in's Ohr, wenn sie neben jemandem saß. Niemand aber konnte außer der Edelfrau die Nonne sehen als eine Dienstmagd und ein Knecht. Immer begleitete der Spuk die Edelfrau und redete ihr von dem, was mit dem Schatze geschehen sollte; sie sollte nämlich zwei Rosenkränze, die obenauf lägen, in ein katholisches Kloster senden und von dem übrigen Gute die Kirche von Gehofen, in der die Nonne begraben läge, neu aufbauen. Die Nonne nannte auch die Stelle, wo das Grab sich befände, auf dasselbe müßte ein großer Grabstein gelegt und darüber ihr Bild mit einem bestimmten Verslein aufgehangen werden. Die Frau von Eberstein schickte einen Boten nach der Kirche, um alles untersuchen zu lassen, da fand es sich so, wie die Nonne gesagt hatte. Unterdessen ging der Spuk immer weiter, und um die Edelfrau willig zu machen, sagte die Nonne, dieselbe dürfe mitnehmen, wen sie wolle, viele oder wenige Personen, auch ihren Prediger; sie müsse aber am Tage hingehen und zwei Schürzen umthun, von denen sie eine abnehmen und auf den Schatz werfen sollte. Ein schwarzer Hund, der auf demselben läge, würde ihr nichts zu Leide thun, denn die Nonne wollte neben ihr stehen und sie in die Arme nehmen. Endlich ging die Frau zu dem Prediger und fragte diesen um Rat. Derselbe riet ihr, sich nicht von dem Teufel verführen zu lassen und ermahnte sie zu ernstlichem Gebete. Da nun die Edelfrau eines Tages sehr fleißig betete, trat die Nonne wieder zu ihr und sprach: „Bete nur zu, ich bete

auch gern und bin gern da, wo man betet, denn ich bin kein Teufel, für den ihr mich haltet. Grade weil ihr so fleißig betet, ist euch der Schatz beschieden und ihr sollt denselben selbst wider euren Willen bekommen.“ Das unausgesetzte Quälen schwächte die Edelfrau dergestalt, daß ihr Mann einen berühmten Arzt holen ließ, um ihn über den Zustand der Armen zu Rate zu ziehen. Als der Arzt kam, sprach die Edelfrau eben mit der Nonne, die neben ihrem Bette auf einem Stuhle saß, doch nur ihr sichtbar war. Als der Arzt auf den Stuhl zuging, stand sie auf und trat vor das Bett. Der Arzt konnte auch nichts helfen, man wandte sich also an die theologische Facultät zu Jena, welche den Ausspruch that, daß dies ein Teufelsgespenst sein müsse. Und alle Leute haben dies damals auch angenommen, denn es hat mit der Frau von Eberstein, da dieselbe ihm nicht zu Willen war, sehr übel verfahren, derselben einen Arm, hernach auch ein Bein zerschlagen, ja ihr zuletzt den Arm umgedreht; ebenso hat es der Magd, welche ihrer armen Herrin zur Hülfe eilte, einen Arm gebrochen. Darüber, daß weder der Prediger in Gehofen, noch die theologische Facultät zu Jena das Gespenst zu bannen vermochten, haben sich damals die Leute gar sehr gewundert, auch darüber, daß die Edelfrau nicht durch ihr Gebet Ruhe gefunden hat.

Nach Witzschel.

Druck von Ernst Schneider in Eisleben.

